It. sing.
1081 rb/3

<36617770910013
<36617770910013
Bayer. Staatsbibliothek

Reisen

durch

Südamerika.



F.A BROCKHAUS X.A

Reisen

durch

Südamerika.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Dritter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1867.

Ab/50/437

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ausdrücklich vor.

Inhaltsverzeichniss des dritten Bandes.

Erstes Kapitel.

Reise nach der Provinz Espiritu Santo. (1860).

Seite

Die Barre von Itapemirim. — Ankunft in Victoria. — Der Präsident. — Excursion nach der Colonie Santa Isabel, — ihre Verhältnisse, — religiöse Umtriebe. — Zukunft. — Besuch der Colonie Santa Leopoldina. — Flussfahrt. — Gründung der Colonie, — ihre Lage, — die Vermessungen, — Bodenbeschaffenheit und Productionsfähigkeit, — die Directoren, — die Colonisten und ihre Verhältnisse. — Regierungsberichte über die Colonie, — Rückkehr nach Victoria. — Reise nach Itapemirim. — Jacú. — Ponta da Fructa. — Guarapary. — Benevente. — Piuma. — Fazenda do Muqui. — Der Baron von Itapemirim, — eine Erbschaftsgeschichte. — Die Villa. — Die Colonie Rio novo. — Caetano Dias da Silva. — Sein Programm. — dessen Erfüllung. — Verhältnisse der Colonie. — Boden und Klima. — Der Rio novo. — Das Coloniethal Rio novo. — Rassenmischung. — Das Thal Páo d'Alho. — Ansichten des Pfarrers Araujo. — Zukunft der Colonie. — Die Fazenda Limão. — Geschichte einer Colonistenfamilie. — Abreise von São Antonio. — Weg nach dem Rio Itabapoana 1

Zweites Kapitel.

Reise durch die Provinz Rio de Janeiro. (1860.)

Fazenda de São Pedro d'Alcantará. — Brasilianische Hölzer. — Weg nach Campos. — Die Campos dos Goytacazes. — Die Stadt São Salvador dos Campos. — Dampferverbindung mit Rio de Janeiro. — Spital und Findelhaus. — Prellerei. — Dampfschiffahrt auf dem Rio Parahyba. — São Fidelis. — Schwierigkeiten wegen der Weiterreise. — Aldea das Pedras. — Bom fim. — Eine alte Colonistenfamilie. — Fazenda Conceição do Rio negro. — Kaffeecultur. — Kaffeemotte. Behandlung des Kaffees. — Kaffeeexport. — Die frühere Sklaveneinfuhr. — Veränderte Cultur auf den Fazendas, — Betrachtungen darüber. — Reinertrag der Kaffeeplantagen. — Die Sklaven auf den Fazendas. — Wohnungen. — Kleidung. — Nahrung. — Behandlung.

Seite

— Kaffeesurrogate. — Verwendung der Kaffeeabfälle. — Kaffeethee. — Dessen Bereitung. — Aufguss. — Werth desselben. — Die grossen Ameisen. — Naturgeschichtliches. — Schaden. — Vertilgungsarten. — Blindechsen. — Giftschlangen. — Ein interessanter Vergiftungsfall. — Bemerkung über die socialen Zustände Brasiliens. — Das Städtchen Cantagallo. — Seine Geschichte und frühere Goldausbeute. — Dr. Peckolt. — Weg nach Morro queimado. — Geschichte der schweizerischen und deutschen Colonien von Neu-Freiburg. — Weg nach Cachoeira. — Eisenbahn Dom Pedro II. — Erträgniss der brasilianischen Eisenbahnen. — Sampaio. — Das Thal des Rio Macacú. — Villa nova 82

Drittes Kapitel.

Besuch der Parceriecolonien in der Provinz Sao Paulo. (1860).

Fahrt nach Santos. — Reise nach São Paulo. — Gasthof. — Strafanstalt. — Präsident. — Die Colonien Santo Amaro und Itapecirica. — Dr. Lopez. — Maulthierkur. — Weg nach Jundiahy. — Herberge. — Das Parceriesystem. — Die Colonien Lagoa, Sitio grande und São Joaquim. — Campinas. — Die Stadt. — Colonistencorrespondenz. — Die Fazendas Boa vista und Tapera. — Laranjas, — eine edle Frau. — Soledade. — Boa vista des Hrn. João Leite. — Sete Quedas. — Verlust der Reisethiere. — Juiz Municipal. — Sklavenmorde. — Dr. Langaard. — eigenthümliche Negerkrankheit. — ein irischer Arzt. — Die Bedeutung von Campinas. — Weg nach Limeira. — Die Fazendas São Jeronimo. — Palmira und Morro Azul. — nach Rio Claro. — José Vergueiro und seine Colonisten. — Die Fazenda São Lourenzo. — Dr. Elias und seine Colonisten. — Fazenda Boavista. — São João do Rio Claro. — Elias Velho und seine Colonisten. — Piracicaba oder Cidade de Constituição. — Militärcolonie Itapura. — Villa de Capivary. — ein gefangener Colonist. — Cidade de Itú. — Rückkehr nach São Paulo. — Die Universität. — Die übrigen Erziehungsanstalten. — Kirchen und Klöster. — Häuser. — Die Marqueza de Santos. — Promenaden. — Gründung von São Paulo. — Die Paulistas. — Lage der Stadt. — Rückkehr nach Rio de Janeiro 220

Viertes Kapitel.

Besuch der Colonien in der Provinz Santa Catharina. (1861.)

Reise an Bord der Dampfcorvette Paraense. — Der Commandant Delphim Carlos Carvalho. — Zur Geschichte der Unterdrückung des Sklavenhandels in Brasilien. — Bemerkungen über die kaiserliche Marine. — Ankunft im Hafen São Francisco. — Fahrt nach der Colonie D[a] Francisca. — Ihre Gründung und Geschichte. — Joinville. — Annaburg und Pedreira. — Culturpflanzen. — Klima und Strassen, — innere Verhältnisse der Colonie. — Vereine. — Zeitung. — Bevölkerung. — Colonisten von D[a] Francisca in der Provinz Paraná. —

Seite

Barratas. — Eindruck der Colonie. — Abreise. — Die Barre von Itapocoroya. — João Souza. — Weg an den Itajahy. — Die belgische und deutsche Colonie. — Ankunft in Blumenau. — Gründung und Entwickelung der Colonie. — Dr. Blumenau. — Klima. — Producte. — Wege. — Der Ort Blumenau. — Badenfurt. — Die wilden Indianer. — Geistliche. — Schule. — Arzt. — Vereinsleben. — Excursionen. — Schildkröten. — Canots. — Mord. — Blumenaus Zukunft. — Die Colonien am Itajahy mirim. — Rückkehr nach Itapocoroya. — Fahrt nach Santa Catharina. — Besuch der Colonien. — Santa Isabel. — Colonie Theresopolis. — Die ehemalige Colonie São Pedro d'Alcantará. — Die Insel Santa Catharina. — Physiographisches. — Agricultur. — Geschichtliches. — Walfischfang. — Bevölkerung. — Die Hauptstadt Desterro. — Das Lyceum. — Handel und Industrie. — Ein Contract von Dr. E. F. França. — Schildkröten. — Abreise . 337

Verzeichniss der Holzschnitte und Karten des dritten Bandes.

1. Separat gedruckte Holzschnitte.

Seite

Titelbild.

Fazenda e Nª Sª da Conceição do Rio Negro 106

Charakterlandschaft am Itajahy (Indaiapalme) 378

„ „ „ „ (Girivápalme und Araucaria) 380

Blumenau . 387

Ansicht von Desterro auf der Insel Santa Catharina 422

Hauptkirche in Desterro . 422

2. In den Text gedruckte Holzschnitte.

Initial U. Flussübergang am Rio Novo 1

Initial D. Eine Fazenda . 82

Roça . 107

Kaffeezweig . 108

Ruhende Neger . 132

Negerunterhaltung . 133

Neger in der Roça arbeitend 137

Durchschnitt eines Ameisenhaufen 152

Das Innere einer Panella 153

Cantagallo . 177

Initial S. Colonisten beim Kaffeepflücken 220

Kloster von São Francisco in São Paulo 325

Die Kirchen Sé und São Pedro in São Paulo 330

Jesuitencollegium in São Paulo 331

Rua direita in São Paulo . 332

Initial V. Colonistenwohnung 337

Joinville . 349

Villa de Itajahy . 374

Landungs- und Stadtplatz in Blumenau 381

Salto grande do Itajahy mit der Sägemühle 388

Ein Figueiro (Ficus) am Itajahy 391

Haus von Meyer und Spierling in Blumenau 393

3. Karten.

Die Eisenbahnen der Provinz Rio de Janeiro 210

Karte der Colonie Doña Francisca in Südbrasilien 1861 353

Karte der Colonien am grossen und kleinen Itajahy und seiner Zuflüsse nach den Vermessungen von 1859 396

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Reise nach der Provinz Espiritu Santo.

(1860.)



Um mich persönlich von der Lage der Ansiedler in den verschiedenen Colonien der Provinz Espiritu Santo zu überzeugen, schiffte ich mich den 25. October 1860, vom schweizerischen Generalconsul in Rio de Janeiro Herrn E. E. Raffard begleitet, an Bord des Küstendampfers São Matheus ein. Das kleine Schiffchen, von nur 146 Tonnen Gehalt, bestimmt, monatlich einmal eine Rundreise nach den drei vorzüglichsten Häfen der Provinz Espiritu Santo: Itapemirim, Victoria und S. Matheus, auszuführen, war mit Passagieren und Sklaven überfüllt und stand unter der Leitung eines Portugiesen, der diese Reise zum ersten mal machte. Bei tüchtig gebildeten Schiffskapitänen kommt dieser Umstand nicht in Betracht; bei einem grossen Theil der brasilianischen ist er aber,

aus Gründen, die ich in einem spätern Kapitel berühren werde, nichts weniger als vertrauenerregend; auch der erste Steuermann (piloto) hatte nur einmal diese Häfen besucht. Der Kapitän oder Commandante, wie er auf brasilianischen Schiffen heisst, war übrigens ein zuvorkommender, freundlicher und besorgter älterer Mann, aber äusserst unruhig und unstet. Bei einer spätern Reise erfuhr ich zufälligerweise einiges Nähere über ihn. Er hatte früher die Meere der südlichen Provinzen des Reichs bis nach Montevideo beschifft und sich vor mehrern Jahren auf der Insel Santa Catharina mit einem sehr schönen Mädchen verheirathet. Den Tag nach der Rückkehr von einer seiner Seereisen fand man seine junge Frau als Leiche in ihrem Bette. Einige blaue Flecke an ihrem Halse liessen keinen Zweifel über die Todesursache, um so weniger, als der Kapitän als ein äusserst jähzorniger und eifersüchtiger Mann bekannt war. Die Behörden nahmen keine Notiz von dem Vorgange, wahrscheinlich weil ein Kläger fehlte und, als später die Gerüchte zu ihrer Kenntniss drangen, eine Exhumation der Leiche doch zu keinem Resultat mehr geführt hätte. Der Kapitän vermied übrigens lange Jahre die Insel.

Wir hatten die Barre von Rio de Janeiro zugleich mit dem französischen Postdampfer Béarn verlassen, der uns, obgleich unser S. Matheus mit voller Dampfkraft arbeitete, nach wenigen Ruderschlägen weit zurückliess und kaum ¼ Stunde später auch schon am fernen Horizont verschwand. Bei stürmischem, trübem Wetter und hochgehender See, die den grössten Theil der Reisegesellschaft in einen sehr kläglichen Zustand versetzte, steuerten wir zwei Nächte und einen Tag nach Norden und warfen den 27. October morgens um 7 Uhr vor der Barre von Itapemirim Anker. Wir benutzten ein paar Stunden später eine Lancha, die Waaren an Bord gebracht hatte, um ans Land zu fahren. Da der Kapitän sich nur kurze Zeit hier aufhalten wollte und uns keine Pferde zu Gebote standen, um nach der fast eine Legoa landeinwärts gelegenen Villa Itapemirim zu reiten, so beschränkten wir uns darauf, am Küstensaume der Barre etwas Landluft zu geniessen. Die Gegend, abwechselnd Sand, Brackwasser, niedriges Gesträuch, magere Weiden und spärlich bebaute Felder,

macht keinen freundlichen Eindruck. Die zerstreut liegenden Hütten sind sehr ärmlich und von trägen Caboclos und andern Farbigen bewohnt. Es war uns nicht möglich, irgendwo eine Frucht oder sonst eine Erfrischung aufzutreiben, nur in dem schmuzigen Kramladen (Venda), dessen ganzer Inhalt keine fünf Thaler werth war, standen ein paar Flaschen von dem widerlich schmeckenden, ordinären Melassenbranntwein, der aber doch das schlechte Trinkwasser einigermassen geniessbar machte. Um 3 Uhr kehrten wir höchst unbefriedigt von unserm Landbesuche in einer Canoa an Bord zurück und wurden, indem wir über die Barre fuhren, von einem unerwünschten Sturzbade tüchtig durchnässt. Erst um 8 Uhr abends wurden die Anker gelichtet. Man lässt sich in Brasilien eben Zeit und hat „Geduld“.

Da es sehr trübe und der Kapitän mit der Küste nicht vertraut war, so fuhren wir die Nacht über auf hoher See und erreichten um 5 Uhr früh den Eingang der Bai von Victoria. Zwei und ein halbes Jahr früher, damals von Norden kommend, war ich genau zur nämlichen Stunde in die Bai eingelaufen und wie damals ergötzte ich mich von neuem an dem wundervollen Landschaftsbilde, das sich in der günstigsten Morgenbeleuchtung vor unsern Augen aufrollte. Nach 7 Uhr hielt der Dampfer vor der Provinzialhauptstadt und unverzüglich erschien der Sekretär des Präsidenten am Bord, um uns im Namen seines Chefs einzuladen, im Regierungspalaste abzusteigen, was unsererseits um so bereitwilliger angenommen wurde, als in Victoria sich kein Gasthaus befindet. Bald darauf schifften wir uns an der Palasttreppe des Kais aus und wurden vom Präsidenten in seiner Wohnung auf das zuvorkommendste empfangen.

Der Palast, dessen grossartige Dimensionen als ehemaliges Jesuitencollegium ich schon im zweiten Bande erwähnte, war in tadellosem Zustande. Das kaiserliche Ehepaar hatte nämlich auf seiner Rundreise nach den Provinzen des Nordens zu Anfang des nämlichen Jahres auch Victoria berührt und das Regierungsgebäude war in Erwartung des Monarchen theils auf Kosten der Provinz, theils durch die Munificenz mehrerer reicher Gutsbesitzer vollständig restaurirt und geschmackvoll möblirt worden. Da der

Präsident als Junggeselle sich nur auf einige wenige Gemächer zum eigenen Gebrauch beschränkte, so waren die kaiserlichen Appartements noch genau in dem nämlichen Zustande, wie sie die hohen Reisenden verlassen hatten, und wurden uns nun zur Verfügung gestellt.

Im Präsidenten Herrn Antonio Alvez de Souza Carvalho aus Pernambuco fand ich einen ebenso liebenswürdigen als feingebildeten und talentvollen jungen Mann. In seinem Exil, denn der Aufenthalt in Victoria muss einem gebildeten Manne, selbst wenn er die hohe Stelle eines Präsidenten der Provinz Espiritu Santo bekleidet, immer als Exil erscheinen, beschäftigte er sich in seinen Mussestunden vorzüglich mit literarischen Studien. Selbst Dichter und politischer Schriftsteller, war er aus einer leichtverzeihlichen Schwäche besonders für die Arbeiten seiner engern Landsleute enthusiasmirt, und ich wurde durch ihn mit manchem wirklich ausgezeichneten Werke der pernambucanischen Dichterschule bekannt.

Ich kann nicht lobend genug die Bereitwilligkeit und Offenheit hervorheben, mit welcher dieser ausgezeichnete Functionär mir sämmtliche in den Archiven befindliche, die Colonien dieser Provinz betreffende Documente zur Einsicht freistellte. Wahrscheinlich hätte ein anderer Präsident mir eine Menge dieser Schriftstücke in meiner officiellen Stellung nicht gezeigt; ich hätte dann auch meinerseits manches andere dieser Documente nicht verstehen oder nur ganz irrig auffassen können. Ebenso freundlich gab mir der Präsident noch ausführliche mündliche Commentare, wo mir solche wünschenswerth oder nothwendig schienen. Mit Ausnahme einer mehrstündigen Wasserfahrt in der herrlichen Bai war ich zwei Tage lang fast ununterbrochen in den staubigen Acten vergraben.

Der Präsident hatte uns bei einigen Fazendeiros die nöthigen Pferde für den Besuch der Colonie Santa Isabel bestellt und in der Hoffnung, sie am bestimmten Punkte in Porto Velho vorzufinden, fuhren wir den 30. October früh um 6 Uhr nach dem Festlande hin. Wir wurden in unserer Erwartung getäuscht und kehrten nach mehrstündigem Harren wieder nach Victoria

zurück. Da wir im Laufe des Nachmittags die Nachricht von der Ankunft der Pferde in Porto Velho erhalten hatten, so fuhren wir am folgenden Morgen wieder dahin.

Porto Velho ist ein ganz unbedeutender Weiler am Ufer der westlichen Abtheilung der Bai, dem sogenannten Lameirão, und Ausgangspunkt der ehemaligen Strasse São Pedro d'Alcantará, die die Hauptstadt der Provinz Espiritu Santo mit der von Minas geraes verbinden sollte. Schon in ältern Zeiten hatte man das Bedürfniss und die Wichtigkeit gefühlt, die Küste von Espiritu Santo mit dem fernen Hinterlande in Verbindung zu setzen, und die verschiedensten Projecte bald für Land-, bald für Wasserstrassen gemacht. Ueber die verunglückten Versuche der letztern mit Benutzung des Rio Doce habe ich schon früher gesprochen (Bd. II. S. 47). Nicht glücklicher fielen die Anstrengungen aus, eine Landverbindung herzustellen, für die vorzüglich der Staatsminister Graf Linhares ein lebhaftes Interesse zeigte. Man eröffnete wiederholt Picadas durch den Urwald und Pfade über die Serra und stellte Verbindungen her, die zwar versuchsweise benutzt, aber immer bald wieder verlassen wurden, denn die Beschwerden und Gefahren solcher Reisen standen durchaus in keinem Verhältniss zu dem Gewinn, den sie möglicherweise hätten bringen können. Auch in neuerer Zeit hat die Regierung diese Projecte wieder aufgenommen und die Zukunft wird lehren, ob sie damit glücklicher sein wird. Das Innere der Provinz ist grösstentheils mit dichten Urwäldern bedeckt, sehr gebirgig und von zerstreuten Horden wilder Indianer bewohnt. Eine dauernde und zweckmässige Landverbindung zwischen den beiden Provinzen kann daher vernünftigerweise nur durch allmählich vorrückende Colonisation fremder oder einheimischer Bevölkerung und damit Hand in Hand gehender Strassenbaue Aussicht auf Erfolg haben. Jedenfalls wäre sie sowol für Minas geraes als für Espiritu Santo von hoher Wichtigkeit und die letztere so sehr verkommene Provinz könnte durch sie sich bedeutend heben.

Bald nach 7 Uhr ritten wir von Porto Velho ab und langten, einige Zeit aufgehalten durch einen Reiterunfall eines der Gefährten, um 9 Uhr in der Fazenda *Calhabozo* an, deren Besitzer, der

Commendador Fernando Castello, uns mit einer reichbesetzten Frühstückstafel erwartete. Um 11 Uhr setzten wir den Weg fort, ritten in östlicher Richtung durch ziemlich flaches Land, passirten einige gutaussehende Fazendas und erreichten bald das Dorf *Vianna,* eine ehemalige portugiesische Colonie. Den 15. Febraer 1813 siedelte nämlich der damalige Generalintendant der Polizei, Paulo Fernandez Vianna, hier am nördlichen Ufer des Flüsschens S. Agostinho mehrere Familien von den Azorischen Inseln an, in der Absicht, durch eine allmählich nach Westen vorrückende Colonisation die Botokuden, in deren Besitze zu Anfang dieses Jahrhunderts noch die ganze Gegend war, mehr und mehr nach den Gebirgen zurückzudrängen. Im Jahre 1815 wurde mit dem Baue einer ziemlich hübschen N[a]. S[a]. da Conceição geweihten Kirche begonnen und 1817 der Ort, der zur Erinnerung an seinen Gründer den Namen Vianna erhielt, zur Pfarrei erhoben; 1818 wurden fünfzig azorischen Familien die Besitztitel über die von der königlichen Regierung geschenkten Landlose zu je 5600 Quadratbrazen verliehen. Nach und nach liessen sich in der Umgegend mehrere Fazendeiros und brasilianische Kleingrundbesitzer nieder. Im Jahre 1860 zählte der District Vianna 407 Feuerstellen mit ungefähr 3800 Einwohnern, bei denen das farbige Element weit überwiegend ist.

Wir setzten in scharfem Ritte unsern Weg fort. Die Sonne brannte unbarmherzig auf uns hernieder; die Luft war erstickend schwül, wie vor schweren Gewittern; ein paar meiner des Reisens ungewohnten Begleiter vermochten sich kaum noch auf den Pferden zu halten und flehten nach Rast und einem Trunk Wasser. Um 1 Uhr setzten wir auf einer guten Brücke über den *Rio Jucú* und hielten in der Nähe bei einer Venda an. Hier ist die östliche Grenze der Colonie.

Die Venda (Kramladen und Wirthshaus) gehört einem hamburger Colonisten und macht im Vergleich zu der Mehrzahl ähnlicher brasilianischer Geschäfte einen vortheilhaften Eindruck. Wenn ihr Besitzer bei seinen Arbeiten ebenso rührig ist wie mit seiner Zunge, und wenn er in seinen Unternehmungen glücklicher ist als in seiner Logik, so kann er bald ein wohlhabender

Mann werden. Er überschüttete uns mit Erzählungen und Nachrichten über die Colonie, wobei historische Treue und kritische Unparteilichkeit nicht gerade die Hauptrolle spielten. Wir ritten gegen 3 Uhr weiter und bald darauf brach ein längst drohendes Gewitter mit echt tropischer Heftigkeit los. Wir beschleunigten den Schritt unserer guten Pferde zum schärfern Tempo; es schien aber, als ob der Himmel in seinen Ergüssen mit den Anstrengungen unserer Thiere wetteifern wollte. Triefend nass erreichten wir nach 5 Uhr abends die Wohnung des Directors der Colonie, wo uns der herzlichste Empfang von ihm und seiner liebenswürdigen und gebildeten Gattin zutheil wurde.

Die Regierungscolonie Santa Isabel, so benannt nach der präsumtiven Thronerbin, wurde im Jahre 1847 auf Befehl der Regierung durch den damaligen Präsidenten der Provinz, den Conselheiro Luis Pedreira do Coutto Ferraz, mit 38 Familien (163 Köpfe zählend) aus Rheinpreussen gegründet. Sie erhielten ausgedehnte Ländereien und Lebensmittel für die ersten sechs Monate unentgeltlich. Obgleich die junge Colonie erklärtes Schoskind Pedreira's war, solange er die Stelle eines Präsidenten der Provinz bekleidete und dieselbe auch später, als dieser ausgezeichnete Staatsmann das Ministerium des Innern leitete, noch dessen specielle Protection genoss, so blieb sie doch während 10 Jahren fast ganz stationär ohne irgend geordnete Verhältnisse. Sie stand nämlich unter Direction eines österreichischen Kapuziners P. Wendelin Gaim aus Innsbruck mit dem Titel eines Superintendenten, der, selbst gänzlich unfähig, an der Spitze eines derartigen Unternehmens zu stehen, nach seinem Abgange seine Stelle mit Einwilligung der Regierung einem ganz ungebildeten Colonisten übertrug.

Die Colonie liegt in w. s. w. Richtung von der Provinzialhauptstadt (das Centrum derselben 8 Legoas von Victoria) am Rio Jucú (auch Jacú und Jecú geschrieben). Dieser Fluss begrenzt sie nach Norden und Osten; sein südlicher Zufluss, Brazo do sul, durchschneidet den südlichen Theil derselben und bildet gegen Osten ihre Südgrenze, nach Westen stösst sie an gebirgigen Urwald.

Der Rio Jucú ist von seiner Mündung, einige Legoas im Süden der Bai von Victoria, ein paar Meilen weit landeinwärts für Canoes schiffbar, aber nicht bis zur Colonie. Die Strasse von Porto Velho nach Isabel ist zweckmässig angelegt und gut unterhalten, aber nicht fahrbar, kann jedoch, wenn sich durch einen beträchtlichen Export später das Bedürfniss dazu zeigt, leicht zu einer Fahrstrasse erweitert werden. Von der Hauptstrasse der Colonie führen zu den meisten Niederlassungen gute Saumpfade.

Das Territorium der Colonie, deren Ausdehnung auf 4 Quadratlegoas ($3\frac{1}{3}$ deutsche Meilen) berechnet ist, besteht aus bewaldeten, niedrigen Gebirgen und schmalen Thälern durch Flüsschen und Bäche mit vortrefflichem Trinkwasser durchfurcht. Der Boden ist nichts weniger als von vorzüglicher Güte, lohnt aber bei fleissiger Bearbeitung dennoch reichlich die darauf verwendete Mühe. Das Klima ist bei der ziemlich hohen Lage der Colonie von durchschnittlich 800′ über M. gemässigt und sehr gesund. Das treffliche Aussehen der ältern Colonisten spricht sehr zu dessen Gunsten. Nach Director Jahn's Beobachtungen beträgt die mittlere Jahrestemperatur im Centrum der Colonie $+ 18°$ R.

Klima und Bodenverhältnisse gestatten hauptsächlich den Anbau von Kaffee, Mandioca und Mais. In den heissen, tiefer gelegenen östlichen Theilen geräth besonders die Mandioca vorzüglich, in den höher gelegenen Thälern des Centrums und des Westens werden europäische Gemüse mit gutem Erfolge gebaut. Die Bohnen, dieses so wichtige Nahrungsmittel der Brasilianer, hatten nach Angabe der Colonisten hier keinen lohnenden Ertrag gegeben. Der Kaffee hingegen gedeiht in der ganzen Colonie vortrefflich und die ältern Colonisten führen jährlich schon 80—100000 Pfund davon aus.

Die kaiserliche Regierung ernannte im Jahre 1858 einen ehemaligen preussischen Offizier, Herrn Adalbert Jahn, zum Director der Colonie. Die Wahl war eine ausgezeichnet glückliche, denn Herr Jahn vereinigt mit einem tadellosen Charakter vorzügliche Fachkenntniss und grosse Energie und gewann dadurch

das volle Vertrauen der Regierung, sodass sie ihn wiederholt mit der Regelung schwieriger Colonialverhältnisse in der Provinz Espiritu Santo betraute und ihm, wenn ich nicht irre, die Stelle eines Generalinspectors sämmtlicher Colonien derselben übertrug. Beim Antritte seines Amtes fand Herr Jahn die Colonie in grösster Unordnung. P. Wendelin hatte nicht einmal ein Namenverzeichniss der Colonisten angefertigt, noch viel weniger sich irgendwie mit einer Buchführung bezüglich ihrer Besitze beschäftigt. Als nun diese Verhältnisse geordnet werden sollten, erhoben sich grosse Schwierigkeiten. Die Colonisten behaupteten, der Präsident Pedreira habe ihnen die Ländereien und Vorschüsse geschenkt und sie seien daher der Regierung nichts schuldig. Sie konnten zwar ihre Behauptung nicht documentarisch beweisen, die Regierung hatte aber ebenso wenig Titel in Händen, um ihre Ansprüche gesetzlich aufrecht zu halten. Es steht indessen fest, dass Pedreira den Colonisten stets grosse Versprechen machte und eine auffallende Nachgiebigkeit ihnen gegenüber bewiesen hatte, sodass die Leute wol zu dem Glauben berechtigt werden konnten, ihre Ländereien und Vorschüsse seien ihnen geschenkt worden. Die Munificenz des Präsidenten war so gross gewesen, dass er einer jeden Colonistenfamilie ein Landlos von 120000 Quadratbrazas (bei 350 magdeb. Morgen) und bei einer Kopfzahl von 10—11 Personen noch monatlich 140 Milreis (ungefähr 110 preuss. Thaler) baares Geld als Subsidien zukommen liess. Durch Bitten, Winkelzüge, fingirte Erbschaften u. dergl. kam manche Familie sogar in den Besitz von zwei, ja drei vollständigen Landlosen, die sie natürlich nicht zum zwanzigsten Theil bearbeiten konnten. Dadurch entstand nun der grosse Nachtheil, dass die neuen Colonisten ihre Ländereien hinter denen der ältern weit ab von der Hauptverbindungsstrasse erhielten und somit die Ausdehnung der Colonie in einem unnatürlichen Verhältniss zur Einwohnerzahl stand.

Um diesen Uebelständen abzuhelfen, befahl die Regierung, den neuankommenden Colonisten nur Landlose von 62500 Quadratbrazas (178 Morgen) zu verkaufen (gestattete aber Familien von starker Kopfzahl, ein zweites Los dazu zu kaufen), wofür

nach einer bestimmten Anzahl von Jahren die Summe von ungefähr 72 Thlrn. pr. Crt. (93750 Reis) auszubezahlen ist. In dieser Kaufsumme sind ausser den 178 Morgen Land die von der Regierung bestrittenen Ausgaben für das Niederschlagen von 1000 Quadratbrazas (circa 3 Morgen) Urwald, der Bau einer provisorischen Wohnung und die Lieferung von Sämereien inbegriffen.

Die Geldunterstützung für die Colonistenfamilien von seiten der Regierung war früher, wie oben bemerkt, sehr bedeutend und verleitete sie nur zum Nichtsthun und zur Verschwendung. Die Subsidien wurden ihnen zwar als später abzutragende Schuld angeschrieben, aber der Colonist kümmerte sich blutwenig darum, ob er Schuldner der Regierung werde oder nicht, wenn er nur ausreichend Geld zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und etwa noch zu seiner Unterhaltung hatte.

Director Jahn erkannte sogleich das Verderbliche dieses Systems und auf seinen Vorschlag wurden die Subsidiensätze auf ein vernünftiges, aber durchaus ausreichendes Mass festgesetzt. Während meiner Anwesenheit in der Colonie galten folgende Sätze: Es erhielt monatlich

eine	Familie	von	2	Personen	24	Milreis
"	"	"	3	"	30	"
"	"	"	4	"	36	"
"	"	"	5—6	"	45	"
"	"	"	7—8	"	52½	"
"	"	"	9—10	"	59	"

Da es an öffentlichen Arbeiten nicht fehlte und der Tagelohn bedeutend war, z. B. bei Vermessungen, um den Ingenieuren Schneisen zu hauen, 2½—3 Milreis (1 Thlr. 25 Sgr. bis 2 Thlr. 6 Sgr.), beim Niederschlagen von Urwald 2 Milreis, bei Strassenarbeiten 1600 Reis, so circulirte verhältnissmässig viel Geld in der Colonie und derjenige, der verdienen wollte, fand stets hinreichende Gelegenheit dazu. Gewöhnlich arbeiteten die fleissigen Colonisten eine Woche lang an den Colonialarbeiten, die nächstfolgende auf den eigenen Ländereien und mancher von ihnen konnte als Gehülfe des Feldmessers monatlich 20—25 Thlr. pr. Crt.

verdienen und dabei noch vierzehn Tage lang die eigene Ansiedelung bearbeiten.

Als Herr Jahn im September 1858 die Leitung der Colonie übernahm, befanden sich dort im ganzen 278 Colonisten; zwei Jahre später (December 1860) war ihre Zahl auf 628 Personen angewachsen; nämlich:

Deutsche (darunter 174 Preussen)	410
Schweizer	8
Franzosen	2
Sardinier	24
Brasilianer (nämlich die in Brasilien geborenen Kinder der Colonisten)	184
Total	628

Unter diesen waren 365 Protestanten, 263 Katholiken. Die Sterblichkeit betrug im Jahre 1859 7 Personen, 1860 nur 5 Personen. Geboren wurden 1860 32 Kinder.

Die geringe Sterblichkeit hat wahrscheinlich ihren Grund weit mehr in der ziemlich hohen Lage der Colonie und dem dadurch bedingten gesunden Klima, das dem neuangekommenen Europäer weniger nachtheilig ist wie in vielen der übrigen Ansiedelungen, als in der Geschicklichkeit des von der Regierung besoldeten Coloniearztes.

Vor Jahn's Ankunft auf Santa Isabel befanden sich die dortigen Wege in einem elenden Zustande. Sie waren von brasilianischen Ingenieuren ohne Fachkenntniss, durchaus unpraktisch, gewöhnlich in der kürzesten Richtung über Berg und Thal angelegt und dadurch der Transport unendlich erschwert worden. Das Hauptaugenmerk des neuen Directors war auf den Bau neuer und zweckmässiger Strassen gerichtet und mit hinreichender Geldunterstützung von seiten der Regierung gelang es ihm, im Verlaufe von zwei Jahren auf dem grössten Theile der Colonie über 15 Legoas gute und möglichst ebene Strassen herzustellen. Rechnet man, dass 1 Legoa Weg mit den nothwendigen Brücken und manchen schwierigen Passagen, die in Felsen gesprengt werden mussten, durchschnittlich 1500—2000 Milreis kostete, dass

ausser diesen Arbeiten die vielen Vermessungen von neuen Colonien, Waldausschlägen und Hütten in denselben, der Transport von neuen Colonisten, die reichliche Unterstützung dieser letztern für Ankauf von Lebensmitteln während 1—1½ Jahren bedeutende Summen absorbirten, so muss man jedenfalls gestehen, dass die Regierung für *diese* Colonie in ausgiebigem Masse gesorgt hat.

Ungefähr 1 Legoa vom Anfange der Colonie ist der Platz für das künftige Dorf (Povoação) ausgesteckt; auf demselben befanden sich während meiner dortigen Anwesenheit ein paar Aufnahmehäuser für neuankommende Einwanderer, ein paar Kramladen (Vendas) und die im Bau begriffene katholische Kirche, die nicht gerade von besonders gutem architektonischen Geschmacke zeugt.

Die protestantische Kirche, wie die katholische auf Kosten der Regierung erbaut, befand sich etwas mehr als ½ Legoa von der ersten Niederlassung entfernt, an der alten Strasse. Das ihr zugetheilte Landlos lehnt sich an das rechte Ufer des Rio Jucú. Da sie aber von den Wohnungen der meisten Colonisten zu weit entfernt liegt und auch in einem bedenklichen Bauzustande war, so genehmigte die Regierung auf Antrag des Directors Jahn die Verlegung der evangelischen Pfarrcolonie mehr nach dem Centrum in die Nähe der einfachen, hübschen, aber sehr kleinen Wohnung des Directors.

Während meiner Anwesenheit in Victoria traf dort ein neuer protestantischer Geistlicher für Santa Isabel ein. Zwei seiner Vorgänger hatten schon in der Colonie ihre Laufbahn beschlossen, der eine von ihnen war einer schon von Europa mitgebrachten Lungentuberculose, der andere, wenn ich nicht irre, einem typhösen Fieber erlegen. Die katholische Seelsorge lag in den Händen zweier österreichischer Kapuziner, des P. Peter Quap und des P. Hadrian Lauschner; beide rücksichtslose Zeloten, die durch ihre religiöse Intoleranz und ihr Bestreben, Proselyten zu machen, hauptsächlich Ursache vielfacher religiöser Reibungen und Streitigkeiten unter den Colonisten waren. Dieselben hatten sich schon seit einer Reihe von Jahren mit nicht ge-

ringer Erbitterung fortgesponnen und waren zuerst von dem schon oben erwähnten tirolischen Kapuziner P. Wendelin angefacht worden. Auch von seiten eines der protestantischen Geistlichen sollen mehrfache Bekehrungsversuche, selbst in der Provinzialhauptstadt, gemacht worden sein. Infolge der vielfachen Klagen, die über diese religiösen Streitigkeiten zur Kenntniss der Regierung gelangten, gab der damalige Minister des Innern, Marquez de Olinda, dem Präsidenten der Provinz Espiritu Santo den gemessensten Befehl, darauf zu achten, dass auf den Colonien die grösste Toleranz beobachtet werden solle, und schrieb ihm bei dieser Gelegenheit: „Ew. Excellenz sollen es jedem, den es betrifft, fühlbar machen, dass die kaiserliche Regierung die Vorschriften der Colonisation des Reichs, wodurch jedem der Cultus seines Glaubens garantirt wird, ausgeübt wissen will.“

Zwei Tage vor meinem Besuche in Santa Isabel hatte dort der Uebertritt eines protestantischen Colonisten zur katholischen Kirche unter Umständen stattgefunden, die bei den Protestanten eine grosse Indignation erregten; besonders hatte die ihnen früher unbekannte Abschwörungsformel die höchste Erbitterung hervorgerufen. Infolge dessen sandte der Präsident nach meiner Rückkehr nach Victoria den Kapuzinern in Santa Isabel einen Erlass, in dem er ihnen sagte, die kaiserliche Regierung habe nicht Colonisten nach Brasilien kommen lassen, um Seelen für den katholischen Glauben zu gewinnen, sondern denselben eine Existenz für die Zukunft zu gründen; er verbiete anmit jede Conversion in der Colonie selbst. Wenn ein Colonist das Bedürfniss fühle, seinen Glauben zu ändern, so möge er nach der Hauptstadt kommen und sich bei ihm melden, damit er (der Präsident) sich selbst überzeugen könne, ob die Glaubensänderung aus eigenem Antriebe stattfinde, und dann könne der Uebertritt in einer Kirche von Victoria stattfinden. Diese Verordnung bezweckte lediglich, die Erbitterung, Streitigkeiten und Raufereien zu vermeiden, die in der Colonie den von katholischer Seite mit grossen Demonstrationen, Raketenschüssen u. dergl. ins Werk gesetzten Conversionen gewöhnlich folgten. Aehnliche Mittheilungen machte der Präsident auch dem neuangekommenen evangelischen Geistlichen.

Der Schulunterricht wird von den betreffenden Geistlichen geleitet, wofür jeder derselben von der Regierung eine monatliche Gehaltszulage von 20 Milreis erhält.

Die ältern Colonisten (von 1847) sind durchgehends in einer behäbigen, sorgenfreien Lage und es wird ihrer grossen Mehrheit auch das Lob fleissiger und ordentlicher Leute ertheilt. Weniger günstig lautete das Urtheil über eine Anzahl der später angekommenen, unter denen viele arbeitsscheue, dem Trunke ergebene Individuen waren. Die einzige Erholung der Colonisten ist der sonntägliche Gang zur Kirche, nach dessen Beendigung sie sich gegenseitig besuchen und bei einer Flasche Cachaza einige Stunden verplaudern.

Die alten Colonisten haben ohne Ausnahme künstliche Weiden angelegt und halten sich Rindvieh, Pferde oder Maulthiere. Der Besitz eines Stückes Grossvieh ist gewöhnlich auch der sehnlichste Wunsch der Neuangekommenen und spornt sie am meisten zum Umschlage grösserer Waldparcellen an, denn ohne künstliche Weiden zu haben, ist es für sie immer eine misliche Sache, ihr Geld an den Ankauf von Vieh zu wagen. Eine Kuh kostet durchschnittlich 50 Milreis, ein Pferd oder ein Maulthier 150 Milreis. Die Colonisten kaufen ihr Grossvieh in der Regel von den Fazendeiros in der Umgegend von Santa Isabel.

Der Zustand der Colonie ist ein durchaus geregelter und bis auf die Religionsumtriebe, die zur Stunde vielleicht auch schon aufgehört haben, ein befriedigender. Das Verdienst, die Verhältnisse in so günstiger Weise geordnet zu haben, ist grösstentheils der Umsicht, Festigkeit und Klugheit des Directors Jahn zu verdanken. Wenn bisjetzt auch noch kein Reichthum auf der Colonie existirt und wol nur wenige Ansiedler baares Geld im Kasten liegen haben, so geniessen doch die meisten ein sorgenfreies Leben.[1]) Man kann daher wol der Colonie eine *günstige*

[1]) Auf der internationalen Ausstellung in London im Jahre 1862 erhielt der Generaldirector der öffentlichen Ländereien, Herr Bernhardo N. d'Azambuja, für einen mit verschiedenen Holzarten eingelegten Tisch schöner Arbeit eine Medaille. Wenn ich recht unterrichtet bin, so ist ein deutscher Colonist von Santa Isabel der *Verfertiger* dieses Tisches.

Zukunft prognosticiren, dass sie aber eine *bedeutende* sein werde, bezweifle ich. Das Terrain ist in seiner grössten Ausdehnung zu steil, als dass es später unter den Pflug genommen und somit der Ackerbau von einzelnen in grösserm Massstabe betrieben werden könnte. Auch ist die Entfernung bis zum nächsten Hafen immerhin eine so grosse, dass die Productenausfuhr dahin für die Colonisten mit ziemlich bedeutendem Zeit- und Kostenaufwande verbunden ist. Sie bedürfen zur Hin- und Rückreise, den nöthigen Aufenthalt eingerechnet, drei Tage, was für gewöhnliche Marktfuhren viel zu viel ist und sich nur bei Exportartikeln von grösserm Geldwerthe, als Kaffee, Baumwolle, Taback etc., lohnt.

Die Entfernung der ersten beiden Landlose von Santa Isabel bis nach Victoria beträgt 6 Legoas; ebenso gross ist die Distanz vom Centrum der Colonie bis zum kleinen Meerhafen Guarapary, zu dem eine neue Strasse projectirt ist, die den gegenwärtig von der Hauptstrasse sehr entfernt gelegenen südlichen Theil der Colonie durchschneiden würde.

Vor ein paar Jahren genehmigte die Regierung den Plan, von der Colonie bis nach Vianna eine Fahrstrasse anzulegen und von hier aus die Wasserstrasse nach Victoria zu benutzen. Es ist mir unbekannt, ob das Project schon zur Ausführung gelangte; ich glaube aber kaum, dass der Gewinn für die Colonisten ein nennenswerther wäre, ausgenommen sie könnten auf diesem Wege die werthvollen Hölzer, an denen die Colonie reich ist, leicht an die Küste transportiren.

Am Tage unserer Rückreise nach Victoria kehrten wir, ehe wir die Colonie verliessen, noch einmal beim hamburger Vendeiro ein. Er war über die Raketen und Schwärmer, die, wie schon erwähnt, bei der Conversion eines Colonisten von den Kapuzinern vertheilt und effectvoll verpufft worden waren, noch in grösster Aufregung. Sie scheint auch noch angedauert zu haben, nachdem wir ihn verlassen hatten. Wie mir später erzählt wurde, büsste er noch am nämlichen Abende bei einer Rauferei mit Katholiken ein paar Zähne ein.

Wir übernachteten in Calhabozo, der Fazenda unsers Be-

kannten Fernando Castello, dessen erste und angelegentlichste Frage war, wie sich seine Pferde bewährt haben. Das ihnen ertheilte Lob erfüllte ihn sichtlich mit grosser Befriedigung. Er theilte mir weitläufig seine Ansichten und Erfahrungen über die Ackerbauverhältnisse der Gegend und seine Meinung über die Colonien dieses Theiles der Provinz mit. Für Santa Isabel lautete sie nicht ungünstig, um so unvortheilhafter aber für die nördlicher gelegene Schwestercolonie Santa Leopoldina. Am folgenden Morgen langten wir wieder in Victoria an.

Der Präsident hatte unterdessen einen Fazendeiro ersucht, uns einen Canoe mit den nöthigen Negern zum Besuche der Colonie Santa Leopoldina zur Verfügung zu stellen, was dieser auch bereitwilligst für Sonntag Abend den 30. October zusagte. In Victoria ist es äusserst schwierig, einigermassen brauchbare Transportmittel zu erhalten, besonders aber Maulthiere und Pferde, was theilweise durch die Insellage der Hauptsadt der Provinz Espiritu Santo zu erklären ist. Wir sahen uns daher auch veranlasst, rechtzeitig für die nöthigen Last- und Reitthiere nach dem Süden zu sorgen. Der Präsident meinte, dass wir dieselben am zweckmässigsten durch einen der grossen Fazendeiros des Districts Itapemirim erhalten würden, und da ich an den Baron von Itapemirim Empfehlungsbriefe von mehrern seiner einflussreichen Freunde in Rio de Janeiro hatte, so übersandte ich ihm dieselben mit der Bitte, mir Pferde und Maulthiere nach Victoria zu schicken. Der Präsident fügte seinerseits ebenfalls einen Brief mit dem nämlichen Ersuchen bei und beförderte alles sogleich durch eine Ordonnanz an den Ort ihrer Bestimmung.

Wir hatten bei unserer Rückkehr von Santa Isabel sehr elegant geschriebene Einladungen zur Benefizvorstellung der Primadonna des Stadttheaters von Victoria vorgefunden. Der Präsident meinte ironisch, es harre unserer ein noch nie erlebter Genuss, und wir begaben uns daher abends in seiner Begleitung in Thalia's Räume. Noch jetzt denke ich nur mit heimlichem Grauen an jenen Genuss. Die Beneficiantin, eine kleine, dralle Mulattin in höchst naivem Anzuge, stellte sich, den rechten Fuss vorgestreckt, in die Mitte der Bühne und leierte vor dem lautlos

lauschenden Publikum in monotoner, etwas näselnder Stimme ihre Rolle her, indem sie mit der Regelmässigkeit eines Perpendikels abwechselnd die rechte und linke Hand mit weitgespreizten Fingern erhob und wieder sinken liess. Rauschender Applaus der zahlreich versammelten Zuhörer lohnte die künstlerischen Anstrengungen der Primadonna. Sie fühlte sich sichtlich mehr und mehr gehoben, denn in jedem der folgenden Acte rückte sie mit dem Fusse etwas weiter vor, die Pendelschwingungen der Arme beschleunigten sich, die Stimme wurde lauter und monotoner und am Schlusse des Stücks betrachtete sie sich offenbar als eine ausgezeichnete, vollendete Künstlerin und würde mit stolzer Verachtung auf die erste Schauspielerin des Theaters S. Pedro d'Alcantara in Rio de Janeiro geblickt haben. Die übrigen Bühnenmitglieder waren der Primadonna würdig. Jedes von ihnen bemühte sich redlich, seine sonderbaren Begriffe von Declamation und Mimik zur Geltung zu bringen, aber auch in uns den sehnlichsten Wunsch hervorzurufen, möglichst bald den Schluss dieser geistigen und körperlichen Tortur zu sehen, denn der kleine Saal war mit Zuschauern überfüllt und die Hitze und Dünste fast erstickend.

Am folgenden Morgen um 7 Uhr fuhren wir nach der Colonie Santa Leopoldina. Der sehr grosse und schöne Canoe, mit einem Leinwanddache und durch die Vorsorge des Präsidenten mit Matratzen und einem Korb voll Lebensmittel versehen, wurde von vier gewaltigen Negern vorwärts geschoben und von einem fünften gesteuert. Rasch durchschnitten wir den Lameirão der Bai und steuerten in den Rio de Santa Maria. Sein Lauf ist ziemlich langsam und setzt daher der Bergfahrt keine besondern Hindernisse entgegen. Unweit seiner Mündung empfängt er von seinem linken Ufer das Flüsschen Rio Carapina und etwas weiter westlich liegt am rechten Ufer der aus ein paar Häusern bestehende Flusshafen Porto da Pedra mit einer grossen Venda. Bis zu diesem Punkte ist selbst für Dampfschiffe mit nicht bedeutendem Tiefgange hinreichendes Fahrwasser. Hier machten unsere Neger einen Augenblick halt und baten uns, sie durch einen Trunk Cachaza für die weitern Anstrengungen zu kräftigen.

Den vielfachen Windungen des Flusses in ihrer Hauptrichtung nach W. N. W. folgend, erreichten wir nach achtstündiger Fahrt den Vereinigungspunkt des Mangarahyba mit dem Rio Santa Maria. Die Gegend ist, je weiter man von Porto da Pedra flussaufwärts dringt, immer gebirgiger. Die Flussufer selbst sind, wo es die Terrainverhältnisse erlauben, zum Theil von Brasilianern bewohnt, die hier kleine Fazendas angelegt haben und hauptsächlich Pferde- und Rindviehzucht treiben. Die Zuflüsse des Santa Maria sind sehr unbedeutend. Von Süden her ergiessen sich in ihn der Rio Curipé, der Rio Tauá, der Rio Una und einige andere Bäche, deren Namen mir entfallen sind; von Norden der Rio Jacuhy, Rio Tramérim (Rio Jatamirim?) und ein paar ganz unbedeutende Flüsschen bei den Ansiedelungen Murinho, Aruaba und Pendiuca. Eine ziemlich ausgedehnte Besitzung ist die des Sor José de Queimado am linken Ufer einige Stunden flussaufwärts von Porto da Pedra; ihr gegenüber ragen einige kleine Inselchen über den Wasserspiegel. Ebenfalls am nördlichen Ufer, 7—8 Legoas von der Mündung des Flusses entfernt, liegt der Weiler Santa Maria, nach dem er seinen Namen führt. Da, wo der von Südwest strömende Rio Mangarahy sich mit dem Rio Santa Maria vereinigt (Barre bildet), liegt die ausgedehnte Fazenda des José Claudio de Freitas. Von dieser Besitzung bergwärts ist der Rio Mangarahy nur noch eine kurze Strecke für Boote fahrbar. Auch die Schiffahrt auf dem Santa Maria erreicht ungefähr 1 Legoa oberhalb der Barre des Rio Mangarahy bei der Stromschnelle Cachoeira de José Claudio ihr Ende, da Felsen das Flussbett für Fahrzeuge unwegsam machen. An diesem Punkte wurde nach Gründung der Colonie auf dem Südufer der Flusshafen Porto da Cachoeira da N[a]. S[a]. do Patrocinio angelegt. Ihm gegenüber ist der Hafenplatz für die Anwohner des nördlichen Ufers; er führt den Namen Porto de nove horas. Bemerkenswerth ist die am nämlichen Ufer, aber weiter nach Osten gelegene Fazenda de nova Coimbra.

Der *Rio Santa Maria* entspringt westlich von der Colonie Santa Leopoldina in einem Gebirgszuge, an dessen Westabdachung das Quellgebiet mehrerer Zuflüsse des Rio doce liegt. Er erhält

erst einige Bedeutung, nachdem er den Mangarahy aufgenommen hat. Dieser letztere wird durch eine Menge von Gebirgsbächen gebildet, die ihrer Mehrzahl nach in den südlichen Theilen der Colonie ihren Ursprung haben. Er nimmt zwei grössere südliche Nebenflüsse auf, von denen der Rio do Medio im Osten die Colonie nach Süden begrenzt, der andere, bedeutend kleinere, östliche, Brazo do Sul, ausserhalb der Colonie entspringt. Seine nördlichen Zuflüsse sind zwar zahlreich, verdienen aber kaum den Namen von Bächen. Die beträchtlichsten sind der Ribeirão da Sumaca, Corrego Isabel, Corrego Thereza, Corrego de Crubixa, Corrego de D^a^. Francisca etc.

Die Ufer des Rio Mangarahy sind von seinem Zusammenflusse mit dem Rio Santa Maria bis zur Colonie ziemlich dicht von einer ackerbautreibenden Bevölkerung bewohnt; weit beträchtlicher als die des Hauptflusses, da der Boden hier die Arbeit reichlicher lohnt. Es scheint, dass an einigen Stellen des Flussgebiets des Rio Mangarahy Spuren von Waschgold gefunden wurden, wenigstens deuten die Namen California de dentro (in der Colonie) und California de fora am südlichen Ufer des Rio do Meio darauf hin.

Um 5 Uhr abends langten wir in Porto da Cachoeira an und quartierten uns in der provisorischen Directorwohnung, einer hölzernen Baracke aus zwei Räumen, ein. Wir hatten kaum den Fuss aus dem Steigbügel gesetzt, als auch schon eine Anzahl Colonisten, denen der Tag unserer Ankunft bekannt war, zu uns kamen und auf die jammervollste Weise über die Colonialverhältnisse klagten. Es war ein Vorgeschmack dessen, was uns die nächsten Tage erwartete.

Ehe ich indessen diese Klagen erörtere, muss ich auf die Geschichte und die Entwickelung der Colonie näher eintreten.

In einer Zuschrift vom 15. December 1855 zeigte der damalige Minister des Innern, Herr Luis Pedreira do Coutto Ferraz, dem Präsidenten der Provinz Espiritu Santo an, dass die Regierung den definitiven Entschluss gefasst habe, an der Cachoeira de Santa Maria eine Colonie zu gründen, und dass

der Ingenieur João José de Sepulveda e Vasconcellos [1]) das Terrain exploriren solle, damit eine Fahrstrasse nach dem nächsten Hafenplatze am Rio Santa Maria eröffnet werden könne; die Colonie solle eine Ausdehnung von 4 Quadratlegoas haben und in gleichgrosse Landlose von je 62500 Quadratbrazas abgetheilt, dabei aber ein 500000 Quadratklafter grosser Platz für das künftige Dorf (povoação) ausgesteckt werden. Ferner wurde befohlen, Waldwege (picadas) womöglich einen längs der Breitseite (frente) der Landlose anzulegen und sie durchaus nicht weniger als 10 Palmas (8½ Schuh) breit zu machen, eine provisorische Directorwohnung, Lebensmittelmagazine und eine grosse hölzerne Baracke mit hinreichenden innern Abtheilungen zur Aufnahme von 50 Familien zu bauen.

Ehe eine neue Colonie angelegt wird, soll vernünftigerweise die Hauptfrage beantwortet werden: erfüllen die Localverhältnisse die nothwendigen Bedingungen, um den Erfolg des Unternehmens zu sichern? Der Colonisator, sei er nun Regierung oder Privatmann, muss daher vor allem durch competente Fachmänner diese Verhältnisse untersuchen lassen. Der Minister Pedreira beauftragte auch in der That den Präsidenten der Provinz Espiritu Santo, den Dr. José Mauricio Fernandes Perreira de Barros, diese Untersuchungen vornehmen zu lassen und ihm Bericht zu erstatten. Dieser lautete überaus günstig, ja naiv überschwenglich, und nach Barros' Schilderungen konnte man vermuthen, dass der Boden der projectirten Colonie zu dem fruchtbarsten Brasiliens gehöre und überhaupt eine Vereinigung der günstigsten Umstände für das Unternehmen vorhanden sei, sodass die Ansiedler dort einen wahren Dorado finden würden. Es ist zu bemerken, dass sich Herr Barros nie die Mühe gegeben hat, persönlich das designirte Terrain zu besuchen, sogar nicht einmal das Gutachten erfahrener Fazendeiros einholte, sondern sich ausschliesslich auf die Berichte der brasilianischen

[1]) Ich bemerke nur beiläufig, dass der genannte Ingenieur im Jahre 1856 eine Karte der Provinz Espiritu Santo herausgegeben hat, die voll der gröbsten Fehler, überhaupt eine durchaus schülerhafte Arbeit ist.

Ingenieure und ihrer Gehülfen stützte und einen ganz besonders hohen Werth auf eine Prophezeiung des schon früher erwähnten Jesuiten Thaumaturgen P. Anchieta legte, der im 16. Jahrhundert den künftigen Anwohnern des Rio Santa Maria eine sehr glückliche Zukunft prophezeite! Wahrscheinlich spotteten die Fazendeiros der Umgegend über die Vorkehrungen des Präsidenten, in *dieser* Gegend eine Colonie anzulegen, denn er stand nicht in Harmonie mit der Bevölkerung und hat auch infolge seiner rohen Heftigkeit und seiner Willkürlichkeiten ein schlechtes Andenken in der Provinz hinterlassen.[1])

Das Urtheil der Ingenieure war, wie es sich nur zu bald zeigte, sei es aus Mangel an hinreichenden Kenntnissen, oder aus dem Wunsche, eine ihnen persönlich gewinnbringende Arbeit nicht so leichten Kaufs aufzugeben, ein durchaus falsches und für die Colonie verderbliches. Noch ehe die nöthigen Vorarbeiten vollendet waren, sandte die Generaldirection der öffentlichen Ländereien im März 1857 als erste Ansiedler 140 Schweizer, die infolge gegründeter Reclamationen des damaligen schweizerischen Generalconsuls in Rio, Herrn David, durch die kaiserliche Regierung von ihren Halbpachtverhältnissen in Ubatuba (Provinz S. Paulo) befreit worden waren, nach der Colonie. Sie wurden am Rio de Santa Maria und dessen Zuflusse Ribeirão das Farinhas angesiedelt.

Wie unglücklich die Wahl des Territoriums war, geht aus dem Rechenschaftsberichte hervor, den der Vicepräsident der Provinz Herr J. F. de Andrade e Almeida Monjardim den 23. Mai 1858 dem Provinziallandtage vorlegte. Es heisst von der Colonie *Santa Leopoldina* — so wurde nämlich die Colonie Santa Maria zu Ehren der zweiten kaiserlichen Prinzessin umgetauft —: „Da man eingesehen hat, dass die erste Localität, in der man

[1]) Der Historiograph der Provinz Espiritu Santo, José Marcelino Perreira de Vasconcellos, sagt in seinem Ensayo etc. S. 66 von diesem Functionär: „Segun os jornaes da epoca foi violenta e vexatoria a administracão deste presidente, recordando o tempo dos governos coloniaes“ (Nach den Journalen jener Zeit war die Administration dieses Präsidenten heftig und quälerisch, und erinnerte an die Zeit der Colonieregierungen).

diese Niederlassung gegründet hat, sowol in Bezug auf die Qualität als auf die Gestalt (configuração) des Bodens für Colonisation nicht tauglich ist, so hat die Präsidentschaft, von der kaiserlichen Regierung autorisirt, durch den Director der Colonie, Major F. A. Ferreira Castello, und den Ingenieur A. Pralon neue Nachforschungen anstellen lassen; dieselben haben in der Richtung des alten Quartels Braganza, südlich von der ersten Niederlassung, ausgezeichnete Ländereien in hinreichender Ausdehnung, um die Absichten der Regierung zu befriedigen, gefunden. Herr Monjardim rühmt nach den Ingenieurberichten dieses neuaufgefundene Terrain in hohem Grade, machte mit dem französischen Ingenieur Pralon sogleich einen Contract behufs der Vermessung von 200 Landlosen und begann die Besiedelung dieses neuen Colonieterritoriums mit deutschen Einwanderern, die durch die Regierung von Rio de Janeiro dahingeschickt wurden.

Der Ingenieur, der den ersten Colonisten ihre Landlose vermessen sollte, theilte, statt sich an die bestimmten Regierungsverordnungen zu halten, die Parcellen nach dem Augenmass ab, cassirte aber dennoch die nicht unbedeutende Quote für regelmässige Vermessungen ein. Sein Nachfolger sollte dieses betrügerische, manche Ansiedler schwer beinträchtigende Verfahren wieder gut machen. Er fing an regelrecht zu arbeiten, schnitt einzelnen Colonisten ihr schon bebautes Land ab und theilte es andern zu, jenen aber Urwald, sodass sie die harte Arbeit des Waldumschlagens von neuem beginnen mussten. Ein dritter, der die Tochter eines preussischen Colonisten zur Concubine genommen hatte, beging wiederum zum Vortheil einiger Begünstigten grobe Ungerechtigkeiten[1]), kurz, es herrschte eine unbeschreibliche Willkür und Ungerechtigkeit. Bei meiner Anwe-

[1]) Nachdem der Ingenieur M...z der Tochter des preussischen Colonisten F. durch Abortivmittel die Gesundheit gänzlich ruinirt hatte, erklärte er ihrem Vater, dass seine Tochter jetzt nicht mehr tauge (ya não presta), erbot sich aber dieselbe als Dienstmädchen seiner Frau mit nach Victoria zu nehmen. Der Sündenlohn für F. war ein bedeutendes Stück Land, das der Ingenieur vom Landlose eines benachbarten Colonisten wegmass und es F. zutheilte!

senheit in der Colonie, drei volle Jahre nach ihrer Gründung, besass noch *kein einziger* der Schweizercolonisten seine gesetzliche Parcelle von 62500 Quadratbrazas, jeder hatte viel weniger, einzelne sogar nur 6—8000 Quadratklafter und dazu schlechten Boden!

Infolge vielfacher Reclamationen suchte die kaiserliche Regierung die groben Nachlässigkeiten ihrer pflichtvergessenen Beamten wieder einigermassen gut zu machen und liess den beeinträchtigten Schweizercolonisten durch den Präsidenten entweder Ergänzungsparcellen, etwa 1—1½ Legoas weiter nach Süden, oder ganz neue Landlose in einem andern Theile der Colonie anbieten. Sie nahmen keinen der beiden Vorschläge an; den erstern nicht, weil es ihnen keine Rechnung trage, in stundenweiter Entfernung von ihren Wohnungen noch Land zu besitzen, da sie dasselbe nur mit grossem Zeitverluste bearbeiten und ihre Ernten unmöglich überwachen können. Gegen den zweiten Vorschlag machten sie den Einwurf, dass sie nicht ihre dreijährige Arbeit auf den Landlosen, die sie damals im Besitze hatten, ganz verlieren wollen, um in einem andern Theile der Niederlassung von neuem anzufangen und zwar ebenfalls ohne Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, denn auf der ganzen Colonie sei überall nur schlechtes Land; sie haben sie nach allen Richtungen durchsucht und es nirgends bedeutend besser gefunden als bei ihnen.

Diese Behauptung ist etwas übertrieben, aber es ist durchaus nicht in Abrede zu stellen, dass die Bodenverhältnisse in der Colonie Santa Leopoldina der Agricultur keineswegs günstig sind.

Die Provinz Espiritu Santo muss hinsichtlich ihrer Bodenverhältnisse zum Ackerbau in drei Zonen eingetheilt werden. Die südliche reicht vom Rio Itabapoana bis zum Rio Belmonte und ist ausserordentlich fruchtbar. Bis vor kurzem noch wenig bevölkert und cultivirt, hat in neuerer Zeit eine stets steigende Anzahl von Fazendeiros anderer Provinzen, besonders aus Minas geraes, in diesen Gegenden Grundbesitz angekauft und neue Fazendas gegründet. Nicht weniger fruchtbar ist der nördliche Theil der Provinz zwischen dem Rio Mucury und dem Rio Santa Cruz, besonders die Ländereien am Rio doce, deren üppige

Vegetation schon in ältern Zeiten berühmt war, aber wegen ihres verderblichen Klimas und wegen der Nachbarschaft feindlicher wilder Indianerstämme nur wenig bevölkert und bebaut wurden. Ganz anders sind die Bodenverhältnisse im Centrum des Litorals der Provinz. Zwischen dem Rio de Benevente und dem Rio Jucú sind die Ländereien von mittelmässiger, zwischen dem Rio Jucú und dem Rio dos Reis Mages geradezu von schlechter Qualität. Die mit der Meeresküste parallel laufende Serra dos Aymorés sendet nämlich hier bedeutend steile Verzweigungen nach Osten, deren geognostische Beschaffenheit der Agricultur durchaus nicht günstig ist. In ihnen entspringt der Rio Santa Maria.

Man darf wol annehmen, dass die Vergangenheit der Provinz Espiritu Santo eine glänzendere gewesen und die Gegenwart eine weit bessere wäre, wenn die Hauptstadt mit ihrem wundervollen Hafen ein fruchtbares Hinterland hätte.

Der Plan, die Colonie Santa Leopoldina in diesem sterilen Hinterlande anzulegen, war, wie schon bemerkt, kein glücklicher, und es erscheint unbegreiflich, dass Männer, die ganz genau mit den Localverhältnissen der ausgewählten Landstücke vertraut waren und in ihrer einflussreichen Stellung einen wichtigen Rath hätten ertheilen können, die Regierung nicht auf das Unzweckmässige ihrer Wahl aufmerksam machten, z. B. J. F. d'Andrade e Almeida Monjardim, der, selbst Gutsbesitzer, unter dem Präsidenten Barros das elfte mal die Stelle eines Vicepräsidenten der Provinz bekleidete. Freilich war sein Stiefsohn Besitzer eines privilegirten Kramladens in Porto da Cachoeira und wäre ohne die Colonie nicht Inhaber eines so lucrativen Geschäfts geworden.

Das Territorium von Santa Leopoldina wird von ziemlich hohen, meist steilen Bergen und schmalen Thälern, selten breiter als das Rinnsal des sie durchlaufenden Flüsschens, gebildet. Der Boden besteht grösstentheils aus quarzigem Sande; die Ackerkrume, durchschnittlich blos 2—3 Zoll stark, ist aus einem dichten Fasergewebe von feinen Wurzeln mit etwas Humus zusammengesetzt. Nur an einigen Stellen, wo sich eins der Thäler neben einem Flüsschen etwas erweitert, findet sich eine

von den Bergen heruntergeschwemmte Lage fruchtbarer Erde und hier natürlich auch eine grössere Fruchtbarkeit.

Das landesübliche Verfahren, den Boden für die erste Cultur mit Hacke und Feuer vorzubereiten, ist für Verhältnisse, wie die von Santa Leopoldina, das verderblichste. Das heftige Feuer beim Brennen des geschlagenen Urwaldes zerstört theilweise die schwache Schicht von Humus und organischen Substanzen, und obgleich Asche als Nahrung für die künftige Saat zurückbleibt, so wird ihnen doch dadurch eine ausreichend tiefe Schicht Erde, in der sie gehörig wurzeln können und die zugleich auch die Feuchtigkeit bindet, entzogen. Durch das Niederschlagen der Bäume werden ferner die steilen Bergabdachungen der vollen Einwirkung der heftigen tropischen Regengüsse blossgestellt und durch sie die besten Theile der cultivirten Felder abgeschwemmt, und dem Rio de Santa Maria, der sie schliesslich im Lameirão der Bai deponirt, zugeführt. Es ist eine feststehende Thatsache, dass in Santa Leopoldina der Boden durch die Cultur weit schneller unfruchtbar wird als in irgendeiner andern Colonie.

Die Urwälder, mit denen die Gebirge von Santa Leopoldina bedeckt sind, bieten durchaus nicht den majestätischen Anblick dar wie jene des Nordens und Südens der Provinz, sie haben weit mehr das Ansehen von schwachem Nachwuchse (Capoeiras), als von jungfräulichem Walde. Alle jene Pflanzen, die dem geübten Auge des brasilianischen Landwirths sogleich einen fruchtbaren Boden verrathen, wie der Páo d'Alho (Knoblauchbaum), Jacacandá, Taquara-assu u. s. f., sind daselbst entweder gar nicht oder nur in schwachen Exemplaren vertreten. Die cultivirten Pflanzen entsprechen in ihrer Entwickelung der Urvegetation. Der Mais bleibt niedrig und treibt verhältnissmässig kleine Kolben, oft trocknen die Stengel ab, ehe diese zum Vorschein kommen. Die Wurzeln der Mandioca sind im zweiten Jahre weit kleiner als in den übrigen Colonien, und werden nach Versicherung der Colonisten häufig schwarz und unbrauchbar, was wol seinen Grund im Mangel einer hinreichend tiefen Humusschicht hat. Die schwarzen Bohnen sollen gänzlich misrathen. Ebenso ungünstig sind die Bodenverhältnisse der Entwickelung des Kaffee-

baumes; im ersten Jahre, während er noch wenig Nahrung bedarf, entwickelt er sich sehr günstig, aber schon im zweiten kränkelt er und geht in der Regel im dritten ein. Colonisten, die 1000—1200 Kaffeebäume gesetzt hatten, besassen am Ende des zweiten Jahres nur noch ein paar hundert, und sobald diese im folgenden Jahre abgeblüht und Früchte angesetzt hatten, wurden ihre Blätter gelb, rollten sich auf, fielen ab und die Bäumchen gingen unfehlbar zu Grunde.

Es ist leicht begreiflich, dass bei einer Flächenausdehnung von einigen Quadratmeilen und einer Terraingestaltung, wie die von Santa Leopoldina, die Bodenverhältnisse nicht überall ganz die gleichen sind, und dass neben sehr sterilen auch fruchtbare Landstrecken vorkommen können. Solche finden sich auch auf der Colonie in erweiterten Thalbuchtungen und in den südlichern, etwas ebenern Theilen, wo die Ernten die darauf verwendete Arbeit einigermassen lohnen. Ich halte es für einen groben Fehler und ein Zeichen eines sehr geringen Verständnisses, wenn beim Anlegen einer neuen Colonie nicht die Berücksichtigung einer möglichst gleichmässigen Bodenbeschaffenheit in den Vordergrund gestellt wird, denn ein jeder Colonist ist berechtigt, ebenso viel und ebenso gutes Land wie die andern zu beanspruchen, da er die nämlichen Verpflichtungen eingeht und die nämlichen Lasten, wie sie, übernimmt. Bei einem gewöhnlichen Landkaufe besteht ein freiwilliges Uebereinkommen zwischen Käufer und Verkäufer, und ersterer kann sich nur allein die Schuld beimessen, wenn er denselben nicht zu seiner Zufriedenheit abschliesst. Der Colonist ist aber genöthigt, das Landlos zu übernehmen, wie es ihm zugetheilt wird, und ist daher in hohem Grade beeinträchtigt, wenn ihm ein schlechtes zufällt. Sind auf einer Colonie nur ein Drittel, selbst die Hälfte der Landlose gut, die übrigen aber schlecht, so muss das ganze Unternehmen als ein unglückliches, verfehltes betrachtet werden. In diesem Falle ist die Colonie Santa Leopoldina. Es ist Thatsache, dass bei meiner Anwesenheit daselbst im Jahre 1860 keine einzige Familie hätte leben können, wenn sie nur darauf angewiesen gewesen wäre, sich von den Erzeugnissen ihrer Felder zu ernähren. Selbst die

Colonisten, die schon seit vier Jahren sich dort niedergelassen und während der ganzen Zeit fleissig und tadellos ihre Scholle bearbeitet hatten, konnten sich noch nicht von ihren Ernten ernähren und kleiden, und sie wären in der traurigsten Lage gewesen, wenn sie nicht bei den Strassen- oder andern öffentlichen Arbeiten, oder als Gehülfen der Feldmesser Verdienst gefunden oder endlich von der Regierung directe Geldsubsidien (diarios) empfangen hätten.

Zum Unglück für die Colonisten hatten sich auch die stets der Cultur folgenden grossen Raubameisen schon eingestellt und die Feldmäuse, wie auf Santa Isabel, an den Feldfrüchten grossen Schaden gemacht.

Welch traurige Perspective für eine Ackerbaucolonie, wenn nach vierjährigem Bestehen ihre Bewohner noch direct mit Geld unterstützt werden müssen, um sich Lebensmittel zu kaufen!

Das Klima ist gesund und stimmt mit dem der Colonie Santa Isabel überein.

Die Direction der Colonie war von Anbeginn bis zu Anfang des Jahres 1860 eine in jeder Beziehung höchst erbärmliche.

Der zeitweilige Director wohnte in Porto da Cachoeira, wo ein Aufnahmehaus, ein grosser Kramladen und noch mehrere Wohnungen erbaut und von einem sehr gemischten Personal, grösstentheils Brasilianern, bezogen wurden. Hier entwickelte sich allmählich ein abscheulicher Lasterpfuhl der Unzucht und des Betrugs, wodurch die Colonieverhältnisse in immer tiefere Unordnung sanken. Die Regierungssubsidien wurden von den Directoren entweder unterschlagen, oder nur nach Gunst, immer aber höchst unordentlich ausbezahlt. Die für die öffentlichen Arbeiten bestimmten Gelder theilten das nämliche Schicksal. Einer der Directoren Namens N... soll beim Antritt seines Amtes 7 Contos de Reis (circa 6000 Thlr. pr. Crt.) Schulden gehabt haben, und obgleich er nur kurze Zeit seine Stelle bekleidete und einen verhältnissmässig spärlichen Gehalt genoss, sich nicht nur schuldenfrei gemacht, sondern sogar noch Geld erspart haben! Unterdessen nahmen Elend, Hunger und Krankheiten unter den Colonisten zu. Wo der Hunger durch

die Thür tritt, entweicht das Schamgefühl durch das nächste Fenster. Weiber und Töchter von Colonisten gaben sich in Porto da Cachoeira für eine oder ein paar Patacas den Brasilianern hin, um sich dafür einige Lebensmittel zu kaufen, aber um später einen von Syphilis zerfressenen Körper herumzuschleppen. Es wurden mir von durchaus redlichen, glaubwürdigen Personen wahrhaft haarsträubende Geschichten über diese Epoche der Colonie mitgetheilt. Selbst die arbeitsamen, ordentlichen Colonisten fristeten mit knapper Mühe ihre Existenz, da sie die ihnen noch so nöthigen Unterstützungsgelder von der Regierung nur theilweise, oft monatelang gar nicht erhielten. Nur jene, die noch an den Resten ihres aus Europa mitgebrachten geringen Kapitals zehren konnten, vermochten sich ein leidliches Fortkommen zu verschaffen.

Diesem elenden Zustande der Dinge musste die Regierung doch endlich abhelfen, denn die Klagen wurden immer lauter, der Betrug immer offenkundiger. Um den Director nicht mehr durch grosse, ihm unmittelbar übergebene Summen in Versuchung zu führen, sandte der Präsident jeden Monat einen Zahlmeister von Victoria, der den Colonisten theils die Subsidien, theils den verdienten Arbeitslohn direct einzuhändigen hatte. Der Betrug war dadurch erschwert. Früher wurden die Regierung und die Colonisten betrogen, nun aber wurde nur noch die erstere, resp. der Zahlmeister hintergangen, indem ihm von seiten des Directors mit Hülfe schurkischer Arbeitsaufseher (meist abgefeimter, augendienerischer, fauler Colonisten) immer eine grössere Anzahl von Tagewerken angegeben wurde, als wirklich geleistet worden waren.

Nachdem wiederholt und in ziemlich kurzen Zwischenräumen mehrere Directoren, ausschliesslich Brasilianer, ernannt und wieder abgesetzt worden waren, wurde im Januar 1860 ein ehemaliger preussischer Offizier in brasilianischen Diensten, Baron Pfuhl, der eine Zeit lang ein Knabeninstitut im Städtchen Parahyba do Sul geleitet hatte, mit dieser Stelle betraut.

Der neue Director suchte mit aller Energie und mit redlichem Wollen Ordnung in den wirren Verhältnissen und bei den

fast ganz demoralisirten Colonisten herzustellen. Gewiss wäre es ihm gelungen, diese schwierige Aufgabe zu lösen, wenn ihm ein längerer Zeitraum für sein Wirken gegönnt gewesen wäre, trotzdem ihm sowol von einem Theil der Colonisten als auch insbesondere von den Brasilianern in Porto da Cachoeira hartnäckiger und böswilliger Widerstand entgegengesetzt wurde. Diese Opposition führte zu den leidigsten Zwischenfällen, die den Director bei seiner wahrscheinlich durch Erbitterung hervorgerufenen übergrossen Gereiztheit in die unangenehmsten Lagen versetzten. Eines Tages z. B. erhielt er vom Präsidenten die Nachricht der baldigen Ankunft eines neuen Transports Einwanderer und den Auftrag, für deren Unterkommen zu sorgen. Da nun die für die Aufnahme neuer Ankömmlinge bestimmten Räumlichkeiten bis auf ein Gemach, das der Vendeiro provisorisch als Waarenlager benutzte, besetzt waren, so verlangte Pfuhl von demselben die Räumung des Locals, und als sich der Vendeiro weigerte, der Aufforderung nachzukommen, setzte er mit Hülfe einiger Colonisten die sämmtlichen Waaren des Gemachs auf die Strasse. Der Vendeiro eilte nach Victoria und reichte bei den Gerichten die Klage gegen Pfuhl wegen gewaltsamen Eingriffs in fremdes Eigenthum ein. Er fand bei denselben als Stiefsohn des Vicepräsidenten Monjardim, trotz aller Vermittelungsbemühungen des Präsidenten, so williges Entgegenkommen, dass der Fall, von der allerschwersten Seite aufgefasst, vor das Schwurgericht verwiesen wurde. Da Monjardim einen sehr grossen Anhang in der Provinz genoss, so wäre Pfuhl sicherlich einer Verurtheilung von der servilen Jury und infolge dessen einer empfindlichen Freiheitsstrafe nicht entgangen, wenn nicht ein unerwartetes Ereigniss die ganze Angelegenheit vor der Zeit beendet hätte. Pfuhl starb nämlich, nachdem er nur sechs Monate seine Stelle bekleidet hatte, den 29. Juni 1860 nach kurzem Unwohlsein. Der Fall erregte grosses Aufsehen und bald circulirte das Gerücht, Pfuhl sei vergiftet worden, und bezeichnete als Thäter einen Deutschen, Namens Braun, der in Uebereinstimmung mit den Kapuzinern den unbequemen Director beiseite geschafft habe.

Dieser Braun fungirte unter den Colonisten als Arzt. Er behauptet während des Krimfeldzuges bei der englischen Armee als Chirurg bedienstet gewesen zu sein. Mit Baron Pfuhl stand er auf einem sehr gespannten Fusse und jener verheimlichte auch bei keiner Gelegenheit seine grosse Abneigung gegen dieses Individuum. Der Verdacht gegen Braun stützte sich auf einen Brief, der in Pfuhl's Wohnung gefunden wurde. Ich theile in der Note dieses charakteristische Schriftstück wörtlich mit.[1])

Sobald der Präsident in Victoria die erste Nachricht von Pfuhl's Tode und den sich daran knüpfenden Gerüchten erhalten hatte, liess er die Leiche nach der Hauptstadt bringen und dort die gerichtliche Obduction vornehmen. Die Aerzte erklärten,

[1]) Sehr würdiger Herr Pastor.

Nachdem ich Sie verlassen, habe ich Ihren Vorschlag reiflich überlegt und gefunden, dass es für einen furchtbaren Schlag sein würde, dessen Wirkungen in einem solchen kritischen Momente allerdings ihren Zweck gänzlich erreichen liessen. Doch abgesehen von Ihrem Grundsatze der Zweck heilige die Mittel, habe ich doch zu viel Gewissen zur Ausführung dieses Planes. Es ist seine Stellung jetzt das Einzige, wovon er Frau und Kinder ernährt. Die arme Frau sowie die Kinder theilten nicht die Grausamkeiten und Intriguen des Vaters, sie dürfen folglicherweise auch nicht unschuldigerweise dafür leiden. Ich meinentheils werde Nichts gegen unternehmen, obschon ich durchaus nicht unterlassen werde, diejenigen zu besuchen, welche ich immer besucht und welche ich eher als gekannt habe, und welchen ich dankbar verpflichtet bin. Ich glaube, dass er endlich seine brutale Handlungsweise gegen mich einstellen wird, wenn er einsieht, dass ihm mein Hitzkopf sogar die Briefgeschichte, ein Verbrechen dessen Bestrafung für ihn die weitesten Folgen haben dürften und welches ich zu beweisen immer im Stande bin, hingehen lässt. Versucht er aber fernere Intriguen gegen mich (die von Ihnen erzählte habe ich wahr gefunden, der Mann war nicht krank), oder sucht er mich ferner zu insultiren, oder mir zu schaden, so werde ich ihm zeigen was es heisst mit Studenten spielen, und das auf die aller empfindlichste Weise. Er sieht mich für schwach an, weiss nicht, dass mein Protector täglich um S. M. selbst ist, und dass alle Anschuldigungen in R. nur ihm, nicht mir Schaden bringen, und glaubt also, es sei ein Leichtes mich zu stürzen, irrt aber gewaltig.

Die mir versprochenen Adressen an die Min. brauche ich also nicht; Leben Sie wohl, bis ich die Ehre habe, Ihnen mündlich zu sagen, dass Sie meinerseits auf Verschwiegenheit zu rechnen haben.

Adresse: Seiner Hochwürden — Der Ihrige
dem Herrn Pastor Adrian Lauschner —
Kirchen Kolonie Santa Leopoldina.

Pfuhl sei am Gelben Fieber gestorben. Er war einige Tage vor seinem Tode in Victoria gewesen, wo einzelne Fälle dieser gefährlichen und gefürchteten Krankheit sich gezeigt hatten. Bei seiner Rückkehr nach Santa Leopoldina hatte er sich den ganzen Tag im offenen Canoe der brennenden Sonne ausgesetzt und bei seiner Ankunft in der Colonie heftigen Verdruss gehabt. Etwas unwohl verliess er seine Wohnung und machte einen Ritt durch die Colonie, sah sich aber bald genöthigt, bei einem Colonisten abzusteigen und sich aufs Bett zu legen. Dort traf ihn Braun und bot ihm ärztliche Dienste an, sie wurden von Pfuhl aber nicht angenommen; er verlangte nur ein Glas Wasser. Nach wenigen Stunden kehrte er stark fiebernd nach Hause zurück und starb den zweiten Tag, nachdem er jeden ihm von Braun angebotenen Beistand auf das entschiedenste zurückgewiesen hatte. Auf die erste Kunde von Pfuhl's Erkrankung schickte der Präsident einen Arzt nach Santa Leopoldina, er langte aber erst nach dessen Tode dort an.

Der Polizeichef liess Braun nach Victoria kommen und verhörte ihn auf Grundlage des Briefes in Gegenwart des Präsidenten. Braun gab die nämliche Erklärung ab, die er auch mir später wiederholte: Pfuhl sei ihm stets feindlich gesinnt gewesen und habe ihn ungerecht behandelt; um ihn einzuschüchtern, habe er den Brief geschrieben und eine Rechnung, die er dem Director einzuschicken hatte, darin eingewickelt, in der Ueberzeugung, dass ihn Pfuhl auch lesen werde; er habe den Brief an P. Hadrian gerichtet, weil auch dieser ein Feind vom Director gewesen sei und habe gehofft, dass durch die im Briefe ausgesprochenen Drohungen Pfuhl sein Betragen ändern werde. Protection habe er (Braun) in Rio keine; er stelle ein Verbrechen entschieden in Abrede.

Die Untersuchungen gaben nach jeder Richtung ein negatives Resultat. Nachdem die Aerzte erklärt hatten, Pfuhl sei am Gelben Fieber gestorben, fiel natürlich auch für den Polizeichef der Grund zu einem fernern inquisitorischen Verfahren weg.

Ob das angegebene Resultat der ärztlichen Obduction das richtige war, mag dahingestellt bleiben. Keinenfalls ist sie mit

dem bei so schwerem Verdachte unumgänglich nöthigen wissenschaftlichen Apparat vorgenommen worden. Ich habe, soweit es mir möglich war, genaue Nachforschungen angestellt und bin zu der Ueberzeugung gelangt, dass Pfuhl's Tod kein Verbrechen zu Grunde liegt. Braun ist ein intriguanter, gewissenloser, aber dabei doch ein sehr beschränkter Charlatan. Sein Brief, die Art und Weise, wie er ihn in Pfuhl's Hände spielte und den P. Hadrian zum Mitschuldigen machen wollte, sind mehr Beweise seiner Dummheit als seiner Schlechtigkeit. P. Hadrian erfuhr erst nachträglich, welche Rolle ihn Braun in dem Briefe spielen liess.

v. Pfuhl's Wirken wurde in den Regierungsberichten als ein für die Colonie sehr erspriessliches geschildert und er selbst als ein ebenso eifriger als intelligenter Mann hervorgehoben. Weniger günstig urtheilte ein Grosstheil der Colonisten; vielleicht hatte ihnen nach der namenlos liederlichen brasilianischen Wirthschaft ein energisches Eingreifen nicht behagt.

Die durch v. Pfuhl's Tod erledigte Stelle wurde während meiner Anwesenheit durch den französischen Ingenieur R. Pralon provisorisch versehen; bald darauf wurde Baron V., früher Colonist am Mucury (Bd. II, S. 240), zum Director ernannt. Wie leicht vorauszusehen war, vermochte er sich nicht längere Zeit auf diesem schwierigen Posten zu erhalten. Sein Nachfolger war der deutsche Botaniker Dr. Rudio, dessen vermittelndes und versöhnliches Wesen eine wahre Wohlthat für die Colonie war, und wenn es ihm auch nicht gelang, einen durchaus günstigen Umschwung der Verhältnisse hervorzubringen, so leistete er doch mit Aufopferung und redlichem Willen, was ihm zu leisten möglich war.

Während ich in Santa Leopoldina war, langte dort ein junger brasilianischer von der Regierung ernannter Arzt an; wie ich nachträglich erfuhr, gab er nach wenigen Monaten seine Stellung wieder auf.

Der Gesundheitszustand der Ansiedler war damals, trotz des gesunden Klimas, ein ungünstiger. Die Ursache davon lag in einer mangelhaften Ernährung. Eine sehr grosse Anzahl von Colonisten war nämlich ausschliesslich auf den Genuss von

Mandiocamehl entweder blos im heissen Wasser zu einem steifen Kleister gekocht, oder zu einer Art Fladen gebacken, angewiesen. Die Aufnahme einer unverhältnissmässig grossen Menge dieser stärkemehlhaltigen Nahrung und die auf ein Minimum beschränkte Zufuhr von Proteïnsubstanzen und Fetten erzeugen eine in Europa ziemlich seltene, in Brasilien aber sehr häufige Krankheit: die Hydrämie (Opilação). Ihr Wesen besteht in Mangel an Faserstoff im Blute. Das aus einer Schnittwunde oder bei einem Aderlasse abfliessende Blut enthält fast nur Blutserum und blos eine staunenswerth geringe Quantität Fibrin. Schwäche, Mattigkeit, Herzklopfen, Brustbeklemmungen, Oedem, Chlorose, Wassersucht, atonische Geschwüre, grosse Trägheit der Functionen des Darmkanals und starke Anschwellung der Leber sind fast immer im Gefolge dieser Krankheit, der zahllose Opfer erliegen. Die besten Verhütungsmittel derselben sind eine hinreichende rationelle Ernährung und eine heitere Gemüthsstimmung, die freilich unter Verhältnissen, wie die von Santa Leopoldina waren, nicht leicht Platz greifen kann.

Die von der Regierung den Colonisten bewilligten Subsidien waren für Santa Leopoldina genau so normirt wie für Santa Isabel. Bei den damaligen ziemlich hohen Lebensmittelpreisen reichten sie auch vollkommen für 1—3 Personen aus, aber in ihrer weitern Scala durchaus nicht für grössere Familien (und diese bildeten die Mehrzahl). Denn um sich einigermassen normal zu ernähren, hätte eine Familie von 6 Personen monatlich für 60, eine von 8 Personen für 70—80 Milreis Lebensmittel kaufen müssen, während sie im ersten Falle nur 45, im zweiten nur 52½ Milreis empfingen. In Santa Isabel reichten auch diese Subsidien für grössere Familien aus, denn die Colonistan fanden in ihrem eigenen Boden immer noch eine Nachhülfe, was in Leopoldina nicht der Fall war. Dort wurden sie gewissenhaft und regelmässig ausgetheilt, hier aber ein betrügerisches Spiel damit getrieben.

Während die Colonisten in Santa Leopoldina an Elend und Hunger dahinsiechten, bewilligte der damalige Minister des Innern, Herr João de Almeida Perreira Filho, zu dessen Ressort

damals das Generallandamt gehörte, einem französischen Photographen, einem gewissen Victor Frond, mehrere tausend Thaler, aus den für Colonisation bestimmten Fonds, um die Colonien der Provinz Espiritu Santo zu photographiren!! Auf den *Licht*bildern, die in Rio de Janeiro betreffenden Ortes so wohlgefällig betrachtet wurden, waren freilich die *Schatten*partien, an denen diese Colonie so reich ist, nicht sichtbar. Man sah darauf nicht die blassen, aufgedunsenen, hohläugigen, verzagten Gestalten daherschwanken, nicht auf hartem Schmerzenslager die Unglücklichen mit Krankheit und Hunger ringen, nicht die abgezehrten Kinder, die schreiend von ihren von Kummer gebeugten Müttern Nahrung verlangen, nicht die Weiber und Mädchen, die in den frühesten Morgenstunden aus den Wohnungen der Coloniebeamten in Porto da Cachoeira schleichen, um sich aus dem verächtlichen, kärglichen Erlöse ihres nächtlichen Gewerbes, zu dem sie die bitterste Noth trieb, in der Venda einige Lebensmittel zu kaufen.

Die Photographien waren sehr schöne, prächtige Lichtbilder, man konnte stolz auf die Colonie sein! Sie sollten ja in Frankreich lithographirt werden und, von einem lobhudelnden Texte begleitet, dem Auslande zeigen, wie viel Brasilien für die Colonisation thut.

Nach meiner Rückkehr nach Rio de Janeiro zeigte ich dem Minister des Innern, welche bittere Ironie in diesen Photographien liege. Solange die Colonisationsangelegenheiten unter seiner Leitung standen, war auch auf eine wesentliche Verbesserung der Zustände nicht zu hoffen. Kein Minister vor ihm hat diese Lebensfrage Brasiliens mit so geringem Verständniss, mit so unverantwortlicher Nachlässigkeit behandelt wie er. Herr João Almeida Perreira Filho spielt in der Geschichte der Colonisation Brasiliens die möglichst klägliche Rolle! Sein Hauptwirken während einer beinahe zweijährigen Amtsdauer war dahin gerichtet, dem Ministerium eine Kammermajorität zu gewinnen und seine eigene Neuwahl als Deputirter zu sichern. Ersteres gelang ihm nicht, letzteres nur mit knapper Mühe, trotzdem seine Familie in seinem Wahlbezirke reichbegütert und einflussreich ist. Um

Colonisation bekümmerte er sich nur, wenn eine dahin einschlagende Frage in irgendeiner nähern Beziehung zu seinen eben bezeichneten Absichten stand; er unterliess oder verzögerte wichtige und folgenschwere Entscheidungen, um nicht irgendeinem seiner politischen Gesinnungsgenossen zu nahe zu treten, und wurde überhaupt bei allen seinen Handlungen nur von Parteimotiven geleitet. Unter einem solchen Ministerium konnte die Colonisation begreiflicherweise nicht gedeihen.

In religiöser Beziehung war die Colonie Santa Leopoldina fast gänzlich vernachlässigt. Die Regierung hatte die Bestimmung getroffen, dass die Geistlichen von Santa Isabel monatlich zweimal in der Schwestercolonie Gottesdienst halten sollten. Die directe Entfernung der beiden Colonien beträgt freilich kaum 3—4 Legoas, aber es existirt durchaus keine unmittelbare Verbindung zwischen denselben. Die Priester von Santa Isabel waren also gezwungen, ihren Weg über Victoria zu nehmen und eine Reise von mindestens 18 Legoas oder 3 Tagen zurückzulegen, um von einer Colonie zur andern zu gelangen; sie sollten also jeden Monat 14 Tage auf Reisen zubringen. Die Regierungsverordnung wurde, wie leicht einzusehen ist, nicht eingehalten, und da die Geistlichen ihren Wohnsitz in Santa Isabel hatten, so blieb die Seelsorge auf Santa Leopoldina fast ganz vernachlässigt. Erst im Jahre 1864 erhielt letztere durch meine Vermittelung einen protestantischen Geistlichen. Auch der Schulunterricht war bei meiner Anwesenheit noch sehr mangelhaft, es war aber doch wenigstens einigermassen dafür gesorgt.

Im October 1860 betrug die Zahl der Colonisten auf Santa Leopoldina 1003 Individuen (232 Familien). Der überwiegenden Mehrzahl nach Deutsche, nämlich: Preussen 384, Tiroler 82, Sachsen 76, Luxemburger 70, Hessen 61, Badenser 27, Holsteiner 13, Nassauer 13, Baiern 10, Mecklenburger 5, Hannoveraner 4; ferner Schweizer 104, Holländer 120, Belgier 8, Franzosen 1, Engländer 1; die übrigen Brasilianer durch Geburt. Im ganzen 679 Protestanten und 324 Katholiken. Die Holländer waren im Jahre 1859 angekommen und befanden sich zum grossen Theil durch eigenes Verschulden in der allertraurigsten Lage. Es waren

durchschnittlich sehr verkommene, arbeitsscheue Individuen, die im Schmuze fast erstickten. Sie nährten sich fast ausschliesslich von Mandiocamehl mit Ricinusöl und Wasser zu einem Brei zusammengekocht. Der Mangel an Reinlichkeit war bei vielen dieser Familien so gross, dass sie sich nicht einmal die Mühe nahmen, den Topf, in dem sie ihr Gericht bereitet hatten, zu reinigen, sondern für die nächste Mahlzeit wieder Farinha, Oel und Wasser zu den Resten der frühern schütteten und mit diesen kochten. Darf man sich wundern, dass bei dieser ekelhaften Nahrung der Grosstheil der holländischen Familien einen jämmerlichen Anblick darbot?

Ich habe in Santa Leopoldina mit mehrern hundert Colonisten gesprochen und mit wenigen Ausnahmen immer die nämlichen Klagen gehört, den nämlichen Ausdruck der Unzufriedenheit und des oft fast zur Verzweiflung sich steigernden Mismuthes vernommen. Stets erhielt ich auf meine Frage, wie es ihnen gehe, dieselbe trostlose Antwort „schlecht, sehr schlecht!“ häufig noch mit bittern Ausfällen auf Land und Leute gewürzt. Im weitern Gespräche wiederholten sie mir immer das Nämliche: „Wir können noch so fleissig arbeiten, es nützt uns nichts; der Boden ist zu schlecht, wir bringen daher, trotz aller Mühen, nichts vorwärts. Unsere Kaffeebäume dorren ab; wir haben dieses Jahr dreimal Bohnen gesteckt, sie wurden aber entweder von den Mäusen aufgefressen, oder verwelkten, wenn sie kaum aufgegangen waren; nun haben wir kein Geld mehr, um neuen Samen zu kaufen. Die Mandiocas bleiben klein und faulen in der Erde, die Maisernten sind unergiebig; wir wissen nicht, wie wir uns ernähren sollen; alles ist furchtbar theuer. In Deutschland haben wir mit 5—6 Groschen täglich weit besser gelebt als hier mit 4 Patacas (circa 28 Sgr.) und dabei haben wir immer viele Kranke in den Familien; wenn es noch lange so fortdauert, so müssen wir zu Grunde gehen.“ So oder ähnlich lauteten alle Klagen; manche waren übertrieben, einzelne ganz grundlos. Die Schweizercolonisten z. B. behaupteten, sie seien von der Regierung betrogen worden; diese habe ihnen nämlich versprochen, sie nach der Colonie Santa Maria zu bringen, habe sie aber nach

Santa Leopoldina versetzt. Vergeblich erklärte ich den Leuten, dass diese Colonie früher wie der Fluss, Santa Maria, geheissen und erst seit dem 27. März 1857 den Namen Santa Leopoldina erhalten habe. Sie erwiderten mir, es sei nicht wahr, sie wissen das besser als ich. Bei manchen andern Anklagepunkten, die ich auf ihr richtiges Mass zurückführen wollte, ging es mir ähnlich.

Hier, wie in allen Colonien Brasiliens, habe ich die Erfahrung gemacht, dass die Colonisten, wenn sie einmal recht gründlich entmuthigt sind, selten mehr die moralische Kraft finden, sich aufzuraffen. Wenn sich auch die Verhältnisse für sie günstiger gestalten und ihnen die Möglichkeit geboten ist, durch Fleiss und Ausdauer sich in eine weit bessere Lage zu versetzen, so bleiben sie doch verzagt und lassen eher die Hände muthlos sinken, als durch erneute Thätigkeit zu versuchen, die Schwierigkeiten zu überwinden. Es ist die Folge von Mangel an geistiger Anregung und an religiösem Halt.

In der Regel klagen die neuangekommenen Colonisten am meisten. In der Colonie Santa Leopoldina fand ich den entgegengesetzten Fall, da waren die Klagen der ältern Ansiedler die heftigsten. Sie hatten eine mehrjährige traurige Erfahrung hinter sich und die trübe Aussicht auf eine trostlose Zukunft.

Die unerquicklichen Verhältnisse der Colonie waren natürlich in Victoria genau bekannt und wurden auf die verschiedenartigste Weise ausgebeutet. Wahrlich nicht mit Unrecht erhielt sie dort den Namen Colonia dos mysterios. Einwanderer, die vom Generallandamte von Rio de Janeiro aus nach Santa Leopoldina geschickt wurden, weigerten sich nach ihrer Ankunft in Victoria, wo sie über ihren künftigen Aufenthaltsort informirt wurden, sich dorthin zu begeben, und erklärten mit unerschütterlichem Ernste, sie würden sich weit eher mit Weib und Kind in der Bai von Victoria den Tod geben. Ihr Widerstand, an den neuen Bestimmungsort abzugehen, war so gross, dass die kaiserliche Regierung sich genöthigt sah, sie wieder nach Rio de Janeiro zurückführen und nach irgendeiner Colonie des Südens bringen zu lassen. Dies ist allerdings kein directer Beweis von dem

schlechten Zustande der Colonie, sondern vielmehr von dem übeln Rufe, den sie in der Provinzialhauptstadt genoss. [1])

Höchst auffallend war mir in Santa Leopoldina der Mangel an Pferden und Rindvieh, während die Colonisten in Santa Isabel Grossvieh in beträchtlicher Menge besitzen. Ich traf nur bei einem einzigen Colonisten ein zweijähriges Füllen, bei keinem einzigen eine Kuh. Ebenso fühlbar ist der Mangel an Borstenvieh. Die meisten Colonisten haben kaum für sich selbst zu essen, können also auch keine Schweine ernähren.

Die zweite Nacht nach meiner Ankunft in der Colonie übernachtete ich bei einem luxemburger Colonisten Namens Simmer. Der kräftige Mann hatte mit seiner zahlreichen rüstigen Familie wacker und mit Verständniss gearbeitet und sich eine verhältnissmässig behäbige Existenz geschaffen, hatte es aber doch trotz aller Mühe und Plage noch nicht so weit gebracht, sich ein Pferd kaufen zu können. Er bat mich dringend, mich beim Präsidenten für ihn zu verwenden, damit ihm dieser aus dem Unterstützungsfonds für die Colonie eine Anleihe von 50 Milreis gewähre, um sich eine Stute anzuschaffen.

Wir trafen sehr spät bei Simmer ein; bei einbrechender Nacht hatten wir nämlich die rechte Picade verloren und befanden uns plötzlich im dichten Urwalde, von einer solchen Finster-

[1]) Ich will hier nicht verschweigen, dass die neuesten Berichte, die ich über die Colonie Santa Leopoldina erhalten habe, etwas günstiger lauten als meine oben gegebene Schilderung. Viele Verbesserungen verdankt sie dem Eifer des seit Juni 1864 hier residirenden protestantischen Pfarrers Reuther. Er legte z. B. in verschiedenen Theilen der Colonie sieben Friedhöfe an, zu deren Herstellung die Colonisten das Land schenkten und unentgeltlich 3100 Arbeitstage verwendeten. Er veranstaltete den Ankauf einer Colonie von 62500 Quadratbrazas im Centrum der Protestanten, da, wo die Wege von Santa Maria, den Hessen und Preussen zusammenlaufen. Die Hälfte des Landes soll einen Dorfplatz abgeben, durch dessen parcellenweise Veräusserung das ganze Terrain bezahlt wird, auf der andern Hälfte soll eine Kirche, eine Schule und ein Pfarrhaus erbaut werden. Im Jahre 1864 schon hatten 170 Familienväter circa 2700 Tagewerke unentgeltlich auf dem Kirchengute gearbeitet. Zur Beschaffung der Gelder für die Bauten wurden die nöthigen Schritte gethan, die Regierung aber schien damals noch wenig geneigt, ihrer eingegangenen Verpflichtung nachzukommen und die nöthigen Gelder zum Baue von Kirchen und Schulen zu bewilligen. Auch die Ackerbauverhältnisse sollen sich etwas günstiger gestaltet haben.

niss umgeben, dass wir unsere Thiere nicht mehr sehen, sondern nur noch fühlen konnten. Mit Hülfe eines Büchschens von Phosphorwachskerzen, die ich bei mir führte, gelang es uns mühsam endlich so weit wieder zurückzufinden, bis wir einen Waldpfad fanden und, demselben folgend, eine Colonistenwohnung erreichten. Ihr Besitzer war sogleich bereit, uns den Weg zu Simmer zu zeigen, und stellte sich mit einer Fackel aus Palisanderholz, deren grünes Licht einen magischen Schein über die Reitergruppe verbreitete, an die Spitze des Zuges.

Vom interimistischen Coloniedirector war uns Simmer als der einzige Colonist bezeichnet worden, bei welchem wir ein leidliches Unterkommen finden würden, und er hatte ihn auch von unserer Absicht benachrichtigt, bei ihm zu übernachten. Wir fanden daher die Wohnung reinlich und zu unserm Empfange bereit. Das sehr einfache, aus einem wohlschmeckenden Eierkuchen bestehende Nachtessen mundete uns vortrefflich, da wir den ganzen Tag über nichts anderes genossen hatten als einige harte Eier, die uns in der Wohnung eines Ansiedlers geboten worden waren. Simmer's Haus war in der That geräumiger und wohnlicher als die übrigen, und die Anlagen um dasselbe zeugten jedenfalls von vielem Fleisse, den aber bei ihrer abschüssigen Lage die heftigen Regen nur zu oft zunichte machten. Man erzählte mir, dass Simmer von jeher der Günstling verschiedener Directoren gewesen sei und sich deshalb in einer bessern Lage befinde als die übrigen Colonisten. Vielleicht hat ihn nur der Neid dazu gestempelt, denn es wurde doch allseitig zugegeben, dass die Familie stets sehr fleissig gearbeitet habe. Auch war Simmer mit einigem aus Europa mitgebrachten Vermögen in der Colonie angekommen. Und doch hatte er sich noch nicht 50 Milreis ersparen können, um ein Pferd zu kaufen!

Bald nach unserer Ankunft erschienen sämmtliche Nachbarn Simmer's, alles Luxemburger, im Wohnzimmer, nahmen gravitätisch auf Kisten, Kasten und Bänken Platz und wurden vom Hausherrn mit einer Flasche Cachaza bewirthet. Wir setzten uns zu ihnen und nun begannen ihrerseits lange und breitgetretene Erörterungen über die Colonialverhältnisse, die begreiflicher-

weise mit zahllosen Klagen, in denen eine grosse Erbitterung über die religiösen Zustände nicht fehlten, gewürzt waren. Die Klagen wurden nicht leidenschaftlich heftig, sondern mit einer so sichern Ruhe vorgebracht, dass sie auf den Zuhörer durchaus den Eindruck der Wahrheit machen mussten. Die meisten dieser Luxemburger schienen mir stille, genügsame und unverdrossene Leute zu sein; es wurde mir auch versichert, dass sie zu den besten Colonisten von Santa Leopoldina gehören. Erst nach 1 Uhr nachts zogen sie sich zurück, ruhig und ernst, wie sie gekommen waren, obgleich das Glas fleissig unter ihnen die Runde gemacht hatte.

Von Simmer's Wohnung führte uns am folgenden Morgen ein schlechter Weg nach den Colonien am Ribeirão de Braganza, die ziemlich im Centrum der Ansiedelungen liegen. Ueberall das nämliche landschaftliche und sociale Bild, bald mit mehr, bald mit weniger lebhaften Farben colorirt. Ich unterhielt mich unter anderm auch eingehend mit den tiroler Colonisten. Sie gehörten zu den Neuangekommenen und äusserten sich verhältnissmässig noch zufrieden. Er waren meist kräftige, arbeitsgewohnte Leute, denen das Niederschlagen des Urwaldes nicht so sehr mühsam vorkam. Von ihrer Heimat her waren sie an Waldarbeit, gebirgiges Land und schlechten Boden gewöhnt. Sie sehnten sich sehr nach dem Besitz von Rindvieh und wollten vor allem künstliche Wiesen anlegen. Es fehlte aber auch unter ihnen nicht an Unglück krächzenden Eulenstimmen.

Die Wege durch die Colonie fand ich durchgehends sehr schlecht und ohne Verständniss, meistens der kürzesten Linie nach, ungemein steil, bergauf, bergab, angelegt. Die grosse neue Strasse vom Centrum nach Porto da Cachoeira wurde mit vielen Unkosten gebaut, sie ist aber nichts weniger als ein glänzender Beweis der Fachkenntniss des Unternehmers. Wir trafen die vollendete und dem Verkehr übergebene Strecke stellenweise fast gänzlich unwegsam. In Brasilien glaubt man gewöhnlich eine Strasse gebaut zu haben, wenn man in einer bestimmten Linie den Wald niederschlägt und die Erde ein paar Klafter breit aufkratzt.

Aus dem bisher Gesagten geht wol klar genug hervor, dass der Colonie Santa Leopoldina keine goldene Zukunft prognosticirt werden darf. Statt dass die Regierung, nachdem sie von verschiedenen Seiten unumwunden und klar über ihren Misgriff bei der Wahl des Colonieterritoriums belehrt worden war, die Colonie auf das möglichst geringe Mass beschränkt und getrachtet hätte, sie als solche allmählich aufzulösen, befahl sie in unbegreiflicher Blindheit fort und fort, neue Landlose zu messen, und schickte oft sogar zwangsweise neue Colonisten nach Santa Leopoldina. Das war baarer Unsinn.

Viele der Colonisten hatten in Europa ein hinreichendes Auskommen; sie litten wenigstens nicht an Hunger und dessen Folgekrankheiten. Sie verliessen ihr Vaterland, um ihre Lage zu verbessern und für sich und ihre Kinder eine günstigere Zukunft zu gründen. Manche von ihnen brachten baares Geld mit nach Brasilien. In Santa Leopoldina wurden alle ihre Hoffnungen auf das bitterste getäuscht. Sie fanden dort Elend, wie sie es in ihrer Heimat nicht gekannt hatten, und mussten auch ihren letzten Sparpfennig zusetzen, um ihre Existenz zu fristen. Das ist eine schlechte Basis für eine blühende Colonie. Der erste Misgriff kostete der Regierung sehr grosse Summen, die unverantwortliche Hartnäckigkeit, mit der sie fortfuhr die Colonie zu vergrössern, verlangte noch weit grössere Opfer. Die Regierung kann und wird aber diesem trostlosen Unternehmen nicht noch jahrelang grosse Kapitalien zuführen, die sie tausendmal vernünftiger anderweitig verwenden könnte, und wird schliesslich gezwungen sein, die Colonie, ehe sie lebensfähig geworden ist, ihrem Schicksale zu überlassen. Der Fluch und die Verwünschungen der muthwillig getäuschten Opfer werden der Lohn der sträflich leichtsinnigen Handlung der betreffenden Regierungsorgane sein.

Nach meiner Rückkehr nach Rio de Janeiro setzte ich in einer ausführlichen Note dem Minister des Aeussern die traurigen Verhältnisse der Colonie Santa Leopoldina auseinander. Dem diplomatischen Geschäftsgange folgend, übermittelte er dieselbe dem Minister des Innern, unter dessen Leitung damals noch die Colonialangelegenheiten standen. Der Minister João Almeida

Perreira Filho fand es indessen nicht einmal der Mühe werth, dieselbe dem Generallandamte (Repartição geral das terras publicas) zu übermitteln, so gross war sein Interesse an einer der wichtigsten Fragen seines Departements! Erst unter seinem befähigten und thätigen Nachfolger wurden Massregeln getroffen, wenigstens einem Theile meiner Forderungen im Interesse der Colonisten von Santa Leopoldina gerecht zu werden. Der Präsident der Provinz hatte glücklicherweise schon früher und ohne specielle Bevollmächtigung von seiten des Ministers die Initiative zu manchen wichtigen und wohlthätigen Massregeln ergriffen.

Ich kann nicht umhin, hier noch eines charakteristischen Umstandes zu erwähnen. In dem Rechenschaftsberichte, den der Minister des Innern (immer noch Herr João Almeida Perreira Filho) im Jahre 1860 dem Gesetzgebenden Körper vorlegte, wird die Colonie Santa Leopoldina lobend erwähnt, der Boden als fruchtbar, die Colonisten zufrieden und ihre Arbeiten glücklich gedeihend (prosperando) geschildert! Der Gang der Colonie ist ein regelmässiger und verspricht eine schmeichelhafte Zukunft [1]), heisst es in dem Berichte, und es wird noch ausdrücklich beigefügt, dass die Colonie in nicht ferner Zeit die Opfer vergelten werde, die die Regierung für sie gebracht habe.

Ich weiss nicht, ob Dummheit, Leichtsinn oder Schlechtigkeit dem Generallandamte das Material zu einem solchen Berichte geliefert hat, oder ob, was mir am wahrscheinlichsten ist, das Ministerium, vom wahren Sachverhalte wohl unterrichtet, gewisse Gründe hatte, mit gänzlich entstellten Berichten vor die Kammer zu treten. Es wurde übrigens in der nächsten Session des Gesetzgebenden Körpers der Deputirtenkammer von einem ihrer Mitglieder die ungeschminkte Wahrheit enthüllt und das Verfahren der Regierung scharf gegeiselt — aber es blieb doch mehr oder weniger beim alten.

Am Vorabend unserer Abreise fand noch eine ziemlich bewegte Scene statt. Ich hatte nämlich in Erfahrung gebracht, dass ein zwölfjähriges Mädchen, die Waise eines Schweizercolo-

[1]) O andamento da colonia é regular e promette lisongeiro futuro.

nisten, sich in der Wohnung eines sehr übel beleumundeten italienischen Bäckers in Porto da Cachoeira befinde und von diesem Individuum förmlich zu Grunde gerichtet werde. Ich liess das Mädchen rufen und in einer kurzen Unterredung machte es mir so schauerliche Enthüllungen, dass ich mich veranlasst sah, schleunige Abhülfe zu schaffen. Ich ersuchte daher den Subdelegado (Polizeibehörde), den Italiener vorzuladen und ihm zu erklären, dass er mir das Mädchen unverzüglich auszuliefern habe. Der Italiener weigerte sich dessen unter den heftigsten Schmähungen und geberdete sich überhaupt so excessiv, dass der Subdelegado sich genöthigt sah, das Kind durch einen Polizeisoldaten abholen zu lassen, um es mir zu übergeben. Ein paar Stunden später erschien der Italiener bei mir, entschuldigte sich wegen seines Excesses gegen die Behörde, indem er vorgab, berauscht gewesen zu sein, und bat mich, ihm das Mädchen wieder zurückzugeben, was ich natürlich entschieden abschlug. Die Mutter des Kindes war auf einer Parceriecolonie in der Provinz São Paulo gestorben, der Vater in Santa Leopoldina. Keine Familie hatte sich der gänzlich alleinstehenden Waise angenommen, da jede selbst mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Wir nahmen das Mädchen mit nach Victoria, wo es die Familie eines höhern Beamten einige Wochen bei sich behielt, bis sich Gelegenheit fand, dasselbe nach Rio de Janeiro kommen zu lassen und es dort zweckmässig unterzubringen.

Ich hatte bei unserer Ankunft in Porto da Cachoeira den dortigen Vendeiro beauftragt, für unsere fünf Canoeneger bestens zu sorgen und es ihnen an nichts mangeln zu lassen. Die Burschen benutzten diese so selten wiederkehrende Gelegenheit redlich, um sich einige Tage hindurch recht gütlich zu thun, und zwar mit so gründlichem Erfolge, dass am Morgen unserer Abreise zwei von ihnen an heftigen Indigestionen litten und arbeitsunfähig waren. Der Vendeiro hatte ihnen auf meine Rechnung an Esswaaren gegeben, was sie nur verlangten. Da die Rückreise flussabwärts ging, so konnten wir immerhin die Arbeit der beiden kranken Neger entbehren, aber es war mir doch im hohen Grade unangenehm, sie in einem solchen Zustande ihrem Herrn

zurückzusenden. Jeder der Burschen war über 2000 Thaler werth, und ihr Besitzer konnte mir den gegründeten Vorwurf machen, dass ihre Erkrankung durch meine Schuld entstanden sei, denn ich hätte ihnen nur die gewöhnliche Negerkost in den üblichen Rationen verabreichen lassen sollen. Da ich nach unserer Ankunft in Porto da Cachoeira die Sklaven dem brasilianischen Vendeiro, der in deren Behandlung ja viel erfahrener war, als ich, anvertraut hatte, so hatte ich mich weiter nicht mehr um sie bekümmert, und es wäre mir auch nie eingefallen, dass er sie, blos um sich von mir die Lebensmittel theuer bezahlen zu lassen, überfüttern würde.

Um $4\frac{1}{2}$ Uhr morgens verliessen wir Cachoeira und langten nach einer angenehmen achtstündigen Fahrt in Victoria an. Die Pferde von Itapemirim waren noch nicht angelangt und wir sahen uns genöthigt, noch einen Tag länger in der Provinzialhauptstadt zuzubringen.

Den 10. Nov. früh um 7 Uhr brachte uns der Präsident in seinem Boote nach dem Festlande, etwas westlich von der Cidade Velha, wo die am Abend vorher eingetroffenen Thiere sich auf der Weide befanden. Der Baron von Itapemirim hatte mir neun Pferde und Maulthiere mit zwei seiner Sklaven zugeschickt. Bis alle Thiere eingefangen, gesattelt und gepackt waren, verstrichen mehrere Stunden. Um 11 Uhr ritten wir endlich nach herzlichem Abschiede von unserm vortrefflichen und liebenswürdigen Wirthe ab und erreichten gegen 1 Uhr die Barre des *Rio Jucú*. Hier mussten die Thiere abgeladen und durch den Fluss getrieben werden; wir setzten mit den Sätteln und dem Gepäck in einem Canoe an das entgegengesetzte Ufer, mussten aber beinahe eine Stunde lang auf ein mit seiner Ladung entlaufenes Maulthier warten. Das Dörfchen *Jucú,* nicht weit von der Barre, besteht aus einer geringen Zahl meist armseliger, zerstreuter Hütten, nur die Venda ist etwas wohnlicher und besser gebaut. Früher führte eine lange Brücke über den Fluss. Prinz Maximilian zu Neuwied passirte sie im Jahre 1815 und fand sie damals sehr baufällig; wahrscheinlich hat man sie später einigemal renovirt und schliesslich ganz zu Grunde gehen lassen, ob-

gleich ausgezeichnetes Holz zum Brückenbau in der Nähe im Ueberflusse vorhanden ist.

Die Jesuiten hatten im vorigen Jahrhunderte einen 8 Legoas langen Kanal vom Rio Jucú bis in die Bai von Espiritu Santo graben lassen und denselben mit Vortheil zum Waarentransport benutzt. Es ist mir nicht bekannt, ob er das Schicksal der Brücke theilte, oder gegenwärtig noch schiffbar ist.

Während die Ladungen den gewöhnlichen Weg längs des Meeresstrandes verfolgten, machte ich einen weiten Bogen landeinwärts und fand ziemlich viele kleine Besitzungen mit spärlich cultivirten Feldern, alle den Stempel der Armuth tragend. Die Gegend ist hügelig, in den flachen Theilen mit Sümpfen, Röhricht und Gebüschen, an den Lehnen mit Wald bedeckt. Bei einbrechender Nacht vereinigte ich mich wieder mit den Ladungen in der Venda des Dörfchens *Ponta da Fructa.* Bei der Abreise von Victoria hatten wir gehofft, den nämlichen Tag noch Guarapirim zu erreichen, was uns indessen mannichfache unvorhergesehene Verzögerungen nicht erlaubten. Wir installirten uns, so gut es ging, in der Venda, der besten Hütte des sehr ärmlichen Fischerdörfchens. Der ganze Lebensmittelvorrath des Vendeiro bestand in 6 Stück steinharter Roscas (Kringeln) und $1/2$ Pfund ranzigen, madigen Specks, der nicht einmal für die Neger geniessbar war. Glücklicherweise hatte ich in Jucú, während wir auf das entlaufene Maulthier warteten, voraussehend, dass wir das vorgesteckte Reiseziel nicht erreichen würden, eine junge Ziege gekauft und schlachten lassen. Sie wurde nun von den Camaradas in Stücke gehackt, in einem Topfe mit trübem Wasser über Feuer gesetzt und lieferte uns ein erträgliches Nachtessen, an dem die ganze Familie des Vendeiro, der frisches Fleisch zu den grössten Seltenheiten gehörte, mit wahrem Heisshunger theilnahm.

Am folgenden Morgen konnten wir erst gegen 8 Uhr die Reise fortsetzen, da das Beladen von ein paar der Maulthiere einige Schwierigkeiten machte. Der Weg nach Süden führt theils durch Gebüsch und Niederholz mit Taquara und Fächerrohr (Uba), theils dicht am Meeresstrande über feinen Sand, der da, wo er

von den Wellen bespült wird, einen so festen Boden bildet, dass die Hufe kaum sichtbare Eindrücke zurücklassen, während dicht nebenan, im trocknen Sande, die Thiere tief einsinken und sich nur mühsam fortbewegen. Wir passirten die beiden Flüsschen Rio Una und den Rio Pero Cão, den letztern, bedeutendern, der aus der gleichnamigen Serra entspringt, über eine Brücke, und langten gegen Mittag in der Villa Guarapary an.

Der Präsident hatte die Rücksicht gehabt, am Tage vor unserer Abreise von Victoria eine Ordonnanz nach Itapemirim zu schicken und ihr für alle Behörden unterwegs den schriftlichen Auftrag zu geben, uns jede mögliche Erleichterung und Hülfe zu gewähren. Als wir in Guarapary ankamen, war gerade der Magistrat versammelt, um sich über die Art und Weise, wie er uns empfangen wolle, zu berathen. Unsere Ankunft schnitt die Versammlung kurz ab; es wurde uns sogleich das Haus der Municipalkammer als Absteigequartier angewiesen, bis in einer Privatwohnung das Mittagsmahl für uns bereitet wurde. Bis dieses fertig war, hatten wir Zeit genug, uns die Villa näher zu betrachten.

Guarapary, von den indianischen Worten *Guara* (der Reiher), *pari* (eine Schlinge), liegt an einer schmalen Einbuchtung, die das Meer ziemlich tief in das Land hinein macht und die gewöhnlich, aber irrigerweise, der Fluss von Guarapary genannt wird. Das eigentliche Flüsschen Guarapary ergiesst sich ungefähr 1 Legoa weiter nach Westen in diese sackförmige Bucht. Am nördlichen Ufer des Armes liegen einige Fischerhütten, am südlichen die Villa. Die Verbindung zwischen beiden Ufern geschieht durch Canoen, die Thiere müssen die lange Strecke hinüberschwimmen.

Guarapary wurde im Jahre 1585 durch den schon mehrfach erwähnten Jesuiten José de Anchieta gegründet, der dort eine dem heiligen Anton geweihte Kapelle errichtete, die Indianer der Umgegend zu einer Aldea versammelte und sie im Ackerbau unterrichtete. Später siedelten sich auch einige portugiesische Familien daselbst an. Im Jahre 1687 liess der Oberst Francisco Gil de Araujo, durch Kauf Donatar der Provinz Espiritu Santo

geworden, eine Mariä Empfängniss geweihte Kirche erbauen und erhob den 1. März 1689 das Dorf zur Villa mit dem Namen Nª. Sª. de Conceição de Guarapary. Im Jahre 1751 erhielt der Archidiakonus Sequeira Quintal die Erlaubniss zum Bau einer neuen Kirche. Es wurden indessen nur die Einfassungsmauern vollendet und sind heute, als Ruinen pittoresk auf einer Anhöhe gelegen, die Hauptzierde der reizlosen Villa. Wahrscheinlich ist der Bau der Kirche infolge des traurigen Schicksals des Diakonus unterblieben. Es befanden sich nämlich in der Nähe von Guarapary zwei Zuckerplantagen, Campo und Engenho velho, zusammen mit ungefähr 600 Sklaven. Als ihr Besitzer, ohne an Ort und Stelle Erben zu hinterlassen, starb, begannen unter den Negern Unruhen und Arbeitsverweigerungen. Sequeira Quintal benachrichtigte die Anverwandten des Verstorbenen in Portugal von dessen Tod und den Vorgängen auf der Fazenda und proponirte, ihnen die Angelegenheit wieder in das richtige Geleise zu bringen und die Leitung der Güter zu übernehmen, falls sie ihn zum Mitbesitzer machen wollten. Sie nahmen es an, Quintal trat in seine Rechte ein und suchte wieder Ordnung herzustellen, aber der revolutionäre Geist der Neger hatte schon zu tiefe Wurzeln geschlagen. Bei einem Besuche der Fazenda Campo ermordeten die Anführer des Aufstandes den Diakonus in seinem Bette und erklärten die Plantagen für ihr Eigenthum. Die Regierung bot zwar eine Compagnie Soldaten gegen sie auf, sie vermochte aber nichts auszurichten. Da die Sklaven indessen keine weitern Excesse begingen und ruhig in der Fazenda Ackerbau trieben, oder in den nahe gelegenen Wäldern peruanischen Balsam suchten, so gab die Regierung der ganzen Sache keine weitere Folge und die Meuterer blieben unangefochten in ihren erzwungenen Rechten. José Marcelino Pereira de Vasconcellos behauptet in seinem Werkchen über die Provinz Espiritu Santo[1]),

[1]) Ensaio sobre a historia e estadistica da Provincia do Espiritu Santo contendo alem de muitos documentos curiosos e interessantes a historia da fundição, povação, governo, monumentos, guerro, desde o descubrimento de cada municipio, ate o presente, bem como a extensão Limites, Minas, Rios, Productos etc. etc. por José Marcellino Perreira de Vasconcellos. Victoria 1858.

dass die beiden Fazendas dem Archidiakonus eigenthümlich zugehört und dass nach dessen natürlichem Tode seine Erben oder der Fiscus die Plantagen den Sklaven geschenkt haben.

Guarapary zählt einzelne gute Häuser; sie sind meist ebenerdig und leicht gebaut. Der Bau eines der bessern kostet 7—900 Milreis, wie mir eine der Magistratspersonen sagte. Die Villa soll nach der nämlichen Autorität 1000—1200 Seelen zählen. Im Jahre 1818 hatte der ganze District Guarapary 2721 Einwohner, im Jahre 1856 3342 Einwohner mit 496 Feuerstellen. Die Bevölkerungszunahme betrug also in 38 Jahren 661 Individuen! Die Ursache dieses so überaus ungünstigen Verhältnisses dürfte hauptsächlich in dem ungesunden Klima der Umgegend der Villa, wo das Brackwasser viele Sümpfe mit Miasmen bildet, zu suchen sein, dann aber auch in der Apathie und Trägheit der Einwohner. Es ist eine unleugbare Thatsache, dass die Vermehrung bei einer industriellen, thätigen Bevölkerung immer in weit grössern Proportionen stattfindet, als bei einer lässigen und faulen, wenn auch die Bodenverhältnisse die nämlichen sind.

In der Umgegend der Villa wird einiger Ackerbau getrieben. Bei zunehmender Bevölkerung könnte er, nach Westen sich ausdehnend, grosse Dimensionen annehmen, denn der Boden soll sehr fruchtbar sein. Dazu braucht er allerdings einen rührigern Menschenschlag, als die Guaraparyanos sind, die sich hauptsächlich mit Fischfang und Nichtsthun beschäftigen.

Die Villa besitzt einen sichern Hafen, der durch die kleinen Inseln Rasa, Guarapary und Escalada vor heftigen Winden geschützt ist, aber fast ausschliesslich von ganz kleinen Küstenfahrern besucht wird. Sie reichen auch vollkommen hin, um den Handel zwischen der Villa und der Hauptstadt, oder den übrigen Häfen zu vermitteln, d. h. europäische Manufacturen, Carne secca, etwas Mehl und geistige Getränke hinzubringen und von hier die Producte der Ausfuhr, nämlich einigen Zucker und Kaffee, etwas getrocknete Fische und etwelche Erzeugnisse der Wälder, abzuholen. Von einem so schmalen und schlecht cultivirten Küstenstriche, und einer so trägen und armen Bevölkerung darf man natürlich nicht auf einen nennenswerthen Handel zählen. Wichtig wird es für

die Villa sein, wenn einmal eine gute Strasse von hier bis zu der 3—4 Legoas entfernten Colonie Santa Isabel eröffnet sein wird, da der natürliche Weg für den Export der Colonie hierher und nicht nach Victoria ist.

Die Municipalkammer hatte uns ein sehr reichliches Mittagsmahl besorgen lassen. Während und nach dem Essen besuchten uns die Magistratspersonen und liessen es nicht an Lobeserhebungen über ihre Villa fehlen. Sie hoben besonders die Industrie ihrer Frauen hervor, die im Verfertigen feiner und auch geschmackvoller Spitzen, vorzüglich zum Garniren von Hand- und Tischtüchern, Unterkleidern von Damen u. s. f. besteht. Man brachte uns eine Menge solcher Arbeiten, von denen mehrere jedenfalls von einer riesenhaften Geduld zeugten, zur Ansicht, und wir konnten nicht umhin, einige davon zu kaufen, um uns wenigstens indirect für die empfangene Gastfreundschaft erkenntlich zu zeigen.

Obgleich es schon ziemlich spät war, als unsere Thiere wieder beladen und gesattelt vor der Thür standen, hofften wir doch den nämlichen Abend noch die Villa Benevente zu erreichen. Der Weg führte uns zuerst über einige felsige Vorgebirge und dann stets den Strand entlang, theils durch Sand, theils durch Niederholz, in dem die stachelige Airipalme sehr häufig vorkommt. Ungefähr 1 Legoa hinter Guarapary passirten wir die (povoação) *Miahypé*, ein von Halbindianern bewohntes Fischerdörfchen.

Bei einbrechender Nacht wurde einer der Reisebegleiter unwohl und eins der Pferde so müde, dass es sich kaum noch vorwärts schleppen konnte, und wir erreichten mit Mühe, mehr tappend als sehend, das Fischerdorf *Orobu* (gewöhnlich Obu oder blos Bu genannt), 1 Legoa von Guarapary entfernt, wo wir vergebens an mehrere Hütten klopften, um Nachtquartier zu begehren. Sei es aus Indolenz, oder aus Furcht, wir erhielten keine Antwort, überall herrschte Todtenstille. Schon entschlossen, mit den höchst erschöpften Thieren, trotz Finsterniss und des durchdringenden feinen Regens, weiter zu reisen, bemerkte ich etwas seitwärts einen schwachen Lichtschein und ritt darauf los.

Ich fand einen alten Caboclo in seiner Hütte, vor dem Feuer kauernd mit Fischgeräthen beschäftigt. Er willigte ohne weiteres ein, uns Nachtquartier zu geben, und bald waren wir in dem ziemlich geräumigen Gemach auf nasser Erde installirt; unser feuchter Begleiter nämlich drang ausgiebig an verschiedenen Stellen durch das lückenhafte Dach.

Der gute Wille unsers Wirthes, uns auch etwas zum Nachtessen herbeizuschaffen, war grösser als der Erfolg, mit dem seine Bemühungen gekrönt waren. Nachdem sein Weib bei allen Hütten der Povoação, wo sie irgend Lebensmittel vermuthete, nach solchen geforscht hatte, kehrte sie schliesslich mit 8 Eiern zurück, die, in heisser Asche hart gesotten, uns eine zwar sehr einfache, aber dennoch ausreichende Mahlzeit verschafften, da wir in Guarapary so vortrefflich bewirthet worden waren. Unsern Camaradas wurde ein Gericht ungemein scharf gesalzener Fische zutheil, während unsere armen Thiere in einem eingefriedeten Raume zwar ausruhen konnten, leider aber hungern mussten, denn irgendeine Futterart für sie aufzutreiben war geradezu unmöglich.

Vor Tagesanbruch wurden die Anstalten zur Weiterreise getroffen und um 8 Uhr früh erreichten wir die nur 2 Legoas entfernte *Villa nova de Benevente*, wo uns der Municipalrichter mit einem vortrefflichen Frühstück erwartete.

Wie Guarapary verdankt auch Benevente seinen Ursprung dem Jesuiten José de Anchieta und war zuerst, wie jenes, eine Indianer-Aldea. Anchieta liess um das Jahr 1567 auf einem Hügel in wundervoller Lage an den Ufern des Rio Iritiba (oder Reritigba) eine Kirche erbauen und weihte sie N[a]. S[a]. d'Assumpção, für die er stets eine besondere Verehrung hatte, und suchte die Indianerstämme der Umgegend an den Flussufern zu einem sesshaften Leben zu vereinen. Seine Bemühungen hatten einen glänzenden Erfolg, denn es gelang ihm, im Verlaufe von wenigen Jahren einige Tausend Indianer um sich zu versammeln. Nach Angabe älterer Chronisten sollen die Aldea und ihre nächste Umgebung zu Ende des 16. Jahrhunderts nahe an 6000 indianische Bewohner gezählt haben. Neben der Kirche auf dem Hügel errichtete Anchieta ein Kloster für die Missionäre und beschloss

in demselben den 9. Juli 1593 seinen bewegten, segensreichen und vielbewunderten Lebenslauf.[1]) Mehr als 300 Indianer gaben seiner Leiche das Geleit nach dem 15 Legoas entfernten Victoria, wo sie vorerst in der Kapelle S. Thiago in der Jesuitenkirche beigesetzt, später aber nach Bahia übersiedelt und dort im Jesuitencollegium beerdigt wurde. In den Nachfolgern Anchieta's lebte dessen Geist nicht mehr fort, sie verstanden es nicht, das begonnene Werk fortzusetzen. Sie fingen an, die Kräfte der Indianer zu ihrem eigenen Vortheile auszubeuten; das Nämliche geschah von seiten der weltlichen Behörde. Die Unterdrückungen nahmen allmählich so zu, dass der Grosstheil der Indianer sich wieder in die Wälder zurückzog. Statt ihrer siedelten sich einzelne portugiesische Familien an, und so entstand eine gemischte Bevölkerung, die sich nie mehr zu einer nennenswerthen Zahl erheben konnte und noch im vorigen Jahrhundert wiederholt von den Anfällen wilder Indianer, wahrscheinlich Nachkömmlingen der bekehrten, aber wieder entflohenen Bewohner der Aldea, gefährdet wurde.

Im Jahre 1761 wurde die Aldea Reritigba zur Villa erhoben und ihr der Name Villa nova de N[a]. S[a]. d'Assumpção de Benevente ertheilt. Von dieser Zeit an erhielt auch der Fluss an seiner Mündung den Namen Rio Benevente, behielt aber in seinem obern Laufe noch seine indianische Benennung Reritigba oder Iritiba. Er ist für Canoen 8 Legoas ins Innere schiffbar. Die Villa liegt an seinem nördlichen Ufer. Ihre Kirche mit dem daranstossenden ehemaligen Kloster auf dem Hügel, an dessen Fusse sich die Villa, wenn auch in bescheidenen Dimensionen, ausdehnt, macht einen besonders freundlichen Eindruck. Von den Häusern sehen manche recht reinlich und wohnlich aus. Nach der Vertreibung der Jesuiten wurde der Convent als Staatsgut ein-

[1]) José de Anchieta wurde in Tenerilla auf einer der Canarischen Inseln 1533 geboren. Sein Vater war ein Spanier, seine Mutter eine Eingeborene der Canarien. Er trat in den Jesuitenorden mit dem festen Entschlusse, sein Leben der Bekehrung der wilden Indianer zu widmen. Im Jahre 1553 schiffte er sich in Lissabon nach Brasilien ein. Es wird aus seinem Leben eine grosse Menge von Wunderthaten erzählt.

gezogen und ist nun zum Theil Pfarrwohnung, zum Theil Municipalgebäude. In der Umgegend liegen viele Fazendas, auf denen ein nicht unbedeutender Ackerbau getrieben wird. Nach Westen soll der Boden durchschnittlich von grosser Fruchtbarkeit sein.

Benevente hat ziemlich die nämliche Einwohnerzahl wie Guarapary, aber es herrscht dort ein viel regeres Leben, der Handel ist beträchtlicher, die Bevölkerung wohlhabender. Wenn das reiche Hinterland mit der Zeit mehr in Cultur genommen wird, so gewinnt Benevente voraussichtlich einen bedeutenden Aufschwung. Der Hafen ist geschützt und sicher; seine Barre zwar schmal, aber tief genug für Schiffe von einigen hundert Tonnen Gehalt. In Benevente ist sogar eine Schiffswerfte, auf der sehr solide Küstenfahrer gebaut werden. Die Wälder der Umgegend sind reich an vortrefflichen Schiffsbauhölzern.

Im Jahre 1818 zählte der District Benevente 2017 Seelen[1]), 1856 aber 4157 (darunter 545 Sklaven), die Bevölkerungszunahme war daher um vieles günstiger als im District Guarapary.

Nachdem sich unsere Reisethiere durch eine nahrhafte und kräftige Morgenfütterung für das nächtliche Fasten entschädigt hatten, liessen wir sie durch den Fluss am Südufer schwimmen und folgten ihnen unverzüglich in Canoen. Bergauf, bergab, meistens durch schwachen Küstenwald reitend, erreichten wir in 2 Stunden den Rio Piuma, den die Pferde wieder schwimmend, wir mit den Ladungen in Canoen, übersetzen mussten. In frühern Zeiten war er überbrückt. Er gehört zu den Flüssen mit sogenanntem schwarzen Wasser. Das Dorf Piuma an seinem südlichen Ufer war früher ebenfalls eine Indianer-Aldea (des Stammes der Puris), in neuerer Zeit haben sich auch andere Familien daselbst niedergelassen und der Ort zählt jetzt einige ziemlich grosse und gute Häuser. Er exportirt etwas Kaffee, Farinha

[1]) Prinz Maximilian zu Neuwied sagt, dass 1816 der ganze District Benevente nur 800 Einwohner (darunter 600 Indianer) hatte; dies ist unrichtig, denn nach officiellen Angaben enthielt damals die Villa allein eine grössere als die angegebene Einwohnerzahl.

und Baumwolle aus den Fazendas der Umgegend; vorzüglich aber liefert er ausgezeichnetes Bauholz nach Rio de Janeiro.

Piuma gehört zum District Benevente, hat aber einen eigenen Polizeirayon (Subdelegacia da Policiá), der 1856 1127 Einwohner (darunter 133 Sklaven) zählte.

Das Uebersetzen über die Flüsse ist, besonders wenn man mit mehrern Thieren reist, sehr beschwerlich und mit vielem Zeitverluste verbunden, da die Thiere abgesattelt und am entgegengesetzten Ufer wieder beladen werden müssen. Für die Thiere selbst ist das Schwimmen über breite Flüsse äusserst ermüdend und sicherlich ein zweistündiger Marsch im gleichmässigen Reiseschritt weniger anstrengend für sie. Gewöhnlich wird jedes Thier am Zügel oder an der Halfter von einer im Boote sitzenden Person gehalten und so beim Schwimmen geleitet. Sind aber viele Thiere beieinander, so werden in der Regel nur ein paar an die Halfter genommen, die übrigen aber hinter ihnen frei ins Wasser getrieben und von den Leuten in einem ihnen folgenden Canoe durch Schreien und Drohen mit Stangen zusammengehalten. Im letztern Falle geschieht es häufig, dass, am entgegengesetzten Ufer angelangt, das eine oder andere Thier der Truppe, seine Freiheit benutzend, sich schlechterdings nicht mehr einfangen lassen will und die Camaradas zuweilen stundenlang foppt. Sind diese genöthigt, ihre Thiere zu besteigen, um den Flüchtling zu verfolgen und ihn mit Wurfschlingen zu fangen, so strengen sie diese übermässig an und laufen Gefahr, dass sie ihnen bei der Weiterreise den Dienst versagen. Ueberdies ist das Beladen der nassen Thiere mit dem schweissfeuchten Sattelzeuge eine häufige Gelegenheitsursache von Rückenwunden besonders der Lastmaulthiere.

Etwas südlich von Piuma erhebt sich ein isolirter, ziemlich hoher Berg mit steil abfallenden Felsenwänden, der Morro do H [1]), ein wichtiger Punkt zur Orientirung für die Küstenfahrer. Etwas südlich von ihm liegt in geringer Entfernung von der Küste die Ilha françesa.

[1]) H heisst im Portugiesischen Aga, der Name des Berges wird also Morro do Aga ausgesprochen.

Unser Weg entfernte uns nun immer mehr vom Meeresstrande, da unser nächstes Reiseziel die am Rio Muqui gelegene Fazenda des Barons von Itapemirim war. Wir ritten 4 Stunden lang durch Wälder, über Steppen und Sandflächen. Die Thiere waren schon sehr erschöpft und offenbar gab ihnen nur das Bewusstsein, dass sie sich mit jedem Schritte den heimischen Weiden mehr näherten, noch Kraft, ihre Lasten weiter zu schleppen. Es war schon finster, als wir am nördlichen Ufer des Rio Itapemirim anlangten. Hier musste nochmals abgeladen und der Flussübergang auf gewöhnliche Weise bewerkstelligt werden. Eine Stunde später langten wir in der Fazenda São Antonio do Muqui an, wo uns der greise Hausherr, von zahlreicher Gesellschaft umgeben, in einem glänzend erleuchteten Saale empfing.

Wir waren recht herzlich froh, als wir uns endlich in die bereit gehaltenen Zimmer zurückziehen konnten, denn nach einem langen ermüdenden Ritte und in staubigen Reisekleidern ist man wenig disponirt, die nimmersatte Neugierde einer solchen Gesellschaft zu befriedigen.

Die Fazenda São Antonio liegt zwischen dem Rio Muqui und dem Rio Itapemirim unweit ihres Vereinigungspunktes; ersterer ist zwar sehr klein, kann aber doch 8 Legoas bergwärts mit Canoen befahren werden. Das auf einer Anhöhe gebaute palastähnliche Wohnhaus der Fazenda macht einen imposanten Eindruck. Ich habe in Brasilien nur selten Fazendas in so grossartigem und dabei doch so geschmackvollem Stil gesehen. Das Innere entspricht aber dem imposanten Aeussern nicht. Man vermisst die Zweckmässigkeit der Eintheilung, die Bequemlichkeit und vorzüglich die Reinlichkeit ähnlicher europäischer Wohnungen. Die dem Schutzpatron der Fazenda geweihte Kapelle ist nach Landessitte mit Flitterwerk überladen.

Das Haupterzeugniss der Fazenda ist Zucker. Die Felder liegen meistens eben und können mit dem Pfluge bearbeitet werden; sie sind aber schon bedeutend erschöpft. Der Besitzer beklagte sich (was leicht begreiflich) über eine stete Abnahme des Erträgnisses. Er hatte im Jahre 1860 80 Kisten Zucker zu 50 Arroba (1280 Centner) erzeugt, kaum die Hälfte der Production,

die er in den ersten Jahren des Bestehens der Plantage gewonnen hatte. Freilich war die diesjährige Ernte nur eine mittelmässige gewesen. Der Sklavenstand betrug 120 Neger für die Feldarbeit, eine beträchtliche Anzahl für den Hausdienst und als Handwerker, besonders Zimmerleute und Maurer. Während der Choleraepidemie von 1856 verlor der Besitzer in wenigen Wochen 43 Sklaven, beinahe ein Drittel der Gesammtzahl. Er berechnete seinen directen Capitalschaden auf ungefähr 72000 Thaler.

Der Baron von Itapemirim Joaquim Marcelino da Silva Lima hatte, wie so viele reiche brasilianische Fazendeiros, seine Laufbahn mit einem kaum nennenswerthen Kapital begonnen und war, nicht gerade scrupulös in der Wahl der Mittel und Wege, allmählich in den Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens und dadurch auch zu grossem politischen Einflusse gelangt. Von 1834—1858 hatte er achtmal die Stelle eines Vicepräsidenten in der Provinz bekleidet. Die beiden grossen politischen Lager der Conservativen und Liberalen standen sich von jeher in der Provinz Espiritu Santo mit der grössten Erbitterung gegenüber, am meisten aber in ihren südlichen Theilen, in den Districten Benevente und Itapemirim. An der Spitze der einen Partei war der Baron von Itapemirim, an der andern die Familie Bittencourt, deren Besitzung Corazão d'Onza ebenfalls mit dem Wohnhause auf einer Anhöhe, am nördlichen Ufer des Rio Itapemirim, der Fazenda São Antonio schief gegenüberliegt. Die unmittelbare Nachbarschaft der beiden Parteiführer, die sich gegenseitig in die Fenster schauen konnten, gab zu steten Reibungen Veranlassung und artete schliesslich in tödlichen Hass aus. Als der Kaiser im Jahre 1860 Itapemirim besuchte, machte sowol die Familie Silva Lima als auch Bittencourt die unsaglichsten Anstrengungen, ihn bei sich zu beherbergen und dadurch der Provinz zu zeigen, dass sie höher als die andere in der kaiserlichen Gunst stehe. Jede liess es sich Tausende kosten, um dem erwarteten hohen Gaste einen würdigen Empfang zu bereiten; der Monarch aber, von dem Sachverhalte genau unterrichtet, nahm die Gastfreundschaft weder der einen noch der andern an.

Von seiner Partei war der Baron von Itapemirim hochge-

achtet und geliebt, von seinen Gegnern ebenso sehr gehasst als gefürchtet. Ich hatte öfter Gelegenheit, von letztern über ihn urtheilen zu hören, und hätte nach ihren Erzählungen ein wahres Scheusal in ihm vermuthen müssen. Unbetheiligte Personen rühmten seine Freigebigkeit, seinen Wohlthätigkeitssinn, seine aufopfernde Freundschaft für seine Parteigenossen und seine unbegrenzte Gastfreundschaft. Als ich ihn kennen lernte, war er ein rüstiger Achtziger mit sehr intelligentem Gesichtsausdruck und einem trefflichen Humor, der aber oft in beissende Sarkasmen ausartete. Wenige Monate später starb er an einem apoplektischen Anfalle.

Ich hatte einige Geschäfte mit den Behörden von Itapemirim abzumachen und ritt daher, von einer grossen Gesellschaft begleitet, nach der 1 Legoa von der Fazenda entfernten Villa. Ich kann nicht umhin, hier die Veranlassung zu diesem Besuche zu erzählen, da diese kleine Geschichte die brasilianischen Verhältnisse sehr scharf, aber durchaus wahr charakterisirt.

Ein Schweizer M. besass vor einer Reihe von Jahren mehrere Legoas von Itapemirim flussaufwärts eine Fazenda mit einem hübschen Viehstande und den zum Betriebe nothwendigen Sklaven. Seine Familie lebte in der Französischen Schweiz, er aber auf seinem Gute, das er mit Glück und Geschick verwaltete. In einem Anfalle von stillem Wahnsinn verlässt er, ohne irgendeinem Menschen ein Wort davon zu sagen, wie er steht und geht, seine Fazenda, begibt sich nach Rio de Janeiro und schifft sich von da nach Europa ein. Merkwürdigerweise wird sein Zustand weder in der Hauptstadt, noch anfangs von seiner Familie in der Schweiz erkannt, obgleich jedermann in seinen Reden und Handlungen etwas Auffallendes findet. Nach einigen Monaten verschlimmert sich die Krankheit; es tritt Tobsucht ein und die Seinigen sehen sich genöthigt, ihn in einer Irrenanstalt unterzubringen. Unverzüglich wurden nun die nöthigen Schritte eingeleitet, um sein Vermögen in Brasilien flüssig zu machen. Hier waren ebenfalls zu ähnlichem Zweck Vorkehrungen getroffen worden. Ein paar Monate nach M's. Entfernung hatten ihn die Behörden als verschollen betrachtet und, ohne irgendeine Erkundigung beim Con-

sulat in Rio de Janeiro einzuziehen, begonnen, über sein Vermögen zu disponiren. Unter dem Titel eines Administrators der Fazenda nahm ein Curator Sklaven, Vieh und alles, was nicht niet- und nagelfest war, auf seine eigene Fazenda und überliess das Haus nebst Grund und Boden seinem Schicksal. Nun arrondirten sich die Nachbarn M.'s ganz nach Belieben auf Unkosten seines Territoriums, dann liessen sich arme brasilianische Familien darauf nieder (intrusos) und nahmen von ihnen passenden Parcellen Besitz; kurz, nach ein paar Jahren war weit mehr als die Hälfte der M.'schen Besitzung in fremden Händen, ohne dass behördlich das geringste Hinderniss entgegengesetzt wurde.

Als die Krankheit von M. als unheilbar erklärt wurde, schickte seine Frau ihren ältesten Sohn nach Brasilien, um das Gut des Vaters zu übernehmen. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Rio de Janeiro erlag er dem Gelben Fieber. Die Angelegenheit gelangte nun in die Hände des schweizerischen Consuls. Infolge vieler Reclamationen wurde endlich vom Curator der von ihm willkürlich bestimmte Werth einiger Sklaven der Provinzialkasse abgeführt. Die übrigen Sklaven waren nach seiner Angabe gestorben, das Vieh zu Grunde gegangen! Acht Jahre lang bemühte sich das Consulat vergeblich, vom Finanzministerium das deponirte Geld zu erhalten, und erst meiner persönlichen Intervention gelang es, dass diese Summe der Familie ausbezahlt wurde. Es blieb nur noch das unbewegliche Gut von M. zu verwerthen übrig. Eine Restitutio in integrum derselben wäre ohne langjährige, unsichere und sehr kostspielige Processe nicht mehr möglich gewesen, und es handelte sich nur noch darum, das übriggebliebene Territorium so bald als möglich zu verkaufen, da die Besitzung von Jahr zu Jahr kleiner wurde. Zu diesem Zwecke musste ich eine passende Persönlichkeit mit den nöthigen Vollmachten versehen, was nach allen Förmlichkeiten in Itapemirim geschah.

Die Behörden der Villa zeigten sich äusserst zuvorkommend und versprachen ihrerseits alle mögliche Unterstützung bei einem etwaigen Verkaufe. Ob sie ihr Versprechen gehalten haben,

weiss ich nicht. Der Municipalrichter erzählte mir, dass sich ein alter Sklave von M. sein Leben kümmerlich durch Betteln friste. Die kräftigen Neger hatte der Curator gestohlen, den arbeitsunfähigen aber seinem Schicksal überlassen und dem Hunger preisgegeben. Indem er mich bat, mit ihm auf die Seite zu treten, theilte er mir ferner mit, dass sich ein junger Mulatte in der Gegend aufhalte, ein Sohn von M. mit einer seiner Sklavinnen, *er besitze keinen Freibrief und müsse daher als Sklave betrachtet werden; im Fall ich es wünsche, werde er ihn durch die Polizei einfangen lassen und mir überliefern, ich könne ihn dann im Interesse der Familie verkaufen.* Ich wollte anfänglich auf den ersten Theil dieser Proposition eingehen und den jungen Mann mit nach Rio de Janeiro nehmen, um ihn dort auf eine möglichst vortheilhafte Weise für ihn zu placiren, denn ich fürchtete, dass irgendein gewaltthätiger Fazendeiro ihn gelegentlich aufgreifen lassen und ihn unter seine Sklaven stecken würde. Aehnliche Beispiele von Menschenraub waren mir schon wiederholt erzählt worden. Der Municipalrichter meinte aber, dass in diesem Falle für den Mulatten durchaus nichts zu befürchten sei, und dass ihn nur die Familie des M. oder ein eigens von ihr Bevollmächtigter wieder zur Sklaverei zurückführen könne. Im Vertrauen auf diese Versicherung hielt ich jeden fernern Schritt in dieser Angelegenheit für unnöthig.

Die Villa de Itapemirim ist nach Victoria die bedeutendste Ortschaft der ganzen Provinz. Sie übertrifft, wenn auch nicht an Häusern, so doch an Einwohnerzahl die Stadt (Cidade) São Matheus im äussersten Norden von Espiritu Santo. Im Jahre 1818 zählte das Municipium 2025 Seelen, im Jahre 1856 aber 8443 (darunter 3445 Sklaven), und wahrscheinlich beläuft sich seine Bevölkerung heute auf 10—12000 Einwohner [1]), denn es

[1]) Ich gebe hier nach José Marcellino's Ensayo eine statistische Uebersicht der Bevölkerung der Provinz Espiritu Santo: Die Provinz zählte

im Jahre	1813	—	Feuerstellen	18807	Seelen
„ „	1824	—	„	35353	„
„ „	1833	—	„	27916	„
„ „	1843	—	„	32720	„
„ „	1856	—	7674	49092	„

hat, wie schon bemerkt, in neuerer Zeit ein sehr beträchtlicher Zufluss an ackerbau- und handeltreibender Bevölkerung nach diesem Municipium stattgefunden. Sein ausserordentlich fruchtbarer Boden und die ziemlich leichte Communication nach dem Hafen von Itapemirim versprechen ihm eine glänzende Zukunft. Kaffee, Baumwolle, Taback, insbesondere aber Zucker und Branntwein bilden jetzt schon wichtige Exportartikel, Mais, Reis und Farinha de Mandioca werden ebenfalls mehr als für den Localbedarf erzeugt.

Von Itapemirim führte eine im Jahre 1825 eröffnete Strasse

Die letzte Zählung wurde vom Polizeidepartement unternommen. Unter der angegebenen Einwohnerzahl sind 12279 Sklaven inbegriffen.

Die Provinz ist in 5 Termos eingetheilt, auf die sich die Gesammtbevölkerung folgendermassen vertheilt:

		1. Termo da Capital.			
Districto	da Victoria	1075	Feuerstellen	5002	Einwohner
„	do Espiritu Santo	238	„	1311	„
„	de Vianna.	396	„	3502	„
„	de Cariacica . . .	584	„	4122	„
„	de Mangarahy . .	336	„	1704	„
„	de Carapina. . . .	286	„	1330	„
		2. Termo da Serra.			
Districto	da Serra	419	Feuerstellen	2524	Einwohner
„	do Queimão . . .	172	„	1488	„
„	de Nova Almeida	328	„	2513	„
„	de Santa Cruz . .	704	„	2837	„
„	de Linhares. . . .	333	„	964	„
		3. Termo de S. Matheus.			
Districto	de S. Matheus	524	Feuerstellen	3602	Einwohner
„	da Barra de S. Matheus	325	„	2251	„
		4. Termo de Benevente.			
Districto	de Benevente . . .	423	Feuerstellen	3030	Einwohner
„	de Guarapary . . .	494	„	3334	„
„	de Piuma	145	„	1127	„
		5. Termo de Itapemirim.			
Districto	de Itapemirim . .	428	Feuerstellen	4393	Einwohner
„	de Itabapuana . .	185	„	1311	„
„	da Cachoeira . . .	280	„	2739	„

Die freie Bevölkerung umfasste also (1856) 36813 Personen (18245 Männer, 18568 Weiber), davon waren 14314 Weisse, 6051 Indianer, 13825 gemischte Farbige, 2626 freie Neger.

zuerst längs des Rio Itapemirim und dann, diesen beim Quartel Antigo verlassend, über die Fazendas Esteves, Pires und Justino, nach der Provinz Minas geraes. Sie wird vorzüglich von Mineiros benutzt, die auf diesem Wege Schlachtvieh und Speck nach der Küste bringen. Sie soll sich fast immer in einem höchst bedenklichen Zustande befinden, was leicht erklärlich, da sie eigentlich nur ein wenig begangener Saumpfad ist und erst bei einer viel bedeutendern Zunahme der Bevölkerung und der gehörigen Erweiterung der Fahrstrasse für beide Provinzen von Bedeutung werden könnte.

Die ersten Ansiedler dieses Theiles der Provinz liessen sich nicht an der Meeresküste nieder, sondern im Quellengebiet des Rio Itapemirim und seiner Zuflüsse, besonders an dem von Norden in ihn mündenden Rio Castello. Es waren Goldsucher, die, wahrscheinlich von der Provinz Minas nach Osten über die Serra von Itapemirim vordringend, in jener Gegend etwas Gold fanden und an mehrern Punkten Goldwäschereien anlegten. Die Ausbeute berechtigte anfänglich zu ziemlichen Hoffnungen. Die am Zusammenflusse des Rio Castello und dem Rio Itapemirim gelegenen Minas de Castello versammelten bald eine goldsuchende Bevölkerung und es wurde dort eine Kirche (N^a^. S^a^. da Conceição das Minas do Castello) und ein Pfarrsprengel errichtet (1754), zu dem noch vier neuentstandene Ortschaften (Caxixé, Arrail velho, Salgado und Ribeirão) gehörten.

Die Hoffnungen auf eine reiche Goldausbeute erwiesen sich indessen als trügerisch. Das Ergebniss stand durchaus in keinem Verhältniss zu den grossen Gefahren der Goldgräber, die fortwährend von den benachbarten Indianerstämmen, den Tapuyas, Tupis, Macacas, vorzüglich aber von den von Norden her streifenden Botokuden beunruhigt wurden, die im Verlaufe von 14 Jahren nicht weniger als 43 portugiesische Ansiedler ermordeten.

Um diese Zeit hatten sich zwei Portugiesen, Pedro Bueno und Balthasar Caetano Carneiro, am südlichen Ufer des Rio Itapemirim, ½ Legoa vom Meere entfernt, angesiedelt, dort in unmittelbarer Nähe einer Indianer-Aldea eine Zuckerplantage angelegt und auf ihrer Besitzung eine Kapelle erbaut. Als nun die

Bewohner von Barra do Castello stets heftiger von den wilden Indianern gedrängt wurden und die Goldausbeute sich stetig verminderte, beschlossen sie mit dem Schutzpatron ihrer Kirche ihren bisherigen Wohnsitz zu verlassen, zogen flussabwärts und liessen sich bei der erwähnten Fazenda nieder. Hier entstand das Dorf Itapemirim, das 1771 zum Kirchspiel, 1825 zur Villa erhoben wurde, obgleich es damals, wie noch lange Jahre später, nur 80—90 armselige, mit Stroh oder Palmblättern gedeckte Hütten, deren Bewohner sich von Fischfang und von etwas Ackerbau ernährten, zählte. Erst vor ungefähr 15 Jahren fing die Villa an, etwas Aufschwung zu nehmen. An der Stelle der schlechten Hütten wurden solide, zum Theil recht hübsche Häuser aufgeführt. Durch Vermehrung des Ackerbaues und den dadurch bedingten Aufschwung des Handels nahm auch die Villa rasch an Ausdehnung und Bevölkerung zu. Unter Leitung des Kapuziners Fr. Paulo Antonio Casas Novas wurde eine neue geräumige Kirche erbaut. Das Schiff misst 76 Fuss in der Länge, 45 Fuss in der Breite. Obgleich sie schon im September 1855 eingeweiht worden war, fand ich sie doch 1860 noch nicht ganz vollendet.

Den 15. Nov. verliessen wir in der Frühe die Fazenda S. Antonio, um die Colonie Rio Novo zu besuchen. Der Pfarrer von Benevente, Manoel Vicente de Araujo, der sich seit einigen Tagen als Gast beim Baron von Itapemirim aufgehalten hatte, begleitete uns. Ein rascher Ritt brachte uns bald nach der 3 Legoas entfernten Fähre des Rio Itapemirim, wo wir mittels Canoen an dessen nördliches Ufer zur Fazenda Limão übersetzten. Von hier führt ein 4 Legoas langer Weg an den Rio Novo. Dieser Weg wurde uns als Fahrstrasse bezeichnet, und ich gebe auch zu, dass brasilianische zweiräderige Ochsenkarren mit grosser Thierquälerei und mit der Gefahr, dass das Gespann in den Löchern zwischen den streckenweise quer über den Weg gelegten Rundhölzern die Beine breche, auf demselben verkehren können, aber eine Fahrstrasse nach dem Begriffe civilisirter Völker ist es nicht. Nach schnellem, nur 1½ stündigem Ritte erreichten wir den Rio Novo, der hier kaum bemerkbar fliesst, sehr schmal,

aber tief ist. Da die beiden Ufer sehr sumpfig sind, so ist es auch nicht möglich, ihn direct quer zu übersetzen, was leicht mit ein paar Ruderstössen geschehen wäre, sondern man ist genöthigt, eine ziemlich lange Strecke seinen vielfachen Windungen stromaufwärts zu folgen, bis man an seinem nördlichen Ufer zu einem etwas steilen und daher auch soliden Landungsplatze gelangt. Eine Viertelstunde später machten wir in der zur Colonie gehörigen Fazenda Paó d'Alho halt, nahmen rasch ein Frühstück ein und setzten den Besuch der Ansiedelung fort.

Die Colonie liegt zwischen dem Flüsschen Rio Itapoana und dem Rio Novo; beide vereinigen sich, nach Osten fliessend, bei der Fazenda Orobó und bilden den Rio Piuma, der sich bei dem gleichnamigen Hafenstädtchen in das Meer ergiesst. Die Fazenda Paó d'Alho ist von Piuma 4—5 Legoas, von Villa de Itapemirim 7 starke Legoas entfernt. Die Colonie wurde nicht von der Regierung angelegt, sondern war ursprünglich Privatunternehmen eines ehemaligen portugiesischen Sklavenhändlers, des Major Caetano Dias da Silva, der zu diesem Zwecke eine Actiengesellschaft zusammenschwindelte und sich an deren Spitze stellte. Die Regierung cedirte der Gesellschaft sehr bedeutende Ländereien vom Rio Novo bis fast zum Rio Benevente, ein Terrain, auf dem sich viele tausend Colonistenfamilien, jede mit mehr als ausreichend grossen Landlosen dotirt, niederlassen könnten. Um sich den persönlichen Vortheil bestmöglich zu wahren, gründete Caetano Dias am Zusammenflusse des Rio Novo mit dem Rio Paó d'Alho eine Fazenda, die er durch eigene Neger bearbeiten liess; überdies siedelte er hier noch eine Anzahl Chinesen an, denen er kleine Landlose anwies, wogegen sie sich verpflichten mussten, für einen gewissen Antheil am Ernteertrag auf der Fazenda zu arbeiten.

Nachdem Caetano Dias durch Gründung der Plantage die vorläufigen Einleitungen getroffen hatte, schritt er rasch zur Colonisation und liess durch Agenten in Europa Auswanderer anwerben. Um diese desto sicherer anzulocken, vertheilten die Agenten eine von Dias abgefasste und in Rio de Janeiro in deutscher, französischer und portugiesischer Sprache gedruckte Bro-

schüre über die Vortheile der Niederlassung am Rio Novo, worin die dortigen Verhältnisse natürlich in den glänzendsten Farben geschildert wurden. Unter den günstigen, von der Gesellschaft den Colonisten gebotenen Bedingungen kommen folgende vor:

„Jede Familie erhält bei ihrer Ankunft oder in möglichst kurzer Frist ein Stück Land von 40—50000 Quadratbrazas (1 Braza etwa 7 Fuss rhein.), welches derselben als ewiges Eigenthum gegen einen geringen Grundzins verbleibt.

„In dieser Landbewilligung für eine Familie ist eine Strecke von 10—20000 Quadratbrazas urbar gemacht, da man weiss, dass diese Arbeit den Ankömmlingen sehr schwierig wird. Jede Familie wird daselbst ein bequemes Wohnhaus finden nebst den nöthigen Werkzeugen, sowie auch Pflanzungen von Kaffee, Mandioca, Batatas und Bananen. Man liefert derselben Welschkorn, Bohnen und Reis, um sie in den Stand zu setzen, auf die Früchte ihrer ersten Ernte warten zu können. Die Saat erfolgt, sobald es die Jahreszeit erlaubt, und es wird in allen Fällen während vier Monaten Mandioca geliefert.

„Man liefert ihr alle nothwendigen Sachen, bis dass sie dieselben nach der ersten Ernte bezahlen kann.

„Allen Familien liefert man Schweine und alle Arten Geflügel zur Zucht.

„Ausser diesen Vortheilen werden zur Verfügung der Colonisten gestellt: 1. Die Etablissements der Gesellschaft zur Verarbeitung des Zuckerrohrs. 2. Die Mühlen zum Mahlen von Mais, Mandioca und Reis. 3. Die Vorrichtungen zum Reinigen des Kaffees. 4. Die nöthigen Transportmittel, um die Ernten nach den Ausführungshäfen zu bringen. 5. Die Sägemühlen, um das Holz ihrer Ländereien sich nutzbar machen zu können. 6. Die Vorrichtungen zur Fabrikation des Ricinusöls. 7. Die Fabrik zur Bereitung des Mandiocamehls. 8. Alle Werkstätten der Gesellschaft, welche ihnen bei Behandlung der Producte von Nutzen sein können.

„Ausserdem werden ihnen noch Geistliche in Aussicht gestellt.“

Unter den Leistungen der Colonisten an die Colonisationsgesellschaft werden erwähnt:

„Jeder Familie wird der Betrag der bis zu ihrer Ankunft aufgelaufenen Kosten zur Last geschrieben, welche Summe 6 Monate nach ihrer Ankunft zu 6 % verzinst werden muss.

„Die Besitzer sind einer geringen jährlichen Abgabe unterworfen.

„Die Colonisten haben die von der Gesellschaft zur Erleichterung der Colonisation gemachten Vorarbeiten zu vergüten. Dieser Vorschuss wird nach der Ernte, nach einem festgesetzten, mässigen Verhältnisse erstattet.

„Die Gesellschaft lässt sich die von ihr bis zur künftigen Ernte gelieferten Lebensmittel nicht bezahlen, nach dieser Zeit werden dieselben den Familien oder einzelnen Personen zur Last geschrieben. Ausserdem verlangt die Gesellschaft ein Drittel des Zuckers und Branntweins, ein Zehntel des Reis-, Mais- und Mandiocamehls und des Ricinusöls, das die Colonisten in den Etablissements der Gesellschaft fabriciren, und die Hälfte der auf den Sägemühlen der Gesellschaft geschnittenen Hölzer und die landesüblichen Preise für alle Arten von Gegenständen, welche in den Magazinen der Gesellschaft verkauft werden u. s. f.“

Am Schlusse der Broschüre wird die Berechnung eines wahrscheinlichen Jahreseinkommens einer Familie beigefügt, die so interessant ist, dass ich nicht umhin kann, sie hier auszugsweise mitzutheilen. Es heisst darin:

„Eine Familie von 4 Personen kann auf dem ihr zugetheilten Lande 2 Alqueires Mais bauen und durchschnittlich 135 Alq. von 1 Alq. Aussaat ernten, also 270 Alq., davon verwendet sie 70 Alq. zum Eigenverbrauch, verkauft 200 Alq. à 1600 Reis = ... 320000 Reis.

Sie baut ferner 3 Alq. Bohnen; Ertrag 80 Alq. von 1 Alq. Aussaat, so erhält sie 240 Alq., davon ab 40 Alq. zum Eigengebrauch, 200 Alq. zum Verkauf à 2000 Reis = ... 400000 „

Sie baut 1 Alq. Reis, erntet 200 Alq., ver-

kauft 170 Alq. à 1000 Reis = ...	170000 Reis.
Sie pflückt von 10000 Kaffeebäumchen 600 Arrobas Kaffee, behält 20 Arrobas für sich, verkauft 580 Arrobas à 3000 Reis = ...	1,740000 „
Da man von Welschkorn und Bohnen jährlich zweimal ernten kann, so erhält man ausser der von der Märzsaat herrührenden Welschkornsaat noch die Früchte der Septembersaat . .	320000 „
Die zweite geringere Bohnenernte	180000 „
	3,130000 Reis.

„Zieht man davon 530000 Reis für das Reinigen des Kaffees ab und 600000 Reis für alle übrigen Ausgaben, so bleibt ein Reinertrag von 2,000000 Reis (circa 1400 Thlr. preuss. Crt.) für eine Familie.“

Dieses Schwindelprogramm richtet sich schon durch sich selbst. Am gewissenlosesten sind die in der Broschüre gemachten Versprechungen, jedem Colonisten 30—60 Morgen urbar gemachtes, mit verschiedenen Nutzsämereien, sogar schon mit Kaffeepflanzungen bestelltes Land und ein bequemes Wohnhaus zu geben. Was könnte sich ein Colonist Angenehmeres wünschen! Er braucht gar kein baares Geld, um binnen kurzem ein wohlhabender Mann zu werden. Die Reise wird ihm vorschussweise bezahlt. Bei seiner Ankunft findet er Haus und Hof vor, einen Theil seiner Felder cultivirt, sodass er nur zu ernten braucht, und bis dahin werden ihm von der Gesellschaft in ausgiebigem Masse Lebensmittel geliefert und überdies hat er noch die Aussicht, sich alle Jahre ein Sümmchen von anderthalb tausend Thalern baares Geld auf die Seite zu legen; natürlich ist er schon im ersten Jahre ein unabhängiger, schuldenfreier Mann! Im Programm steht freilich nicht, wie hoch sich die Unkosten des ersten Jahres belaufen, welche Zinsen die „geringe jährliche Abgabe“ des Erbpachtgutes betragen werden! Das sind ja alles Nebensachen gegen die eclatanten Vortheile!

Glücklicherweise erhielt dieses Programm wahrscheinlich aus Ungeschicklichkeit der Agenten keine grosse Verbreitung, sodass die Zahl der von Caetano Dias bethörten Opfer auch keine sehr bedeutende war. Im December 1856 langten die ersten Colo-

nisten, 12 Schweizerfamilien, in Rio Novo an. Was fanden sie in Wirklichkeit von allen gemachten Versprechungen? Statt der bebauten und wohnlich hergerichteten Besitzungen wurden ihnen Urwaldparcellen angewiesen, in denen sie selbst die ersten Stämme für ihre Hütten fällen mussten.

Eine heuchlerische Proclamation an die „sehr geehrten Söhne der Schweiz", in der ihnen theils geschmeichelt, theils gedroht wird, sollte sie für den grossartigen an ihnen verübten Betrug entschädigen! Caetano Dias entschuldigte sich später, dass er auf die Ankunft der Colonisten nicht vorbereitet gewesen sei; aber er hatte doch ein halbes Jahr früher durch seine Agenten in den Auswanderungszeitungen erklären lassen, dass die nöthigen Vorbereitungen für 30—40 Familien schon beendet seien. Wahrscheinlich verstand er darunter das Ausräumen eines schuppenartigen Locals in der Fazenda Limão am Rio Itapemirim, wo die Colonisten bei ihrer Ankunft eingepfercht wurden und zu verbleiben hatten, bis man sie in den Urwald am Rio Novo transportirte.

Diese bittere Enttäuschung wirkte begreiflicherweise sehr entmuthigend auf die Colonisten und da auch von seiten des Directoriums nichts geschah, um das begangene Unrecht gut zu machen, so hatten sie während mehr als eines Jahres mit bittern Leiden zu kämpfen; besonders schwer wurden sie von dem ungesunden Klima an den Ufern des Rio Novo heimgesucht. Von den 90 Personen, die die 12 Familien bei ihrer Ankunft in Brasilien zählten, waren bis zum März 1860 20 gestorben (davon 2 nicht auf der Colonie), 25 lagen zum Theil schwer krank danieder und nur 44 waren gesund; 1 hatte die Colonie verlassen.

Während dieser Zeit gestalteten sich auch die Verhältnisse der Actiengesellschaft sehr ungünstig. Die Actionäre weigerten sich aus triftigen Gründen, fernere Einzahlungen zu machen, und es begann nun ein skandalöser Federkrieg zwischen ihnen und Caetano Dias in den öffentlichen Blättern der Hauptstadt. Dias befand sich fortwährend in der grössten Geldnoth. Die Folgen davon waren vermehrte Leiden der Colonisten, deren Zahl noch durch von der Regierung dahin gesandte Belgier und Holländer vergrössert worden war.

Caetano Dias hatte die Oberleitung der Ansiedelung übernommen und sich durch sein einschmeichelndes Wesen bei den Colonisten ziemlich beliebt gemacht. Da er aber, um sich auf irgendeine Weise Geld zu verschaffen, sich fast immer in Rio de Janeiro aufhielt, so setzte er einen seiner Söhne, einen rohen, ungebildeten, ausschweifenden, leichtsinnigen jungen Mann, als Vicedirector ein; von ähnlichem Gelichter waren seine Unterbeamten. Während meiner Anwesenheit in Rio Novo versah die Functionen eines Administrators ein Deutscher, Namens Broom, dem ein Theil der Colonisten grosses Lob ertheilte und ihn als wohlwollenden Mann bezeichnete, der es aufrichtig mit ihnen meine und ihnen helfe, soweit es seine beschränkten Mittel erlaubten. Es scheint übrigens bald nachher ein grosser Umschwung der Meinung gegen ihn stattgefunden zu haben und er wurde der grausamsten Mishandlungen der Sklaven der Fazenda und der gänzlichen Vernachlässigung der Colonie, um auf dem Liebhabertheater in Itapemirim als eifriges Mitglied zu fungiren, beschuldigt.

Ich will hier keine nähere Beschreibung der Silvanischen Herrschaft auf der Colonie während der Jahre 1857—60 geben. Es liegen mir viele bogenstarke Klageschriften der armen Colonisten vor, die haarsträubende Schilderungen davon entwerfen. Zu ihrer Charakteristik genügt es zu bemerken, dass sie eine ununterbrochene Reihe von Bübereien, Gewaltthätigkeiten, Ungerechtigkeiten und Lügen bildeten und nur während Broom's Administration für die Colonisten einigermassen erträglich war.

Für ärztliche Behandlung sorgte Caetano Dias auf eine eigenthümliche Weise. Es wurde zwar in der Fazenda Páo d'Alho ein Raum für ein Spital bestimmt, aber es fehlte an Medicamenten und allen übrigen nothwendigen Requisiten. Als Arzt fungirte daselbst, wie auch in der Colonie, ein namenlos roher, gänzlich ungebildeter und unwissender Bursche von den Azorischen Inseln, der von den Colonisten für seine sogenannten ärztlichen Dienste fast unerschwingliche Honorare erpresste. Die meisten zogen es daher vor, ihre Kranken ohne seine Hülfe dahinsiechen zu lassen.

Mit den Colonisten wurde nie Abrechnung gepflogen, es

wusste daher auch keiner, wieviel er der Gesellschaft, oder besser gesagt an Caetano Dias schuldete. Es waren ihnen ebenso wenig je Fassungsbüchlein übergeben worden. Alles, was sie von der Verwaltung bezogen, wurde ihnen ohne die mindeste Controle zur Last geschrieben. Wenn man auch die Absicht hatte, ehrlich mit ihnen zu verfahren, ihnen nicht unbillig hohe Preise zu notiren und ihnen mehr aufzuschreiben, als sie wirklich empfingen, so ist dieses Verfahren doch immerhin eine sträfliche Nachlässigkeit und, in Verbindung mit den übrigen Handlungen des Directoriums, ganz geeignet, das höchste Mistrauen gegen dasselbe wachzurufen. Es scheint, dass auch Caetano Dias das System befolgte, die Colonisten durch Schulden in grösster Abhängigkeit zu erhalten und sie gewissermassen an die Scholle zu fesseln.

Ebenso lügenhaft, wie die obigen Versprechungen des Programms, waren auch die hinsichtlich des Gottesdienstes. Die Bewohner von Rio Novo entbehrten eines jeden geistlichen Beistandes und Schulunterrichtes, daher auch die Sittenlosigkeit dort in schönster Blüte stand. Durch meine Vermittelung erhielten 1861 wenigstens die dortigen Protestanten einen Seelsorger.

Um den immer weiter fortschreitenden Zersetzungsprocess der Colonie zu hemmen und sich aus der drückendsten Geldnoth zu befreien, suchte Caetano Dias die Unterstützung der kaiserlichen Regierung und es gelang ihm mit derselben unter dem Minister Sergio einen Contract abzuschliessen, demzufolge er von derselben 60000 Milreis (circa 44000 Thlr.) unverzinslich auf 6 Jahre vorgestreckt und 33000 Milreis zu Verbesserungen in der Colonie erhalten sollte. Ferras, Präsident und Leiter der Finanzen in dem bald darauf folgenden Ministerium, fand es nicht für zweckmässig, den Contract zur Ausführung gelangen zu lassen. Endlich nach langwierigen Unterhandlungen brachte die kaiserliche Regierung die ganze Colonie um den Schätzungswerth von 192000 Milreis käuflich an sich. Es war dies das einzige Mittel, um die Ansiedelung vor ihrer Auflösung und ihrem gänzlichen Untergange zu retten. Es hängt nun von der kaiserlichen Regierung ab, diese Colonie zu einer der blühendsten des ganzen

Kaiserreichs zu machen, denn es finden sich nnr bei wenigen andern so viele vortheilhafte Bedingungen zu einem grossartigen Aufschwunge vereint wie bei dieser.

Wie schon bemerkt, liegt die Colonie zwischen den Flüsschen Rio Itapoana und Rio Novo. Ein niederer Hügelzug theilt sie in zwei fast parallel laufende Thäler. Das südliche lehnt sich an das Nordufer des Rio Novo, das nördliche erstreckt sich längs des Flüsschens Páo d'Alho, das sich in der Nähe der Fazenda mit dem Rio Novo vereint. Er führt seinen Namen von dem Knoblauchbaume (Páo d'Alho, Sequiera floribunda Benth.), der, besonders wenn er gefällt ist, einen unausstehlichen Knoblauchgeruch verbreitet und in ganz Brasilien als untrügliches Kennzeichen von sehr fruchtbarem Boden gilt.[1]) Berg und Thal sind mit dem üppigsten Urwalde bedeckt, in dem Palisander- und andere kostbare Holzarten in Menge vorkommen.

Der Boden ist von ausgezeichneter Güte; ich habe in Brasilien sehr selten einen bessern gesehen. Der Kaffeebaum gedeiht vortrefflich und liefert eine durch vorzügliches Aroma sich auszeichnende werthvolle Frucht. Zuckerrohr, Reis, Mais, Bohnen, Mandioca, Batatas, Ananas u. s. f. gedeihen in seltener Ueppigkeit und jede auf den Acker verwendete Arbeit lohnt sich, wenn rechtzeitig vorgenommen, hundertfältig. Einer der Colonisten, der den bittern Kelch der Gewaltherrschaft von Caetano Dias bis auf die Hefe geleert hat, schrieb mir 1860; „Diese Mördergrube Rio Novo mit ihrem herrlichen Lande könnte in ein irdisches Paradies umgewandelt werden.“

Das Klima ist, im ganzen genommen, gesund und nur streckenweise, durch Localeinflüsse bedingt, sehr nachtheilig. Im Winter ist es gemässigt, die Nächte sollen oft sogar sehr kühl sein; im Sommer ist es heiss und feucht, doch nicht so unerträglich, dass es die Colonisten bei ihren Feldarbeiten sonderlich belästigen würde. Längs des Rio Novo, der streckenweise obstruirt ist,

[1]) Es ist behauptet worden, der Knoblauchbaum ziehe die Magnetnadel an. Sorgfältig wiederholte Beobachtungen sowol an frischen Bäumen als an kürzlich und schon längere Zeit gefällten Stämmen haben das Irrige jener Behauptung unwiderlegbar nachgewiesen. Das Holz ist sehr reich an Potasche.

einen sehr trägen Lauf hat und an einzelnen Stellen fast gänzlich stagnirt, liegt sumpfiges Land (brejo), dessen Ausdünstungen den Einwohnern schädlich sind. Bei den meisten Familien dieses Thales habe ich kranke Personen gefunden; die Mehrzahl litt an intermittirenden Fiebern und atonischen Fussgeschwüren, die sie an ihren Wald- und Ackerarbeiten bedeutend hindern, sie ihnen oft ganz unmöglich machen. In dem nur wenig höher gelegenen Thale Páo d'Alho waren die meisten Colonisten gesund. Je entfernter die Ansiedelungen vom Flussbette des Rio Novo liegen, desto gesünder sind sie.

Die Lage der Colonie ist für die Productenausfuhr eine überaus günstige, indem sie, wenn sie sich mehr vergrössert, mit drei Meereshäfen: Itapemirim, Piuma und Guarapary, in directer Verbindung stehen kann. Dem Bau einer guten Fahrstrasse vom Ausgangspunkte der Colonie bis zu der 4 Legoas entfernten Fazenda Limão steht kein Hinderniss entgegen, sie kann mit einigem technischen Verständniss und einer mässigen Summe Geldes vollkommen gut und solid hergestellt werden. Von Limão an ist der Rio Itapemirim für grössere Canoen bis an seine Mündung fahrbar.

Die natürliche Verbindungsstrasse der gegenwärtigen Colonie mit einem Meereshafen ist der Rio Novo. Ungefähr 2 Legoas seewärts von Páo d'Alho war er aber in einer Ausdehnung von circa 900 Klaftern mit einer so dichten Decke von Wasserpflanzen überwuchert, dass man über dieselbe leicht wegschreiten konnte und, mit dem Canoe hier angelangt, dasselbe auf dieser Pflanzendecke vorwärts schieben musste; ausserdem war er an vielen Stellen von hineingestürzten Baumstämmen unwegsam geworden und während meiner dortigen Anwesenheit nicht schiffbar. Die Regierung hatte im Interesse der Colonie an Caetano Dias 8000 Milreis für die Herstellung ordentlicher Wege und ebenso viel für die Schiffbarmachung des Rio Novo gegeben. Im Jahre 1860 waren circa 300 Klafter der erwähnten Pflanzendecke durchgehauen worden. Ob diese Arbeit nun vollendet ist und der Rio Novo jetzt schon ein freies Fahrwasser bietet, ist mir nicht bekannt.

Bei der Fazenda Orobo vereinigen sich, wie schon bemerkt, der Rio Iconha mit dem Rio Novo zu dem für Canoen schiffbaren Rio Piuma. Zu diesem Vereinigungspunkte soll auch die mitten durch das Rionovothal projectirte Fahrstrasse führen. Die Verbindung der Colonie mit dem Hafen Piuma wäre daher eine sehr leichte und nahe. Durch blühenden Ackerbau der Niederlassung würde natürlich auch dieser kleine Hafenplatz rasch an Bedeutung gewinnen, die Küstenfahrer würden vielfältig mit Rio de Janeiro verkehren und sobald das Bedürfniss dazu vorhanden wäre, so würden auch die kleinen Dampfer, wie in Itapemirim, so auch in Piuma anlaufen.

Nördlich von dem gegenwärtig zum Theil colonisirten Territorium liegt ein zweites, ebenfalls von der Regierung an Caetano Dias zu Colonisationszwecken cedirtes, das aber beim Ankauf der Colonie wieder an dieselbe zurückfiel. Ausserdem befinden sich in dieser Richtung bis zum Rio Iritiba noch ausgedehnte vortreffliche Staatsländereien. Wenn auch dieser Theil mit Ansiedlern bevölkert ist, so kann eine leichte Verbindung mit dem dritten Hafen Benevente hergestellt werden.

Ich besuchte zuerst die Colonisten des Thales Rio Novo. Es waren dort bei meiner Anwesenheit ungefähr 40 Familien angesiedelt. Ihr Gesundheitszustand war, aus schon angeführten Gründen, kein guter. Fast eine jede von ihnen hatte seit ihrer Niederlassung einen oder mehrere Angehörige durch den Tod verloren; viele der Kranken litten noch an Wechselfiebern und langwierigen Fussgeschwüren. Sie klagten aber weit weniger über ihre Krankheit als über das Silvanische Regiment und gaben den Herren Caetano Dias do Silva (Vater und Sohn) nichts weniger als schmeichelhafte Epitheta. Es ist sehr wahrscheinlich, dass durch die Regulirung des Rio Novo seine Ufer wenigstens zum Theil entsumpft und dann die Anwohner weniger von den schädlichen Miasmen leiden werden.

Spät abends kehrten wir nach der Fazenda Páo d'Alho zurück, wo wir die Nacht zubrachten. Nachdem unsere Gefährten ihr Lager gesucht hatten, blieb noch mein geistlicher Begleiter, der Pfarrer von Benevente, ein paar Stunden lang bei mir sitzen

und erzählte mir Wahrheit und Dichtung aus seinem und anderer Leben, und von den Verhältnissen seines Vaterlandes, insbesondere von dessen socialen Zuständen. Als er auf die verruchte brasilianische Sitte zu sprechen kam, sich eines Gegners durch Meuchelmörder zu entledigen, riss er seine Kleider auf, wies mir die Narben seiner linken Achsel und die durch die Haut fühlbaren Schrotkörner, eine Liebesgabe, wie er sich ausdrückte, ihm von einer mächtigen Familie, der er unbequem war, in einer der nördlichen Provinzen gespendet.

Lange nach Mitternacht trennten wir uns. Ich hatte meine Kenntniss um ein gutes Stück brasilianischer Sittengeschichte bereichert.

Am folgenden Morgen, während die Pferde gesattelt wurden, zeigte man mir ein 4—5jähriges Kind, den Bastard eines Chinesen mit einer Benguellanegerin. Ich habe noch keine thierähnlichere Menschenphysiognomie gesehen als die dieses schwarzbraunen Mädchens. Einer der Begleiter meinte, wenn er dieses Geschöpf unbekleidet im Walde herumkriechen sähe, er ohne weiteres darauf schiessen würde, denn er könnte unter solchen Umständen kein menschliches Wesen dahinter vermuthen. Sicherlich trägt die Mischung dieser beiden Rassen nicht zur Veredlung des Menschengeschlechts bei. Das Kind war sehr boshaft, heimtückisch und unfolgsam; das können ebenso Erziehungs- als Rassenfehler sein.

Die Chinesen von Rio Novo scheinen hinreichend für eine bunte Rassenmischung zu sorgen. Als wir bei ihren Wohnungen vorbeiritten, sah ich eine weisse Frau mit einem Sprösslinge auf dem Arme, dessen Gesicht unverkennbar den Stempel des himmlischen Reichs trug. Ich erfuhr von ihr, dass sie eine Belgierin sei und seit einem Jahre sehr glücklich mit einem Chinesen zusammenlebe. Der Mann habe ihr versprochen, Christ zu werden und sie dann zu heirathen; es wäre schon früher geschehen, wenn die Colonie einen Geistlichen besitzen würde.

Im Thale Páo d'Alho fand ich einige trefflich bebaute Ansiedelungen. Gerade zu Anfang des Thales zog die eines Schweizers durch ausgezeichneten Culturzustand und die freundlichen Anlagen rings um die reinlich aussehende Wohnung meine Auf-

merksamkeit auf sich. Ihr Besitzer war auch mit dem Erfolge seiner Arbeiten sehr zufrieden und beklagte nur, dass er seit 3 Jahren seines hiesigen Aufenthalts schon 26 Monate am Wechselfieber leide. Es ist wohl zu bemerken, dass er nie in vernünftiger ärztlicher Behandlung stand. Tiefer im Thale traf ich noch eine verhältnissmässig glückliche Familie. Sie stammte aus einem rauhen Gebirgsthale des Cantons St.-Gallen in der Schweiz und hatte dort in bitterer Armuth mit schweren Entbehrungen gekämpft. Von Jugend auf an harte Arbeit gewöhnt, begann sie bei der Ankunft auf ihrem Landlose muthig das saure Tagewerk und setzte es trotz aller Hindernisse freudig und unverdrossen fort. Sie blieb von Krankheiten nicht verschont und verlor schon im ersten Jahre zwei Kinder. Der Hausvater litt an langandauernden Wechselfiebern, aber ein blühender Zustand der Ansiedelung und reiche Ernten lohnten die Anstrengungen der vereinten Kräfte von gross und klein. Mandioca, Mais, Bohnen, Reis, Batatas und Bananen hatte die Familie schon in mehr als hinreichender Menge für die eigenen Bedürfnisse. Ihr Kaffeeberg zählte 4500 kräftige Bäumchen, die heute ihrem Besitzer einen Reinertrag von 4—500 Thalern abwerfen können, und es wurde noch fleissig an dessen Vergrösserung gearbeitet. Auch ein kleines üppig mit Zuckerrohr bestandenes Feld fehlte nicht. Auf der Aussenseite der Hütte war eine einfache, aber ganz sinnreich construirte Hebelpresse angebracht, mit der täglich einige Stengel Zuckerrohr, deren Saft zum Versüssen des Kaffees diente, gepresst wurden. In einem Anger neben der Wohnung waren 17 Schweine eingepfercht, kurz vorher hatte der Besitzer einige fette verkauft. Wenn nicht unvorhergesehenes Unglück diese Familie trifft, so kann sie leicht zu einem sichern Wohlstande gelangen. Jedenfalls hat sie den Beweis geliefert, dass fleissige Colonisten trotz vieler ungünstiger Verhältnisse auf dem reichen Boden in verhältnissmässig kurzer Zeit ihr reiches Auskommen finden.[1])

[1]) Sehr trockene Jahre beeinträchtigen auch in diesen sonst sehr fruchtbaren Thälern die Ernten bedeutend.

Die Niederlassungen der belgischen und holländischen Colonisten konnte ich nicht besuchen, da zu den meisten derselben nicht einmal ein Reitsteig hinführte. Bei meiner Rückkehr nach der Fazenda Páo d'Alho fand ich diese Ansiedler in grosser Zahl dort meiner harrend, um mir ihre Klagen und Wünsche mitzutheilen. Die Klagen waren fast die nämlichen wie die der übrigen Colonisten und vorzüglich gegen Caetano Dias und seinen saubern Sohn gerichtet. Am meisten beschwerten sie sich über die Roheit und Gewaltthätigkeiten des letztern, über die mangelhafte und unregelmässige Verabreichung und den verdorbenen Zustand der contractlich zugesagten Lebensmittel, über den Mangel an Kirche, Schule und vernünftiger ärztlicher Hülfe. Alle lobten die Fruchtbarkeit des Bodens und gestanden, dass sie voll Hoffnung für die Zukunft seien, im Fall die Colonie in den Besitz der Regierung übergehen würde. Sie waren 176 Köpfe stark angekommen, aber schon mehr als die Hälfte davon gestorben.

Bei unserm Ritte durch die beiden Thäler hatten wir oft Gelegenheit, Kinder von 6—8 Jahren mit ihren Aeltern fleissig auf dem Felde arbeiten zu sehen, was auf meinen Begleiter, den Pfarrer Araujo, einen ganz besondern Eindruck machte und ihn veranlasste, eine Parallele zwischen diesen kleinen Arbeitern und den Sklavenkindern der Brasilianer zu ziehen. Zwölf bis vierzehn Jahre lang, sagte er, lassen wir die Kinder unserer Neger in Faulheit, Dummheit und Roheit aufwachsen, wir lachen über ihre Fehler, ihre Bosheiten ergötzen uns, wir lassen uns von ihnen bestehlen und belügen, geben uns aber nicht die geringste Mühe, etwas für ihre geistige Ausbildung zu thun; aber wenn sie gross sind, verlangen wir von ihnen, dass sie treue Diener und geschickte Arbeiter seien. Welch ein Unterschied zwischen ihnen und den Colonistenkindern! Mit welchem Eifer handhaben sie ihre kleinen Werkzeuge; man sieht es ihnen an, mit welcher Freude sie ihren Aeltern helfen, wie befriedigt sie von ihren Leistungen sind. Noch nie ist mir der Unterschied zwischen freier und Sklavenarbeit so sehr aufgefallen wie beim Besuche dieser Colonie. Möchten sich doch meine Landsleute ein Beispiel daran nehmen und immer mehr zur Ueberzeugung gelangen,

dass nur Faulheit eine Schande ist, Arbeit aber jeden ehrt. Könnte ich nur aus jedem unserer Sklaven einen freien weissen Arbeiter machen, wieviel glücklicher wäre mein Vaterland, wieviel ehrenvoller seine socialen Verhältnisse!

Er hatte wol recht, der gute Pfarrer! Die Schuppen waren ihm von den Augen gefallen und einer der gefährlichsten Krebsschäden Brasiliens mit einemmal klar geworden. Früher hatte er keine Ahnung davon, denn er hatte wol nie darüber nachgedacht.

Er war auch in hohem Grade erstaunt, als ich ihn darauf aufmerksam machte, dass sich fast in jeder Hütte der Schweizercolonisten eine Bibel befinde. Er liess sich in einer das Buch geben, blätterte lange darin und betrachtete aufmerksam die ihm unverständlichen Charaktere. „Sie sind wahrhaft Christen“, murmelte er vor sich hin, als er die Bibel wieder zumachte. Es war wahrscheinlich seit langer Zeit das erste mal wieder, dass er die Heilige Schrift in Händen hatte.

Ich habe schon oben bemerkt, dass die kaiserliche Regierung im Jahre 1861 die Colonie Rio Novo käuflich an sich brachte. Auf meine Verwendung sandte sie sogleich einen deutschen Director, einen deutschen Arzt und einen deutschen protestantischen Geistlichen dahin. Die Colonie trat somit in ein neues Stadium. Wie sich die Verhältnisse seither gestaltet haben, ist mir nur in flüchtigen Skizzen bekannt. Die Stellung des neuen Directors war eine höchst schwierige, denn Caetano Dias und seine Genossen setzten demselben alle möglichen Hindernisse entgegen und intriguirten ununterbrochen, ihn zu stürzen. Dias hatte nämlich bestimmt darauf gerechnet und auch alle Minen springen lassen, um nach abgeschlossenem Kauf der Colonie die Stelle als Director derselben zu erhalten. Unter João Perreira Almeida Filho wäre es ihm auch höchst wahrscheinlich gelungen. Der damalige Ackerbauminister, der Senator Manoel Felizardo de Souza e Mello, war jedoch zu einsichtsvoll, um sich in Dias' Schlingen fangen zu lassen! Die endliche Regelung der Schuldverhältnisse der Colonisten mit Caetano Dias soll unter jenen grosse Unzufriedenheit hervorgerufen haben; nähere Einzelheiten kenne ich nicht. Ich weiss nur so viel, dass von jedem europäischen Ge-

richtshofe Caetano Dias wegen Nichterfüllung des Contracts und betrügerischer Schwindelei verurtheilt worden wäre. Nach meiner Ansicht hätte die Regierung nur der strengsten Billigkeit gemäss gehandelt, wenn sie bei Uebernahme der Colonie den so vielfach betrogenen und mishandelten Colonisten die unter Caetano Dias contrahirten Schulden nachgesehen hätte.

Die Zukunft der Colonie Rio Novo hängt in erster Linie ganz von dem Interesse ab, das die kaiserliche Regierung dieser Ansiedelung schenkt. Befolgt sie ein umsichtiges und kluges Colonisationssystem, lässt sie sich eine zweckmässige, aber nicht überstürzte Vermehrung der Colonisten angelegen sein, ist sie glücklich in der Wahl ihrer Unterbeamten und vernachlässigt sie es nicht, gute Land- und Wasserverbindungen mit den nächsten Seehäfen herzustellen, so kann die Colonie binnen kurzem eine der blühendsten Brasiliens sein. Sie vereinigt die vortheilhaftesten Bedingungen, um dem Staate die für sie gebrachten Opfer hundertfältig zu ersetzen, denn ihr Klima und ihr Boden eignen sich vorzüglich für die Hauptexportartikel Brasiliens. Der Staat besitzt zwischen Rio Novo und dem Rio Benevente hinreichende Ländereien, um viele Tausende von Familien anzusiedeln. Welche Vortheile würden durch eine zahlreiche, wohlhabende, ackerbautreibende Bevölkerung der armen entvölkerten Provinz Espiritu Santo und selbst dem Handelsplatze Rio de Janeiro erwachsen! Die Colonie würde sich naturgemäss allmählich auch in westlicher Richtung ausdehnen und die fast ganz unbewohnten immensen, noch wenig bekannten Ländereien zwischen den cultivirten Theilen der Provinzen Espiritu Santo und Minas geraes dem Ackerbau und Handel eröffnen. Brasilien kann hier eine grossartige, friedliche und segensreiche Eroberung machen.

Bei unserer Rückkehr trafen wir zwischen der Fazenda Páo d'Alho und dem Rio Novo eine Anzahl Colonisten, die mühsam Säcke zur Furt schleppten; sie enthielten Kaffee mit den Schalen und sollten nach Itapemirim zum Verkauf transportirt werden. In der Colonie war trotz des schönen Programms von Caetano Dias noch keine Einrichtung zur Enthülsung des Kaffees. Die Colonisten mussten daher das Rohproduct nach Itapemirim ver-

kaufen und kamen begreiflicherweise immer zu kurz dabei, denn die dortigen Kaufleute boten ihnen nur einen Spottpreis für ihren Kaffee, da der Verlust sehr gross und die Enthülsung sehr kostspielig sei, abgesehen davon, dass durch die werthlosen Hülsen der Transport erschwert und die Kosten vermehrt wurden. Viele Colonisten trugen ihre Säcke Kaffee den 4 Legoas langen Weg von Rio Novo bis an den Rio Itapemirim auf dem Rücken und dabei ein Drittel des Gewichts unnützen Ballast!

Wir fanden an der Furt nur eine Canoe, in der wir uns sogleich an das jenseitige Ufer übersetzen liessen, um die Rückkehr des Bootes abzuwarten. Wir liessen uns auf einer kleinen Anhöhe nieder und bewunderten die üppigwuchernde Sumpf- und Ufervegetation des schmalen, vielfach gewundenen, kaum bemerkbar dahinfliessenden Flusses und ergötzten uns an den bunten Eisvögeln, an den schneeweissen Reihern, an den muntern Rohrsängern und den blendenden Tanagriden, wie sie sich auf Schilf und Rohr wiegten oder in den dichtbelaubten Baumkronen herumtummelten. Im Hintergrunde, nach Westen hin, streicht ein steiler Gebirgszug, in dem ein hervorragender Berg, der Morro do Frade (Mönchsberg), durch seine barocke Form, deren Umrisse, ähnlich einem sitzenden Mönch mit aufgeschlagener Kapuze, der Volksphantasie reichen Stoff zu abenteuerlichen Erzählungen lieferte. Ein eigenthümliches Schnaufen und Blasen, ähnlich dem Tone einer fernhin keuchenden Locomotive, kündigte uns die Annäherung unserer Thiere an, und geraume Zeit nachher erblickte ich die Nüstern der mühsam daherschwimmenden Pferde aus dem Wasser ragen. Wer diese sonderbaren Töne nicht aus Erfahrung kennt, würde vergeblich suchen sie zu erklären. Sichtlich ermattet stiegen die Thiere an das Ufer, denn die zu durchschwimmende Strecke ist lang.

Ein schneller Ritt brachte uns zur Fazenda Limão des Caetano Dias. Sie sah so verlottert aus wie die Colonialverhältnisse von Rio Novo. Ein Sohn des Hauses und der Buchhalter boten mir bereitwillig an, Einsicht in das grosse Schuldbuch der Colonisten zu nehmen. Es war allerdings reinlich geschrieben und die Zahlen regelrecht gruppirt; aber wie wäre eine Controle möglich

gewesen, da die Schuldner, 4 Legoas entfernt, nicht Rede und Antwort geben konnten, ob die eingetragenen Posten auch wirklich der Wahrheit gemäss seien? Das Vorweisen des Schuldbuchs war daher eine blosse wohlberechnete Formalität, womit Herr Caetano Dias sich gewissermassen den Rücken decken wollte, um nöthigenfalls sagen zu können, er habe mir ohne weiteres Einsicht in die Buchführung gestattet, damit ich mich von deren Richtigkeit überzeuge.

In der Colonie war mir die Geschichte von einigen Colonistenwaisen auf der Fazenda Limão erzählt worden, und ich will dieselbe hier als eine charakteristische Illustration zu den Colonialverhältnissen von Rio Novo unter Caetano Dias mittheilen.

Im Frühjahr 1857 kam ein gewisser Lütke aus Rheinpreussen, Witwer, mit mehrern Kindern als Colonist nach Rio Novo. Er war früher in der nämlichen Eigenschaft in Petropolis gewesen und hatte gehofft, durch seine Uebersiedelung nach der von Caetano Dias so sehr gepriesenen neuen Colonie seine Lage wesentlich zu verbessern. Er brachte etwas baares Geld und ziemlich viel Hausgeräth mit. Bald nach seiner Ankunft in Rio Novo starb er. Wie leicht begreiflich, wurde dem Waisenrichter in Itapemirim keine Anzeige gemacht; die Hinterlassenen, alles minderjährige Kinder, erhielten folglich auch keinen Vormund, um so eifriger nahm sich aber der damalige Administrator der ältesten Tochter, eines hübschen Mädchens von 15 Jahren, an. Sie wurde, wie sie selbst gestand, von ihm schwanger und dann mit ihren Geschwistern, einem 13jährigen Mädchen und einem 7jährigen Knaben, nach der Fazenda Limão gebracht. Dort traf man ein Abkommen mit einem portugiesischen Colonisten, der die Lütke'schen Kinder zu sich nahm. Das älteste Mädchen kam von diesem zum zweiten mal in die Hoffnung. Unterdessen war auch die zweite Schwester herangewachsen und wurde von dem Portugiesen ebenfalls als Concubine benutzt. Bei meiner Anwesenheit in Limão befanden sich beide Schwestern in dem nämlichen Zustande.

Wir liessen den Portugiesen rufen und machten ihm Vorwürfe wegen seiner Handlungsweise. Vergebens suchte ihn der

Pfarrer Araujo zu bewegen, sein Unrecht wenigstens theilweise gutzumachen und das eine der Mädchen zu heirathen. Er erwiderte, es sei wol seine Absicht gewesen, die jüngere Schwester zu heirathen, die *Direction belaste aber die Waisen mit 1200 Thaler*, für die er gutstehen müsste; er sei keineswegs gesonnen, sich für diese ihm unerschwingliche Summe dem Caetano Dias zu verschreiben; er thue genug, wenn er die Familie ernähre, die ältere Tochter sei ohnehin vom Administrator geschändet worden. Ein älterer Bruder war nach übereinstimmender Aussage der Colonisten anfangs mit den Negern zur Arbeit auf das Feld getrieben worden; später wurde er zu Dienstleistungen auf den Canoen der Fazenda verwendet.

Nach meiner Ankunft in Rio de Janeiro ersuchte ich schriftlich den Präsidenten der Provinz Espiritu Santo, den Fall von den betreffenden Behörden strengstens untersuchen zu lassen und Abhülfe zu treffen.

Wir langten noch rechtzeitig in der Fazenda São Antonio an, um die nöthigen Vorbereitungen zu unserer auf den folgenden Morgen festgesetzten Abreise zu treffen.

Sonnabend den 17. Nov. verliessen wir frühzeitig die gastliche Fazenda São Antonio do Muqui. Der greise Hausherr liess es sich nicht nehmen, uns bis an die Grenze seines Gutes zu begleiten. Wenige Minuten, ehe er uns verliess, richtete er noch rasch die Frage an mich, wie ich die Verhältnisse in Rio Novo gefunden habe, und kaum hatte ich sie mit wenigen Worten beantwortet, so hielten wir an einem Feldthore und trennten uns auf Nimmerwiedersehen.

Ich habe schon früher bemerkt, dass die Familie des Barons von Itapemirim mit der Familie Bittencourt in tödlicher Feindschaft lebte. Caetano Dias da Silva war mit Bittencourt verschwägert. Bei dem heftigen, rücksichtslosen Ausdrucke, den politische Feindschaften in Brasilien gewöhnlich finden, war ich im hohen Grade überrascht, dass der Baron von Itápemirim mir gegenüber seiner Gegner nie mit einer Silbe erwähnte, noch in meiner Gegenwart die geringste Bemerkung über die tolle Wirthschaft in Rio Novo machte, obgleich er hundertfache Gelegenheit

dazu hatte, da der Besuch der Colonie der Hauptzweck meines Aufenthaltes in seinem Hause war und seine bekannte Freigebigkeit jahrelang von armen Colonisten in Anspruch genommen und misbraucht worden war.

Zwei Legoas lang führte uns unser Weg durch meistens wohlcultivirte Fázendas und dann 3 Legoas lang dicht am Meeresufer hin. Ein Ritt im feinen, feuchten Nebel längs des Meeresstrandes hat für mich immer einen unaussprechlichen Reiz, wenn die brausenden Wogen ununterbrochen und unwiderstehlich nahen, die scheuen Thiere ihnen in weiten Bogen entfliehen wollen, von ihnen aber erreicht und mit schäumendem Gischt bedeckt werden; wenn sie bei steigender Flut, um Felsen zu umgehen, tief ins Wasser genöthigt, nur mühsam gegen die immer stärkern Wellen ankämpfen. Es liegt in diesem ewigen, unaufhaltsamen Wogendrängen, in dem gleichförmig sich wiederholenden Brandungsschalle eine wunderbare Romantik. Aber auch dieses Vergnügen hat seine Grenzen und wechselt oft schnell mit der höchsten Gefahr, wenn das Ufer steil und felsig ist, kein Ausweichen nach der Landseite mehr erlaubt und die rasch steigende Flut mit fürchterlicher Gewalt daherdrängt. Zweimal bin ich auf meinen Reisen nur durch schwere Kämpfe in dieser Lage dem Tode entronnen.

Neben uns segelte schwerfällig die Leocadia, ein Küstenfahrer des Barons von Itapemirim, mit Zucker beladen, nach Rio de Janeiro. Wir liessen sie bald weit zurück, da unsere Thiere noch frisch waren, der Wind hingegen das nicht leicht gebaute Fahrzeug nicht besonders begünstigte.

Nach mehrstündigem Ritte kamen wir bei dem ehemaligen Quartel das Barreiras vorüber; es war früher eine Militärstation und führte seinen Namen von den steilen Thonwänden (Barreiras), die hier in grosser Ausdehnung das Meer begrenzen und unter dem Namen Barreiros do Siry bekannt sind. Bis vor wenigen Jahrzehnten hausten wilde Indianer von den Stämmen der Puris und Coroados in den nahe gelegenen Urwäldern und beunruhigten die längs des Strandes dahinziehenden Reisenden und die wenigen Ansiedler, die es gewagt hatten, sich in dieser Gegend

niedergelassen. Wenige Monate vorher, ehe der Prinz Maximilian zu Neuwied das Quartel besuchte, hatten die Puris die Pflanzungen der Soldaten geplündert und ihnen ein Gefecht geliefert.[1]) Heute ist die Gegend in dieser Hinsicht durchaus sicher. Die Puris haben sich theils nach Westen an die Grenze von Minas geraes, theils nach Norden in die Urwälder des Stromgebietes des Rio Doce geflüchtet, viele sind den Verfolgungen der Portugiesen erlegen, ein Theil hat sich sesshaft in Aldeas niedergelassen. Die allmählich fortschreitende Cultur und die mit ihr verbundene Lichtung der Urwälder waren weit wirksamer, sie von der Küste zurückzudrängen, als alle Militärposten und der gegen sie unterhaltene nur zu grösserer Erbitterung führende Guerrillakrieg.

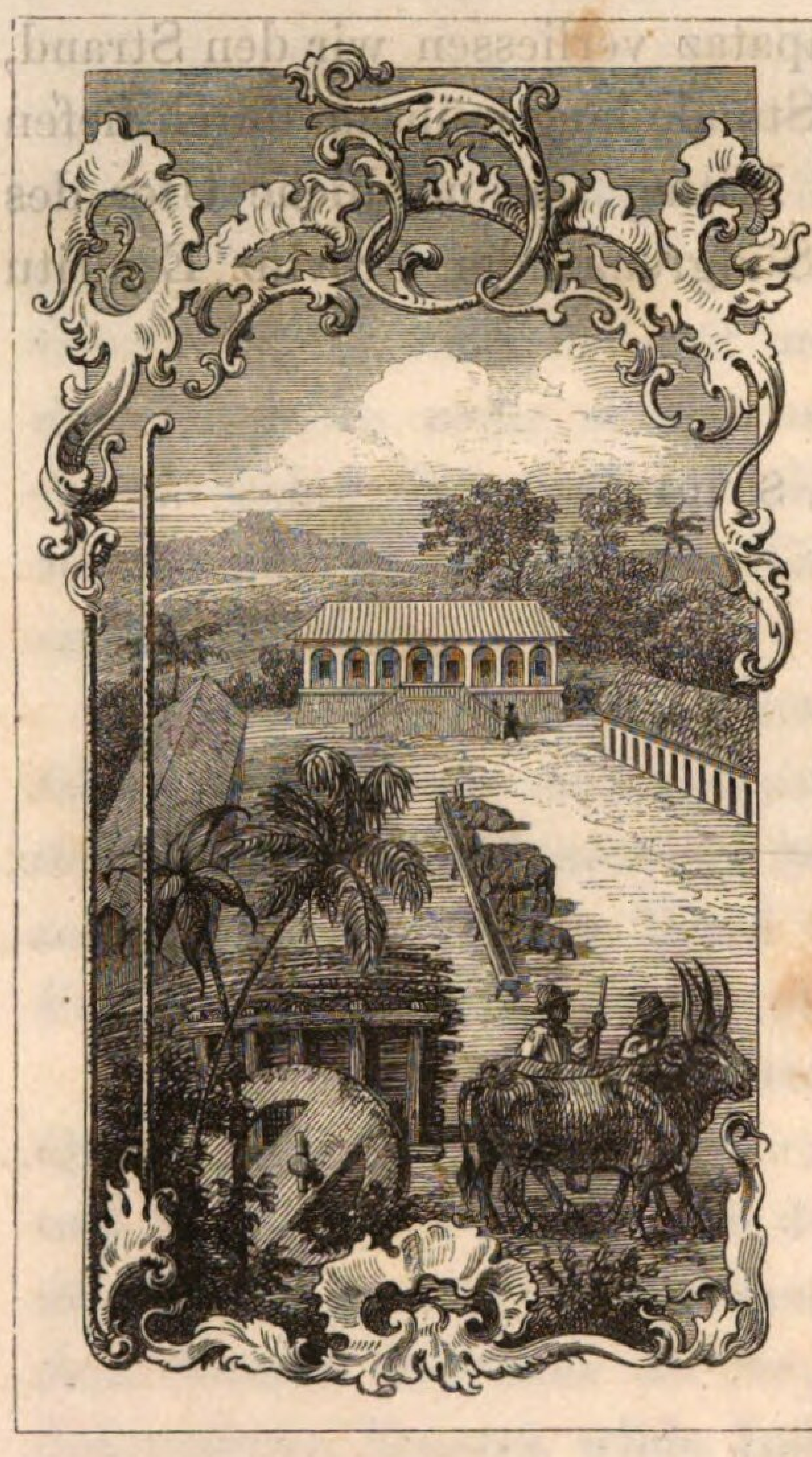
Unter Anleitung unserer Capataz verliessen wir den Strand, ritten landeinwärts mehr als eine Stunde lang mühsam durch tiefen Flugsand und erreichten gegen Mittag das nördliche Ufer des Rio Itabapoana, und somit die Südgrenze der Provinz Espiritu Santo.

[1]) Reisen durch Südamerika, Bd. I, S. 104.

Zweites Kapitel.

Reise durch die Provinz Rio de Janeiro.

(1860.)



er Rio Itabapoana ist nicht überbrückt, wir mussten daher die Thiere wieder abladen und sie über den ziemlich breiten Fluss schwimmen lassen; wir folgten in Canots. Das Uebersetzen mit dem Auf- und Abladen der Thiere verursachte uns einen zweistündigen nicht angenehmen Aufenthalt in glühender Sonnenhitze. Unser Weg führte uns nun vier Stunden lang durch dichten Urwald, dessen Monotonie durch einige Fazendas unterbrochen ist. Um 6 Uhr abends erreichten wir die von São Antonio do Muqui 10 Legoas entfernte Besitzung des Commendador Andre Gonçalves da Graça, an den ich durch den Baron von Itapemirim empfohlen war. Der Hausherr war gerade abwesend, wir wurden aber von dessen Gattin auf das zuvorkommendste empfangen. Sie schickte

sogleich einen Sklaven mit dem Empfehlungsbriefe aus, um ihren Mann zu suchen, der auch nach einer Stunde mit seinem Schwiegersohne dahergeritten kam und uns mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit sein Haus zur Verfügung stellte. Aus der Provinz Tras Montes in Portugal gebürtig, hatte er sich frühzeitig dem Seedienste gewidmet und war, wie ich aus seinen Aeusserungen entnehmen konnte, lange Jahre mit Sklavenschiffen zwischen der afrikanischen Küste und Brasilien gefahren. Diese Reisen schienen lucrativ gewesen zu sein, was ihn wahrscheinlich auch bewogen hatte, schliesslich den Pflug gegen den Sextanten zu vertauschen. Ausser der Fazenda São Pedro besass er, an diese beinahe angrenzend, noch eine zweite grössere, beide in vortrefflichem Culturzustande.

Lange vor Tagesanbruch wurde ich durch ein monotones Rufen auf der Veranda, dicht vor meinem Fenster, aufgeweckt, ich horchte eine Zeit lang und entdeckte endlich, dass es der Appell der Neger war, dem bald ihr singendes Morgengebet folgte.

Vor dem Frühstück führte mich der Commendador Andrè in sein Etablissement, das mich durch seinen Umfang und die Zweckmässigkeit seiner Einrichtung in hohem Grade überraschte. Eine Dampfmaschine treibt da je nach Bedürfniss eine Zuckerpresse, eine Kaffeestampfe, eine Maismühle, eine Breter- und eine Circularsäge. Letztere beide scheinen dem Besitzer eine bedeutende Revenue abzuwerfen, denn die Urwälder der Fazenda sind sehr reich an kostbaren Holzarten und ihre Ausfuhr eine bequeme, da die Fazenda nur 1 Legoa von der Meeresküste, wo sie verschifft werden können, entfernt ist.

Die Fazendas in der Nähe schiffbarer Flüsse oder des Meeres haben den sehr grossen Vortheil, ihre herrlichen Nutzhölzer leicht verwerthen zu können, während sie auf den entferntern höchstens zum Haus- und Brückenbau verwendet, meistens aber auf den Roças mit den werthlosen Holzarten verbrannt werden; ein systematischer Holzschlag wird natürlich auch in den günstigsten Lagen nicht befolgt; man schlägt das Brauchbare heraus und verbrennt den Rest. Es gibt in den brasilianischen Wäldern eine

Fülle der kostbarsten Holzarten, die nur zum kleinsten Theil in Europa gekannt sind [1]); selbst die wissenschaftliche Botanik kennt nur einen Bruchtheil davon. Wir finden zwar in vielen Museen prachtvolle Sammlungen polirter brasilianischer Holzarten, die aber nur mit ihren vulgären Namen bezeichnet sind und daher für die Wissenschaft keinen Werth haben, wenn sie nicht auch von Blättern, Blüten und Früchten begleitet sind. Selbst der eifrigste Botaniker kann sich in den Urwäldern selten volle Gewissheit verschaffen. Seine eingeborenen Begleiter nennen ihm den landesüblichen Namen eines ihm unbekannten Baumes, dieser ist aber so hoch, dass selbst mit der Flinte weder Blüten noch Früchte davon erreicht werden können; an ein erfolgreiches Niederschlagen des Baumes ist kaum zu denken, da der dichte Bestand und die zahllosen Schlingpflanzen fast immer dasselbe verhindern; um aber diese Hindernisse erfolgreich zu beseitigen, braucht es mehr Zeit und Kräfte, als in der Regel dem reisenden Naturforscher zu Gebote stehen. Auf der Erde liegende, abgefallene Blüten und Früchte können ihm auch nicht immer als sichere Wegweiser dienen, denn bei der grossen Menge von Arten und Gattungen, die auf einen kleinen Raum zusammengedrängt sind, bleibt er nur zu häufig in voller Ungewissheit, welchem der vielen umherstehenden Individuen diese Theile angehören. Nur einem Botaniker, der sich mehrere Jahre lang in einer Gegend aufhält, wo neue Fazendas angelegt und der Urwald successive niedergeschlagen wird, kann es gelingen, nach und nach die Holzarten Brasiliens wissenschaftlich zu bestimmen.

Von den brasilianischen Holzarten wird gegenwärtig Palissander (Jacarandá, rose wood, Nissolia cabiuna, Miscolobium violaceum) am meisten ausgeführt.[2]) Es ist bekanntlich ein

[1]) Auf der internationalen Ausstellung in London im Jahre 1862 befand sich eine Sammlung von 410 der schönsten Holzarten aus den Wäldern des Amazonenstromes.

[2]) Der Werth des aus Brasilien ausgeführten Palissanderholzes belief sich in den Jahren $18^{57}/_{58}$ auf 350000 Milreis, $18^{58}/_{59}$ auf 384000 Milreis, $18^{59}/_{60}$ auf 626000 Milreis. Das Holz kommt in Blöcken (Coucoeiros) von circa 2 Klaftern Länge in den Handel. Das Dutzend derselben erster Qualität wird in Brasilien mit 700—1200 Milreis, das zweiter Qualität mit 3—500 Milreis bezahlt.

schönes, tiefdunkelbraunes Holz, das eine treffliche Politur annimmt und für Kunsttischlerei sehr gesucht ist. Viel schönere, dunklere und unter der Politur noch feurigere Hölzer besitzt die Provinz Espiritu Santo in Ueberfluss; sie werden aber meistens zu Balken beim Häuserbau verwendet. An wundervollem Material für Möbeltischlerei ist noch ein ungeheuerer, unerschlossener Schatz in Brasilien und sicherlich würden viele dieser Holzarten einen noch grössern Absatz finden als Palissander, wenn kaufmännische Speculation und berühmte Möbeletablissements sich vereinigen würden, ihnen Aufnahme zu verschaffen und sie zu Modehölzern zu stempeln.

Brasilien hat weder ein Taback- noch ein Salz- oder Pulvermonopol, es besitzt nur ein Regale im Fernambuco- oder Brasilienholze (Paó do Brazil, ibirapitanga), das den bekannten rothen Farbestoff liefert; das vorzüglichste stammt von einem zur Familie der Leguminosen gehörigen Baume mit brauner, stacheliger Rinde, der Guilandina (Caesalpinia echinata), die im ganzen mittlern und nördlichen Brasilien, in den Urwäldern eingesprengt, vorkommt. Die Regierung hat den Verkauf und Export dieses Holzes einem Generalpachter übergeben, der es entweder in den Wäldern des Staates schlagen lässt, oder von Privaten kaufen muss. Ein jeder kann das auf seinem Besitzthume wachsende Brasilholz nach Belieben zu Bau- oder Brennholz verwenden, aber er darf es nicht verschiffen. Es haben schon mehrere den Versuch gemacht, das Ausfuhrverbot zu umgehen, indem sie den Farbestoff extrahirten und ihn in dieser der Douane unbekannten Form exportirten. Ein paarmal gelang es, schliesslich aber wurde doch der Betrug entdeckt.

Die dem Staate durch dieses Monopol erwachsende Einnahme ist eine höchst unbedeutende. Im Finanzjahre $18^{56}/_{57}$ betrug sie 104 Contos (76000 Thlr.), $18^{57}/_{58}$ 55 Contos, $18^{58}/_{59}$ 40 Contos, $18^{59}/_{60}$ nur 1:282 Milreis (circa 960 Thlr. preuss. Crt.). Von diesem Jahre an finde ich in den Berichten des Finanzministeriums keine Angaben mehr. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Regierung einen weit bedeutendern Vortheil durch das Brasilholz hätte, wenn sie dessen Verwerthung und Ausfuhr der Privat-

speculation überlassen würde. Sie könnte das Holz mit einem ziemlich hohen Exportzolle belegen, dürfte aber auch das Mass des richtigen Verhältnisses nicht überschreiten. Staatsmonopole haben nur dann einen Sinn, wenn sie dem Lande nachweisbar eine höhere Rente abwerfen, als für dasselbe erzielt würde, wenn die monopolirten Gegenstände in Händen der Privatspeculation wären.

Die Freundlichkeit unsers Wirthes hielt uns länger auf, als uns angenehm war, denn wir hatten an diesem Tage einen 11 Legoas weiten Weg zurückzulegen. Ungefähr eine Stunde von der Fazenda entfernt, erreichten wir noch einmal den Meeresstrand und folgten ihm mehrere Stunden lang in tiefem Sande, dann schlugen wir landeinwärts eine südwestliche Richtung gegen den Rio Parahyba do Sul ein. Die sterilen Dünen des Meeresufers sind hier, wie auch weiter nordwärts, meistens von einem schmalen Saume niedriger, oft halb in Flugsand versteckter Gebüsche begrenzt. Unter diesen herrscht die Pitangueira (Eugenia pedunculata) vor, deren gelbrothe, aromatische, etwas säuerliche, sehr wohlschmeckende Früchte gerade reif waren. Wir begegneten grossen Scharen Weibern und Kindern, die wahrscheinlich zur sonntäglichen Unterhaltung die so beliebten Beeren sammelten. Sie werden theils roh gegessen, theils zu einer vortrefflichen Conserve eingesotten. Uns waren bei der sengenden Hitze diese Beerensammlerinnen sehr willkommen, denn sie überliessen uns für eine Kleinigkeit ganze Körbchen voll ihrer Ernte.

Einen herrlichen Anblick bot uns der majestätische Strom Parahyha do Sul, den wir gegen 3 Uhr nachmittags erreichten. Wir ritten mehrere Stunden längs seines nördlichen Ufers, grösstentheils prächtiges Weideland, während vom südlichen Gestade gutcultivirte, reiche Plantagen freundlich herüberblicken.

Unsere Neger hatten leider das besonders auf Reisen zu berücksichtigende „Eile mit Weile“ gänzlich ausser Acht gelassen und, wie ich vermuthe, um noch einige sonntägliche Vergnügungen in der Stadt mitzumachen, trotz aller meiner Warnungen, die Lastthiere schon auf dem sandigen Wege übermässig angetrieben. Die Folge davon war, wie leicht vorauszusehen, ihre gänzliche Erschöpfung, lange, ehe wir unser Ziel erreichten.

Nun waren wir gezwungen, den langsamsten Schritt einzuhalten; bald brach eins, bald das andere Thier zusammen. Die Neger, ungeduldig und wüthend über diese ihnen so unangenehme Verzögerung, versuchten sie durch Prügel und Stechen mit langen Stangen zum schnellern Schritte anzutreiben, machten aber natürlich das Uebel nur ärger, denn nun legten sie sich oder stürzten immer nach ein paar hundert Schritten und es gelang nur meinen ernstesten Drohungen, die armen Thiere vor echt negerischen Grausamkeiten zu schützen.

Bei einbrechender Nacht langten wir endlich am Landungsplatze der Stadt Campos gegenüber an. Hier befindet sich eine zweckmässige Seilüberfahrt über den breiten Strom mittels einer grossen Barke, auf der eine Anzahl beladener Maulthiere bequem Platz finden; das Gedränge war, weil es gerade Sonntag war, ziemlich gross. Unter obligatem Schimpfen und Schlagen hatten die Neger endlich ihre Thiere auf die Barke getrieben und eine Viertelstunde später ritten wir durch die schwach beleuchteten Strassen nach dem Hôtel-de-Paris.

Der folgende Tag war der Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebung gewidmet.

Campos ist die zweitgrösste Stadt der Provinz Rio de Janeiro, nimmt aber in Hinsicht auf Handel und Industrie, Intelligenz und Rührigkeit ihrer Bewohner unstreitig den ersten Platz ein. Die Lage der Stadt, am südlichen Ufer des bedeutenden Stromes, nur 8 Legoas vom Meere entfernt, inmitten einer weiten, fruchtbaren Ebene, in der schwunghafter Ackerbau und Viehzucht betrieben werden, mit einem ebenfalls üppig fruchtbaren Hinterlande, ist ungemein günstig, um von einer thätigen Bevölkerung auf das vortheilhafteste ausgebeutet zu werden.

Der ganze Landstrich, in der die Ebene von Campos liegt, vom Cap Thomé bis nach Westen an die heutige Grenze der Provinz Minas geraes, war zur Zeit der portugiesischen Invasion von einem zahlreichen Stamme sehr tapferer und wilder Indianer, den Goaytacas oder Huetecas, bewohnt. Nach Vasconcellos bestand er aus drei Tribus, den Goaytacas assu, den Goaytacas mopi und den Goaytacas Jacorito. Den Angaben aller

Chronisten zufolge zeichneten sie sich durch ihre Grösse, ihren ungemein kräftigen Körperbau, eine hellere Hautfarbe, ihren Muth und eine grosse Geschicklichkeit in der Führung von Pfeil und Bogen, sowie durch ihren wilden Sinn von den übrigen benachbarten Indianerstämmen aus. Sie sprachen nicht die allgemeine Sprache (lingoa geral) der Tupi, sondern, wie es scheint, einen Dialekt der Tapuya und bildeten, wie Vasconcellos vermuthet, ein Glied dieses kriegerischen Stammes. Varnhagen (Hist. do Brasil, Thl. I, S. 101) leitet ihren Namen von goata, (Wald) und cáa (gehen) ab, sie würden also in ihrer Sprache die „Waldgänger" heissen; andere Schriftsteller geben an, dass Goayta camopi in der Indianersprache das „Feld der Wonne" heisse. Diese Etymologie steht aber auf sehr schwachen Füssen.

Die drei Tribus der Goaytacas lebten unter sich selbst in steten Fehden, mit den benachbarten Indianern aber und später mit den in der Nähe angesiedelten Portugiesen in erbittertem Kriege.

Vom König João III. wurden nämlich die Ländereien vom Cap Thomé bis an die Mündung des Parahyba do Sul und unbestimmt nach Westen, die sogenannte Capitania S. Thomé, dem Pedro Goes da Silveira, der hier 1540 die ersten Colonisationsversuche machte, geschenkt. Zwei bis drei Jahre lebte er in Frieden mit seinen wilden Nachbarn, dann aber entspann sich ein fünfjähriger blutiger Krieg, der schliesslich Pedro Goes nöthigte, sich mit ziemlich zerrüttetem Vermögen nach Lissabon zurückzuziehen. Sein Nachfolger, Gil Goes, war nicht glücklicher. Er hielt zwar die von seinem Vater überkommenen Besitztitel aufrecht, aber es fehlte ihm an den nöthigen Geldern, um die Ländereien von neuem zu seinem eigenen Nutzen zu colonisiren. Er begnügte sich daher, einzelne Strecken davon einer Gesellschaft zu vermiethen, welche dort die Viehzucht im grossen betreiben wollte. Bei seinem Tode vermachte er seine Capitania testamentarisch der Krone, die sie nun unter die Jesuiten, Benedictiner, Carmeliter, den Martim Correa de Sá und den Salvador Correa de Sá e Benavides vertheilte.

Die Jesuiten suchten die Indianer in Aldeas zu sammeln und

zum Christenthume zu bekehren, was ihnen jedoch nur mit einer Minderzahl gelang; die übrigen verhielten sich indessen feindlich und es begann nun gegen sie von seiten der stark angewachsenen portugiesischen Bevölkerung ein wahrer Vernichtungskrieg, der damit endigte, dass der Grosstheil der Goaytacas vernichtet wurde, eine kleine Fraction sich sesshaft niederliess, der Rest aber sich in die Wälder zerstreute. Was aus den letztern geworden ist, kann nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden. Ob die Coroados, die Conopos, die Machacalis, Patachos oder Mucurris von denselben abstammen, wissen wir nicht mit Sicherheit. Es herrscht überhaupt über die Stammverwandtschaft und die Geschichte der Indianer Brasiliens noch immer ein sehr mysteriöses Dunkel. Was wir bisjetzt davon kennen ist, ein ungemein lückenhaftes Stückwerk und entbehrt zum grössten Theil jeder stichhaltigen wissenschaftlichen Basis. Da bei den Indianern Brasiliens so gut wie keine Traditionen existiren, so wird es künftigen Forschern ungemein schwer fallen, die noch fehlende Klarheit in die Geschichte derselben zu bringen. Sie haben für dieselbe fast als einzige Quelle die mangelhaften Aufzeichnungen der Chronisten aus den ersten Jahrzehnten der Eroberung, und es ist daher kaum zu erwarten, dass der Zukunft in dieser Richtung noch wichtige Entdeckungen vorbehalten sind. Für die Volkseintheilung und die Stammverwandtschaft der Indianer bieten anthropologische und linguistische Studien sichere Anhaltspunkte, beide sind aber in Bezug auf die braunen Bewohner Brasiliens auf eine unverantwortliche Weise vernachlässigt worden. Mit der Anthropologie der brasilianischen Indianer hat sich trotz des ziemlich leicht zugänglichen Materials noch kein einziger Forscher gründlich und umfassend abgegeben. Ueber ihre Sprachen besitzen wir zwar einige Grammatiken und Wörtersammlungen, in denen zuweilen leider mehr Phantasie als Wahrheit enthalten ist; aber es mangelt durchaus selbst an einer versuchsweisen wissenschaftlichen Bearbeitung des vorhandenen Materials durch einen gründlich gebildeten Philologen.

Für das historisch-geographische Institut in Rio de Janeiro bleibt in dieser Beziehung noch eine grosse und wichtige Auf-

gabe zu erfüllen. Hoffen wir, dass in nicht zu ferner Zeit diese Körperschaft über Kräfte gebieten wird, die derselben gewachsen sind. Sie kann nicht durch einen einzelnen gelöst werden, denn dazu reicht ein Menschenleben kaum hin, sondern nur durch die vereinten Kräfte mehrerer durchaus befähigter und speciell in dieser Richtung gebildeter Männer.

Im Jahre 1682 liess Salvador Correa auf seiner Fazenda eine seinem Namenspatron geweihte Kapelle, in der die Benedictiner Gottesdienst hielten, erbauen, nachdem nicht fern davon schon eine Anzahl Familien in Verbindung mit Verbannten aus Rio de Janeiro und bekehrten Indianern das Dorf Campos dos Goaytacas gegründet hatten. Bald sammelte sich in der Umgegend viel von Rio de Janeiro ausgewiesenes Gesindel, das die grössten Excesse beging, sodass es endlich zu blutigen Kämpfen zwischen demselben und den Bewohnern des Dorfes kam. Diese blieben schliesslich Sieger und erwählten nun, um für die Zukunft ähnlichen Unruhen vorzubeugen, eine Obrigkeit und stellten sich durch rechtsgültige Acte unter die unmittelbare Protection der Krone. Zur nämlichen Zeit erhielt der Visconde d'Asseca vom Könige von Portugal 20 Legoas Ländereien der ehemaligen nun schon vielfach getheilten Capitania S. Thomé am Rio Parahyba unter der Bedingung zum Geschenk, dass er zwei grosse Ortschaften, die eine am Meeresufer, die andere weiter im Innern gründe. Die neue Schenkung erhielt den Namen Capitania du Parahyba du Sul. Die Bewohner des Dorfes Campos dos Goaytacas erhielten auf ihren Wunsch die Erlaubniss, ihre Ortschaft auf die Ländereien des Visconde d'Asseca zu verlegen, was 1678 auf dem Platz, wo das heutige Campos steht, geschah.

Die Geschichte dieser kleinen Stadt ist durch eine lange Reihe von Revolutionen und Kämpfen theils gegen die Geistlichen, theils gegen den Donatar Visconde d'Asseca und dessen Nachkommen charakterisirt. Sie wurden besonders in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der grössten Erbitterung geführt und endigten erst im Jahre 1753, als auf Befehl des Marquis de Pombal die Capitania der Provinz Espiritu Santo ein-

verleibt wurde. Der damalige Donatar wurde durch eine jährliche Leibrente von 3000 Cruzados entschädigt.

Trotz des hergestellten Friedens und der ausnehmend günstigen äussern Verhältnisse nahm die Villa doch keinen bedeutenden Aufschwung, denn sie zählte im Jahre 1814 nur 1400 Häuser mit circa 4500 Einwohnern. Im Jahre 1833 wurde der District Campos bis zum Rio Itabapoana von der Provinz Espiritu Santo losgetrennt und der Provinz Rio de Janeiro zugetheilt und zwei Jahre später (28. März 1835) die Villa zur Stadt unter dem Namen S. Salvador dos Campos dos Goaytacas erhoben. Wesentliche Fortschritte machte sie erst seit ungefähr 15 Jahren; 1860 zählte sie 2800 Feuerstellen und mehr als 9000 Einwohner und ist noch in stetem Wachsen begriffen.

Die Hauptstrassen der Stadt liegen parallel mit den Flussufern; die vielen zum Theil elegant ausgestatteten Verkaufsgewölbe lassen auf einen beträchtlichen Wohlstand der Einwohner schliessen. Unter den Häusern bemerkt man viele von solider und geschmackvoller Bauart. Durch elf oder zwölf Kirchen ist mehr als hinreichend für das religiöse Bedürfniss der Bevölkerung gesorgt. Die beiden ältesten sind die Igreja da Madre de Dios und die Igreja de Na. Senhora da Lapa; mit letzterer ist eine höhere Erziehungsanstalt verbunden. Jüngern Ursprunges sind die Igreja da Mai dos Homems, do Rosario, de Santa Anna, de S. Sebastião, da boa morte, de S. Francisco, da Conceição, do Carmo u. s. f. Keine von allen hat einen hervorragenden architektonischen Werth.

In der Stadt herrscht so ein reges Leben und Treiben, wie man es nur selten in einer brasilianischen Provinzialstadt findet. Ein verhältnissmässig beträchtlicher Bruchtheil der Einwohner sind Europäer, die sich hier als Kaufleute, Handwerker, Lehrer u. s. f. niedergelassen haben. Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Farbigen in vielfacher Mischung von Weissen, Indianern und Negern. Die reichen Fazendeiros der Comarca haben in der Regel in der Stadt eigene Häuser und Depots ihrer zur Ausfuhr bestimmten Producte. Der Exporthandel ist bedeutend und umfasst vorzüglich Zucker, ein Haupterzeugniss der Plan-

tagen des Districts, Branntwein, Kaffee und Nutzhölzer. Früher kam von hier aus auch etwas Cacao und Indigo in den Handel. Einen lucrativen Exportartikel der Fazendas des nördlichen Ufers bilden Rindvieh und Pferde.

Bis zur Stadt Campos können nur Küstenfahrer von 20 Tonnen Gehalt gelangen; aber regelmässige Dampferverbindungen mehrerer concurrirender Gesellschaften begünstigen den Handel mit der Hauptstadt des Kaiserreichs. Die Rio-Dampfer fahren in der Regel nur bis nach dem Meereshafen Saõ João da Barra an der Mündung des Rio Parahyba (nicht zu verwechseln mit dem etwas südlicher, acht Legoas von Cabo frio gelegenen Hafen Barra de São João); die Barra ist hier so seicht, dass sie von den Dampfern nur bei der Hochflut des Neu- und Vollmondes passirt werden kann, daher auch die Dampfer nur alle 14 Tage, dann aber immer mehrere im Verlauf von 24 Stunden aus dem Hafen von Rio de Janeiro auslaufen. Im Saõ João da Barra angelangt, löschen sie sogleich und treten unverzüglich nach eingenommener Ladung den Rückweg an, um die noch günstige Flut zu benutzen. Zwischen dem Hafen und dem sieben Legoas weiter westlich gelegenen Campos verkehren kleinere Dampfboote, die bei ihrer Bergfahrt in der Regel Schlepplanchas remorquiren.

Ich machte einen längern Besuch im Spital und fand diese Anstalt, wie die meisten ähnlichen Wohlthätigkeitsinstitute in den Provinzialstädten Brasiliens, in einem durchaus befriedigenden Zustande. Ueber die ärztliche Behandlung kann ich nicht urtheilen, da ich keiner Visite beizuwohnen Gelegenheit hatte. Reinlichkeit, Lüftung, sorgsame Pflege und zweckmässige Wohnung liessen kaum etwas zu wünschen übrig; besonders zeichnete sich die Weiberabtheilung durch eine musterhafte Ordnung und Nettigkeit aus. Unter den Kranken fand ich einen Schweizer aus der Colonie Valle dos Veados; er äusserte sich sehr lobend über die ihm im Spital zutheil gewordene Aufnahme. Im Parterre befinden sich einige Irrenzellen. Hier scheint die Behandlung weniger human und zweckmässig zu sein. Aus einer derselben ertönte ein furchtbares Geheul und Geschrei; ich fand

dort einen bösartigen, wahnsinnigen Mulatten, aus Mund und Nase blutend, infolge gewaltiger Faustschläge, mit denen ihn der herculische, farbige Wärter zu beruhigen gesucht hatte.

Mit dem Spital ist auch ein Findelhaus für Mädchen verbunden. Durch besondere Vergünstigung erhielten wir auch hier Eintritt. Ueberall herrschte die grösste Ordnung und Reinlichkeit. Die Mädchen, in den verschiedensten Altersstufen, waren einfach, aber sehr reinlich gekleidet und sahen gesund und munter aus. Sie beantworteten die an sie gerichteten Fragen bescheiden und unbefangen und machten überhaupt den Eindruck von durchaus wohlerzogenen Kindern. Sie erhalten einen guten Schulunterricht und werden in feinen weiblichen Arbeiten, von denen uns sehr schöne Proben gezeigt wurden, unterwiesen. Auch hier ist alljährig an einem bestimmten Tage dem Publikum der freie Zutritt in die Anstalt gestattet, womit Männern die Gelegenheit gegeben wird, sich unter den Mädchen eine Frau auszusuchen. Die Auserwählte erhält aus dem Stiftungsfonds 300 Milreis für ihre Ausstattung. Wie man mir versicherte, wird von seiten der Verwaltung des Findelhauses mit grosser Vorsicht und erst nach genauer Erwägung des Charakters, der Verhältnisse des Petenten der Eheconsens für das Mädchen ertheilt.

Unter den Kindern war eine zwölf- bis vierzehnjährige Kakerlakin, die mein Interesse um so mehr erregte, als ich bisher noch nie einen so ausgezeichnet vollkommenen Neger-Albinismus gesehen hatte. Das gelblich weisse Wollhaar und die käseweise Hautfarbe, verbunden mit dem ausgesprochenen Rassentypus der Physiognomie machten keinen angenehmen Eindruck. Die Bindehaut der Augen war nicht geröthet, wie dies bei den Albinos der Thiere in der Regel der Fall ist, sondern hatte den bei den Negern gewöhnlichen etwas gelblichen Teint. Die Pupille war stark erweitert, aber das Mädchen versicherte, dass es nicht an Lichtscheu leide, was übrigens auch eine feine Handarbeit, mit der es eben beschäftigt war, hinlänglich bewies. Man erzählte mir bei dieser Gelegenheit, dass der Baron von Itabapoana, einer der reichsten Gutsbesitzer der Gegend, unter seinen

Sklaven drei Kakerlakinnen, in Brasilien Assas genannt, besitze, von denen sich eine als vorzügliche Pianistin auszeichne.

Der Gasthof, in dem ich abgestiegen war, hatte einen gewissen Anstrich von Eleganz. Sein Inhaber war ein Franzose, aber das Regiment im ausgedehntesten Sinne des Worts führte seine sehr dicke Frau; es war natürlich, denn an ihr haftete auch ein Stückchen der militärischen „Gloire" ihres Vaterlandes. Sie hatte nämlich den Krimkrieg als Marketenderin mitgemacht und, in angenehmen Rückerinnerungen an die Campagne schwelgend, erzählte sie eines Abends ihren Gästen mit dem Gefühle der grössten Befriedigung, dass die Türken dicken Frauen vor allen andern den Vorzug geben. Ich bin auf meinen Reisen in Brasilien nirgends so unverschämt geprellt worden wie im Hôtel-de-Paris in Campos. Ich weiss nicht, ob andere Reisende dort billiger behandelt werden und die tapfere Krimkriegerin damals nur den Gesandten rupfen wollte nach der bekannten Antwort, die ein Wirth dem Hofmarschall eines reisenden Monarchen gab, „die Eier sind bei uns zwar nicht theuer, aber die Monarchen selten" und dadurch seine enorme Forderung für ein sehr einfaches Frühstück entschuldigte.

Ebenso unverschämt waren die Forderungen eines Maulthiervermiethers für die nöthigen Thiere zur Weiterreise nach Cantagallo. Ich hätte sie beinahe um den nämlichen Preis kaufen können. Da einige Bekannte der Meinung waren, ich werde in São Fidelis leichter Thiere erhalten, so beschloss ich, die Reise bis dahin stromaufwärts mit dem Dampfboote zu machen. Am 20. Nov. schifften wir uns morgens um 8 Uhr auf einem kleinen Boote von 36 Pferdekraft ein. Die Strömung des Parahyba ist nicht bedeutend und konnte daher mit Leichtigkeit von dem schwachen Dampfer überwunden werden. Die Fahrt ist etwas monoton. In der weiten Ebene am südlichen Ufer bemerkt man zahlreiche Zuckerplantagen, deren Boden zum Theil schon sehr erschöpft sein soll; der nördliche ist mehr hügelig und bewaldet.

Der Fahrpreis von Campos nach dem 10 Legoas entfernten São Fidelis beträgt 6 Milreis per Person; es werden aber keine

Speisen verabreicht; die Reisenden sind daher genöthigt, sich selbst mit Proviant zu versehen. Wenn zur Mittagsstunde die Passagiere die mitgebrachten Körbe ihres Inhaltes an Speisen und Getränken entleeren, sie, so gut es eben geht, vor sich ausbreiten und sich gegenseitig einladen, so bietet das Deck ein sehr belebtes Bild mit manch komischer Scenerie dar. Nach achtstündiger Fahrt erreichten wir São Fidelis um 4 Uhr nachmittags. Ich hatte mich an Bord nach einem Gasthause erkundigt, aber erfahren, dass es ein solches in São Fidelis gar nicht gebe, dass ich aber möglicherweise bei einem gewissen Bernhardinho ein Unterkommen finden würde. Ich begab mich dorthin und erhielt von dem freundlichen Manne sogleich die Versicherung, dass er für alle meine Bedürfnisse sorgen werde.

Mein erstes Geschäft war, für Thiere zur Weiterreise zu sorgen, und ich verfügte mich auf Anrathen meines Wirths zu einem der angesehensten Bewohner der Villa, an den ich Empfehlungsbriefe hatte. Er wohnte am nördlichen Ufer des Parahyba, wo er ein grosses Waarendepot besass. Leider war er auf Reisen abwesend und seine Rückkunft wurde erst in einigen Tagen erwartet. Seine Frau sowie sein Buchhalter gaben mir zwar die Versicherung, dass er mir bereitwilligst seine eigenen Thiere zur Verfügung stellen werde, wenn ich seine Ankunft abwarten wolle, und boten wir auch an, in seinem Hause zu wohnen, ich konnte aber unmöglich auf eine mit solchem Zeitverluste verbundene Proposition eingehen. In der Hoffnung, am folgenden Tage meinen Zweck besser zu erreichen, kehrte ich bei einbrechender Nacht über den Parahyba zurück.

Die Verbindung zwischen den beiden Ufern des Parahyba wird durch eine Räderbarke unterhalten, deren Motoren zwei Neger sind, ein Beweis, dass die Strömung des Parahyba hier nur eine geringe ist. Der Strom ist bei São Fidelis breiter, aber weniger tief als bei Campos und wird durch eine schmale Insel in zwei Arme getheilt. Oberhalb der Villa machen Felsen und eine Stromschnelle eine weitere Beschiffung des Parahyba auch für Dampfboote unmöglich. Bei sehr hohem Wasserstande können jedoch gutgeführte Canots und selbst Flösse mit Nutz-

holz stromabwärts bis nach São Fidelis gelangen, eine solche Schiffahrt soll aber immer ein sehr gewagtes Unternehmen sein.

São Fidelis wurde im Jahre 1779 auf Befehl des Gouverneurs, Vicekönigs D. Luis de Vasconcellos e Souza, durch die beiden italienischen Missionare Fr. Angelo Maria de Luca und Fr. Victorio Cambiasca [1]) mit einigen Familien der Coroados und Conoposindianer am südlichen Ufer des Parahyba gegründet. Einige Jahre später, als schon der Bau der Kirche in Angriff genommen und eine ziemliche Anzahl von Wohnungen errichtet waren, ergab sich, dass Camboá, die Ebene, auf der die Aldea gegründet worden war, nicht Krongut, sondern Privateigenthum sei. Die Besitzer reclamirten daher gegen den Weiterbau des Ortes, die Missionare hingegen beriefen sich auf ein Gesetz, welches königliche Landschenkungen für erloschen erklärt, wenn in einer bestimmten Zeit keine Verbindungswege mit denselben eröffnet sind, und da weder die Jesuiten, denen dieser District früher gehörte, noch die Donatare, denen er nach deren Vertreibung geschenkt worden war, diese Gesetzesbestimmung beobachtet hatten, so wies der Vicekönig die Reclamationen ab und befahl die Vergrösserung der Aldea.

Die beiden Missionare, künstlerisch gebildete Männer, beschlossen, die ursprüngliche, rohe Kapelle durch ein grossartiges Gotteshaus zu ersetzen, und begannen 1799 ihr Werk. Mit verhältnissmässig sehr geringen Geldmitteln und nur mit Hülfe der Indianer vollendeten sie in zehn Jahren die Kirche so weit, dass sie den 23. April 1809 eingeweiht werden konnte. Sie bildet ein unvollständiges Kreuz, über das sich eine achteckige Kuppel zur Höhe von 94 Fuss wölbt, hat im Innern Galerien und eine mit

[1]) Der berühmte Schriftsteller Joaquim Norberto de Souzo e Silva hat in der Revista do Instituto historico e geographico do Brasil im Jahre 1854 eine gründliche und werthvolle vom Institute preisgekrönte Abhandlung über die Indianeraldeas in der Provinz Rio de Janeiro veröffentlicht. Sie führt den Titel Memoria historica e documenta da das Aldeas dos Indios da Provincia do Rio de Janeiro. Ich folge hier der Angabe der Namen, wie sie Norberto gibt. Andere Schriftsteller nennen diesen Mönch Fr. Victorino Cambrasco oder Congiasca.

von Fr. Victorio ausgeführten sehr mittelmässigen Frescomalereien und Friesen verzierte Façade. Es ist auf den ersten Anblick zu erkennen, dass den Missionaren bei Ausarbeitung des Planes der beliebte Kirchenstil ihres Vaterlandes vorgeschwebt hat, und man muss auch gestehen, dass er mit richtigem Verständnisse behandelt wurde. Die technische Ausführung derselben aber war eine höchst mangelhafte, denn es fehlte dabei an zwei der wichtigsten Erfordernisse, nämlich an geschickten Bauleuten und an dem nöthigen Kalk. Die Missionare mussten selbst alle Steinmetz-, Maurer- und Zimmermannsarbeiten verrichten. Statt des fehlenden Kalks wurde eine eigenthümliche Thonart, dort Saibro genannt, die an der Sonne zwar sehr rasch trocknet, beim Regen aber gierig Wasser aufsaugt, als Binde- und Baumittel verwendet. Die Ziegel waren sehr schlecht gebrannt. Da die Steine nur während der trockenen Monate zugeführt werden konnten, so musste der Bau während der Regenzeit sistirt bleiben, und dadurch litt das Mauerwerk schon während der Construction grossen Schaden. So kam es, dass die Kirche schon vor ihrer Vollendung wieder ihrem Ruin entgegenging: die Mauern spalteten sich und bröckelten ab; die Termiten (Cupim) setzten eifrig ihr stilles, aber sicheres Zerstörungswerk fort. Es ist beinahe wörtlich wahr, wenn ich sage, dass die Ameisen die Basilika von São Fidelis auffressen, jedenfalls wörtlicher als die *officielle* Angabe, dass die Ratten im Arsenal von Rio de Janeiro schwere eiserne Ankerketten, die ein englisches Haus der Regierung geliefert hatte und bei deren Bezahlung es einige Anstände gab, aufgefressen haben. Bei der ausserordentlichen Ueberschwemmung der Parahyba im Jahre 1833 drang das Wasser mehr als zwei Schuh hoch in die Kirche und unterfrass die mangelhaften Fundamente. Es wurden zwar wiederholte umfangreiche Verbesserungen, aber ohne nachhaltende Wirkung vorgenommen. Als ich die Kirche sah, war sie offenbar schon ihrem gänzlichen Untergange geweiht. Eine gründliche Reparatur der Kirche würde bei dem schlechten Baumaterial wahrscheinlich ganz unmöglich sein, da kein einziger Theil des Gebäudes unversehrt ist. Es ist schade, denn diese

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Kirche ist ihrem Stile nach eine der besten von ganz Brasilien. Unterdessen ist der Bau einer neuen wirklich unschönen Kirche in Angriff genommen worden.

Im Jahre 1840 wurde São Fidelis de Sigmaringa zum Kirchspiel erhoben und erst drei Jahre später wurde dort eine Primärschule gegründet. Es ist für die frühern Zustände des Landes in hohem Grade charakteristisch, dass dieser Ort beinahe vier Jahrzehnte eine Basilika, aber nicht einmal eine Elementarschule besass. Am 19. April 1850 erhielt São Fidelis den Titel und Rang einer Villa.

Die Villa nimmt dicht am Flussufer einen grossen Flächeninhalt ein, ist aber sehr weitläufig gebaut und hat meistens niedrige und unansehnliche Häuser. Ihre Strassen Rua do Cofe, R. do Missionario, R. da Camboa, R. da Quitanda etc. sind ungepflastert und bei Regen wahre Kothmeere. Bei starken Stromanschwellungen kann man mit Canoes in ihnen fahren. Durch die Regen im Gebirge schwillt die Parahyba sehr rasch an. Der Tag, den ich in São Fidelis zubrachte, war klar und sehr heiss, der Strom war aber in 24 Stunden um 7 Palmos (5′ 3″) gestiegen. Bemerkenswerth ist in der Villa eine sehr schöne, dem Oberstlieutenant Dantos gehörige Chacara mit Palmenalleen, Kiosk und Statuen. Ob sie der Vorläufer zahlreicher ähnlicher Landsitze ist, die Zeugniss von einem mächtigen Aufschwunge von São Fidelis geben werden? In einem andern Lande möchte ich diese Frage bejahen, denn die Lage von São Fidelis ist für Ackerbau, Industrie und Handel eine sehr günstige. Aus dem Municipium São Fidelis werden jetzt schon alljährlich im Durchschnitte gegen 300000 Centner Kaffee ausgeführt; für Zuckerrohr, Baumwolle und Taback sind die Bodenverhältnisse sehr günstig. Die Wälder stromaufwärts liefern die ausgezeichnetsten Nutzhölzer, Balsame und Medicinalpflanzen. Am schiffbaren Strom gelegen, könnte São Fidelis als Hauptstapelplatz für eine Anzahl Comarcas der Provinzen Rio de Janeiro, Espiritu Santo und Minas geraes dienen, wenn fahrbare Strassen, radienförmig dahin ausstrahlend, eine leichtere Communication gestatten würden. In dieser Richtung geschieht aber so gut wie

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

nichts. Die Landverbindungen sind schlecht und mangelhaft; statt ordentlicher Strassen finden wir nur Maulthierwege, die begreiflicherweise nur von denjenigen benutzt werden, die keinen bessern Ausweg für ihre Producte finden. Bei dem so verderblichen Laisser-aller ist auf eine baldige Verbesserung dieser Zustände nicht zu zählen. Die brasilianische Paciencia braucht weder schnell Strassen noch Brücken, und somit dürfte auch São Fidelis, wo diese Paciencia in vollster Blüte steht, noch lange auf Fahrstrassen und auf eine so dringend nöthige Ueberbrückung der Parahyba warten und in seiner untergeordneten Stellung verbleiben.

Meine Bemühungen, mir die nöthigen Reisethiere zu verschaffen, blieben trotz der thätigen Mitwirkung meines sehr freundlichen und gebildeten Wirthes den ganzen Tag über erfolglos. Ich ritt nach der $1\frac{1}{2}$ Legoas entfernten Fazenda des Herrn José Manoel Souza, an den ich Empfehlungsbriefe hatte. Auch er war trotz des besten Willens nicht in der Lage, mir sogleich aus der Verlegenheit zu helfen, bot sich aber an, mir jedenfalls im Verlaufe von zwei Tagen eine hinreichende Anzahl von Pferden und Maulthieren zu stellen, falls es mir früher nicht gelingen sollte, welche zu finden. Als ich abends mit Bernhardinho auf der steinernen Bank vor dem Hause sass, ritt ein Fazendeiro vorüber, den mein Wirth sogleich anrief. Es war ein Schweizer, Namens Jäggi, der nach São Fidelis gekommen war, um einen Advocaten in einer Rechtsangelegenheit zu consultiren. Kaum hörte er von meiner Verlegenheit, so versprach er mir für den nächsten Morgen alles zu meiner Weiterreise zu besorgen. Er hielt Wort. In den Frühstunden des folgenden Tags kam ein Tropeiro, um unser sämmtliches Gepäck aufzuladen, und ein paar Stunden später sprengte Jäggi mit den nöthigen Pferden daher. Um 9 Uhr waren wir im Sattel und setzten uns unter Jäggi's Führung in Marsch. Der Weg zu seiner 10 Legoas entfernten Plantage war auch der unserige.

Der Weg verlässt bei São Fidelis das Ufer der Parahyba. Nach $1\frac{1}{2}$ Legoas erreicht er den Rio grande (einen südlichen Zufluss der Parahyba), der mittels einer Balsa passirt wird,

nähert sich wieder dem südlichen Stromufer und setzt sich längs desselben bis Aldea da Pedra fort. Bei hohem Wasserstande der Parahyba liegt der Weg grösstentheils unter Wasser und ist dann beinahe nicht zu passiren. Wir fanden ihn schon in elendem Zustande, sodass sich die armen Maulthiere der vielen mit Kaffee uns entgegenkommenden Tropas unter ihren Lasten furchtbar abmühen mussten. Die unverantwortliche Vernachlässigung so wichtiger Verbindungen mit reichen Agriculturdistricten wirft auf den Culturzustand Brasiliens ein grelles Streiflicht.

Der Strom ist, solange wir ihm folgten, sehr breit, mit zahllosen Inselchen bedeckt und bildet eine Menge Cachoeiras. Unter diesem Ausdrucke versteht man in Brasilien theils Stromschnellen, theils wirkliche Wasserfälle. Sie kommen in allen brasilianischen Strömen weit häufiger vor als in europäischen, und bieten einer regelmässigen Schiffahrt die grössten, oft geradezu unüberwindbare Hindernisse. Die berühmteste Cachoeira Brasiliens ist die von Paulo Affonso des gewaltigen Rio de São Francisco, 57 Legoas vor seiner Einmündung in den Atlantischen Ocean.

Ich habe die Parahyba nicht bei sehr hohem Wasserstande gesehen, bei dem sie allerdings unter vielen Beschwerden für Canots schiffbar sein soll. Sie war aber doch an diesem Tage bedeutend angeschwollen, da sie, wie schon bemerkt, in 24 Stunden über 5 Schuh gestiegen war; ihre Beschiffung wäre aber selbst für die waghalsigsten Indianer unmöglich gewesen.

Gegen 3 Uhr nachmittags erreichten wir das 7 Legoas von São Fidelis entfernte, auf einer circa 80—100 Fuss über der Parahyba auf einer Ebene gelegene Dorf „Aldea da Pedra“ und machten bei einer grossen Venda für kurze Zeit halt, um einige Erfrischungen zu geniessen. Der Besitzer dieses für die Povoação bedeutenden Kramerladens ist aus dem Canton Neuchâtel und gilt in der ganzen Gegend für einen reichen, aber geizigen Mann. Mein Begleiter urtheilte günstiger über ihn, sprach aber die Befürchtung aus, dass ihm einmal ein Leides geschehen könne, da er nur einen kleinen Jungen als einzigen

Gehülfen und Gesellschafter bei sich in seiner Wohnung hatte. Und wenn er bei Lebzeiten nicht beraubt wird, fügte er hinzu, so wird er es sicher nach seinem Tode, denn wenn die hiesigen Behörden seine Hinterlassenschaft zu ordnen bekommen, so brauchen seine Erben in der Schweiz kein Postporto auszugeben, um ihren Antheil zu reclamiren.

São José de Leonissa da Aldeá da Pedra wurde auf Befehl des letzten Vicekönigs von Brasilien, des Grafen von Arcos, im Jahre 1808 durch den Kapuzinermissionar Fr. Thomas de Civitta Castella gegründet, um durch eine Niederlassung weisser Bevölkerung der nahe gelegenen Aldea Santa José de Dom Marcos, in der einige Jahre früher durch F. Angelo Maria de Luca eine Anzahl Coroados- und Coroposindianer sesshaft gemacht worden waren, mehr Schutz zu gewähren. Sie halfen beim Bau der Kirche mit, und dies war, wie mir scheint, die einzige nützliche Beschäftigung, der sie sich seit fünf Jahrzehnten unterzogen haben. Die Kirche wurde aber so schlecht gebaut, dass sie sich schon nach einigen und zwanzig Jahren im traurigsten Zustande befand, und der Nachfolger von Fr. Thomas, der würdige Missionar Fr. Florido de Castelli, musste mit einer geringen Provinzialunterstützung und milden Beiträgen einen fast gänzlichen Umbau derselben vornehmen. Das Leben von Fr. Florido zeichnete sich durch die aufopferndste Hingebung und die rastloseste Thätigkeit zum Besten der Indianer aus. Nicht so günstig lauten die Urtheile über seinen Nachfolger Fr. Rafael, der gegenwärtig als Missionar in Aldea da Pedra functionirt. Ich hätte bei ihm gern genaue Erkundigungen über die sesshaften Indianer eingezogen, erfuhr aber zu meinem Leidwesen, dass er schon seit mehrern Tagen abwesend sei.

Eine kleine Legoa hinter dem Dorfe liegen neben der Strasse eine Anzahl elender Ranchos der Indianer. Bei keinem bemerkte ich irgendeine Cultur; ich ritt bei mehrern vor und fand überall die Bewohner in stupidem Nichtsthun, aber doch gleich bereit, mich anzubetteln. Allgemein wurde das ungünstigste Urtheil über sie gefällt. Sie sollen faul, namenlos unreinlich und diebisch sein und jeden Vintem, den sie sich

auf die eine oder andere Weise erwerben, sogleich versaufen. [1])

Die gänzliche Demoralisation und die viehische Verkommenheit dieser Indianer sind vorzüglich Schuld der Missionare, die zuweilen nicht den geringsten Begriff ihrer Aufgabe haben. Zu allen Zeiten und in allen Gegenden sind die Kapuziner die schlechtesten Missionare gewesen, nirgends haben sie Erfolge aufzuweisen, wie sie andere Orden erreicht haben, selbst nicht einmal wie die übrigen Brüderschaften des Franciscanerordens, die sich ebenfalls mit der Katechese der wilden Indianer beschäftigthaben. [2])

Prinz Maximilian zu Neuwied traf bei seiner Reise (1816) die Coroados- und Coroposindianer bei São Fidelis ansässig; dem Orte gegenüber, am nördlichen Ufer der Parahyba, eine Horde von Puris. Gegenwärtig sind um São Fidelis herum kaum noch reine Indianer zu finden; nach Norberto de Souza waren 1842 dort nur noch 32 Individuen, 9 Männer und 23 Weiber. Auch die Indianer von Aldea da Pedra werden in nicht gar ferner Zeit auf ein Minimum reducirt sein, denn es geschieht durchaus nichts, um neue Familien sesshaft zu machen, und die jetzigen werden theils aussterben, theils mit andern farbigen sich vermischen.

Bei Aldea da Pedra wird die Verbindung mit dem nördlichen Ufer der Parahyba durch Canots unterhalten. Will man Thiere über den breiten Strom setzen, so lässt man sie zuerst bis zu der mitten im Strome gelegenen Insel N^{a}. Senhora schwimmen, dort ein paar Stunden rasten und dann erst die zweite

[1]) Nach Norberto de Souza betrug, amtlichen Ausweisen vom Jahre 1842 zufolge, damals die Anzahl der Coroposindianer 30 Familien, die der Coroados 226 Individuen (106 männliche, 120 weibliche). Ihre Ansiedelungen bestehen in einer halben Quadratlegoa Land an der Parahyba, vom Thale „Agoa preta" oder „Jacob" bis zur Barra do Ribeirão das Areas.

[2]) Die vier erwähnten italienischen Mönche Fr. Angelo de Luca, Fr. Victorio Cambiasca, Fr. Thomas de Civitta Castella und Fr. Florido de Castelli machen von dieser Regel eine sehr ehrenvolle Ausnahme, die ich um so lieber hier hervorhebe, als die gegenwärtig in Brasilien weilenden tirolischen Kapuziner gerade das Gegentheil ihrer ebengenannten ausgezeichneten Ordensbrüder sind.

Abtheilung die Parahyba durchschwimmen. Nur ausnahmsweise wagt man es, sehr kräftige und gewohnte Thiere die Tour ohne Rast zurücklegen zu lassen.

Bei Guarapary, Benevente und vorzüglich bei Rio novo müssen die Thiere eine grössere Entfernung schwimmend zurücklegen als hier, aber dort haben sie keine ihre Kräfte so sehr erschöpfende Strömung zu überwinden. Am nördlichen Ufer liegen mehrere Fazendas, deren Besitzer sich fast ausschliesslich mit dem Export von Nutzhölzern beschäftigen. Zum Fällen der Bäume und dem Transport der Blöcke bedienen sie sich hauptsächlich der Puris. Diese haben insoweit einen Anstrich von Civilisation, als sie sich zu diesen rohen Arbeiten verwenden lassen. Die Horden sind jedoch nicht sesshaft, sondern ziehen sich zuweilen tiefer in den Wald zurück und leben dort ausschliesslich der Jagd und dem Fischfange. Die Angewöhnung an europäische Bedürfnisse bringt sie aber gewöhnlich nach einigen Wochen wieder zu den Fazendas zurück. Für ihre fernere Civilisation geschieht indessen absolut nichts. Zuweilen wird ein Indianermädchen Concubine eines Fazendeiro oder eines andern in der Gegend ansässigen Mannes, was aber natürlich ohne Rückwirkung auf die Horde bleibt. Da, wo jetzt in den Wäldern Nutzhölzer geschlagen werden, entstehen in einigen Jahren Felder und Weiden, und sowie die Cultur allmählich in den Urwald vordringt, müssen die herumschweifenden Indianer zurückweichen, und da diess von der ganzen Peripherie der von ihnen bewohnten Districte, wenn auch nur sehr langsam, doch unaufhaltsam geschieht, sich also der um sie gezogene Kreis mehr und mehr verengt, so gehen sie dem unausbleiblichen Schicksale der Vernichtung oder Unterwerfung entgegen. Die Zeit, in der dies geschehen wird, lässt sich natürlich nicht einmal annäherungsweise bestimmen; wohl aber lässt sich mit Sicherheit voraussagen, dass die wilden Indianer binnen wenigen Jahrzehnten ganz aus der Provinz Rio de Janeiro herausgedrängt sein und in der Provinz Espiritu Santo eine Zuflucht suchen werden. Wie lange sie sich dort halten werden, hängt ganz von der Bevölkerungszunahme dieser Provinz ab. Diese ist in den jüngstverflossenen Decennien

theils durch Colonisation, theils durch Einwanderung aus andern Provinzen eine ziemlich bedeutende gewesen und wird voraussichtlich in Zukunft eine noch grössere sein und dadurch das freie Indianerterritorium stets mehr eingeengt werden. Die Tage der Unabhängigkeit der Puris sind gezählt. Wohin sie sich wenden, so treffen sie auf viel stärkere feindliche Stämme, und wollen sie nicht in einem Exterminationskriege mit ihnen unterliegen, so bleibt ihnen nichts übrig, als sich unter den Schutz der civilisirten Bevölkerung zu begeben und sich unter ihr sesshaft niederzulassen.

Nach zweistündigem Ritt unter anhaltendem Regen erreichten wir bei einbrechender Nacht die Fazenda „Bom fim“, wo wir ein gastliches Dach fanden. Die Besitzung gehört einem gewissen Heckedorn aus dem Canton Solothurn und ist noch ziemlich jungen Ursprungs. Am folgenden Morgen ritten wir nach der nur $1/2$ Legoa entfernten Fazenda „Palmital do Corrego d'Anta“, ebenfalls einem Schweizer angehörend, der hier seit langen Jahren in misanthropischer Abgeschiedenheit als Junggeselle haust. Ein anhaltender, heftiger Regen, von einer plötzlichen ausserordentlichen Abkühlung der Atmosphäre begleitet, hielt uns den ganzen Tag hier an das unwohnliche Zimmer gebannt. Wir erreichten aber doch den Hauptzweck unsers Besuches, nämlich frische Thiere zur Fortsetzung der Reise zu erhalten. Am folgenden Morgen holte uns Jäggi ab, um auch seine ganz nahe gelegene Fazenda „Palmital de São José“ zu besuchen. Hier war unterdessen auch unser durch den Tropeiro von São Fidelis befördertes Gepäck angekommen. Nach einem einfachen Frühstücke setzten wir um 12 Uhr unsere Reise, noch eine Strecke weit von unserm etwas derben Wirthe begleitet, fort. Er hatte mir, seit ich ihn in São Fidelis kennen lernte, wesentliche Dienste geleistet und hatte sich, obgleich mir der wahre Grund seiner grossen Dienstwilligkeit bald klar geworden war, doch vollen Anspruch auf meine Dankbarkeit erworben.

Der heutige Weg führte uns durch eine im ganzen sehr gut cultivirte Gegend, bei manchen reichen Fazendas vorbei, in denen schwunghafte Kaffeecultur getrieben wird. Ich fand durchaus

die Kaffeeberge weit weniger gut unterhalten und gepflegt, als jene, welche ich einige Monate früher in den Plantagen der Kaffeedistricte der Provinz São Paulo gesehen hatte. Das Nämliche kann ich von der Strasse sagen, die in dem jämmerlichsten Zustande war. Um 7 Uhr abends machten wir in einer Fazenda halt, deren Namen mir entfallen ist. Sie gehört drei Brüdern von jenem Heckedorn auf Bom fim, bei dem wir zwei Tage früher übernachtet hatten. Zwei von ihnen sind Junggesellen, der dritte ist mit der Tochter eines Schweizers verheirathet. Es sind anspruchslose Leute, die treu die schlichten heimatlichen Sitten bewahrt haben und hier inmitten ihrer Neger, deren die Fazenda über 70 zählt, ein durchaus patriarchalisches Leben führen. Sie arbeiten mit ihren Sklaven auf dem Felde, verrichten mit ihnen gemeinschaftlich das Morgen- und Abendgebet und sorgen für sie, wie es wol kaum auf einer andern Fazenda in so humanem, brüderlichem Sinne geschieht. Der Vater dieser Heckedorn gehörte zu den Schweizern, die im Jahre 1819 unter König Dom João VI. nach Brasilien auswanderten und die Colonie Novo Friburgo gründeten. Ich werde später Gelegenheit haben, von diesem verunglückten Unternehmen zu sprechen, und bemerke hier nur, dass eine grosse Anzahl der Colonisten ihre dortigen Ländereien aufgab, wärmere und fruchtbarere Gegenden aufsuchte und sich zum Theil zwischen Cantagallo und Aldea da Pedra niederliess. Hier arbeiteten sie, von Klima und Boden mehr begünstigt, unverdrossen vorwärts und viele von ihnen wurden wohlhabende Fazendeiros.

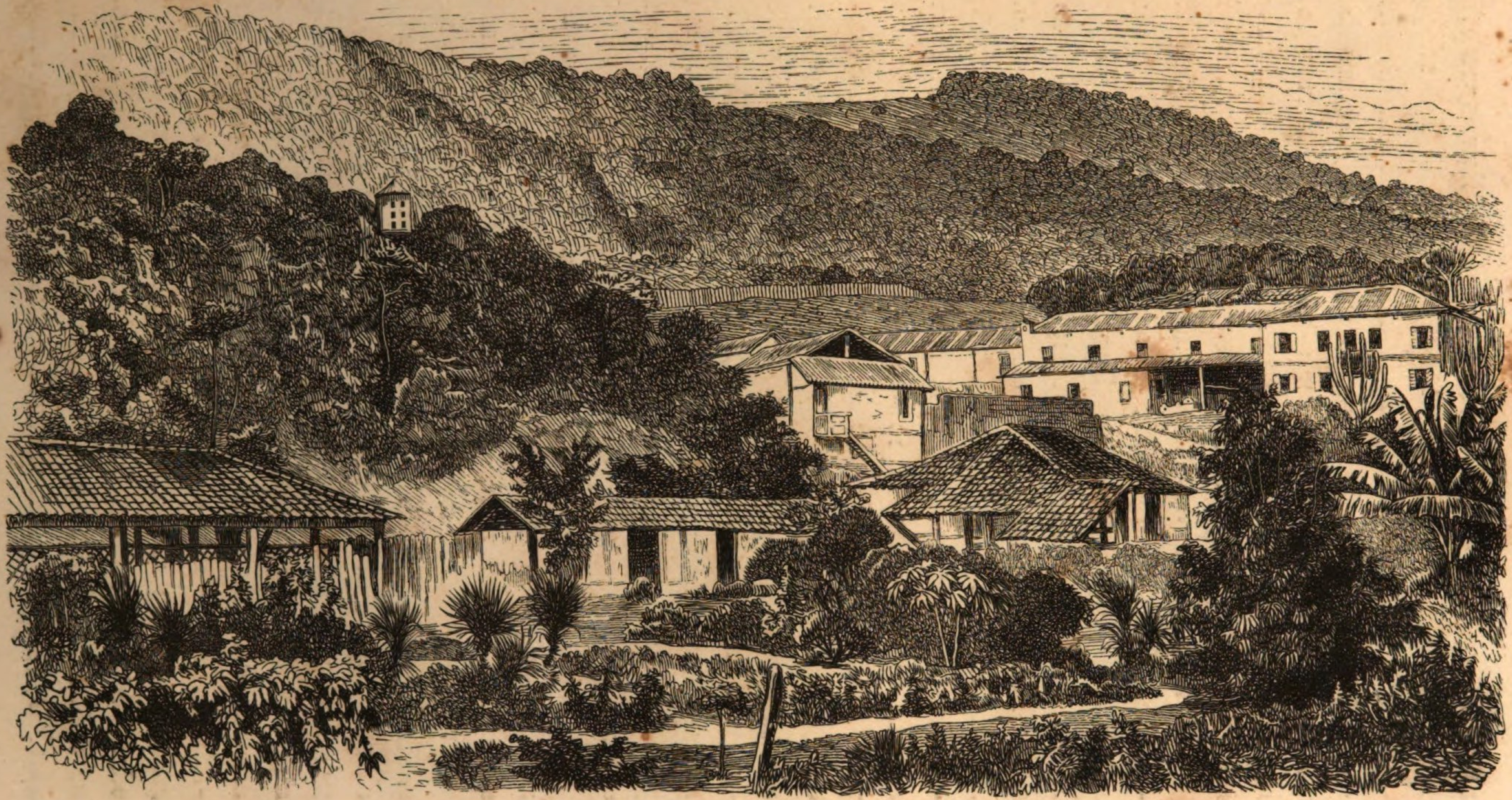
Da seit der Gründung der Colonie Neu-Freiburg bereits über 40 Jahre verflossen sind, so ist die Mehrzahl der damals ausgewanderten Familienväter gestorben. Einen der wenigen Ueberlebenden traf ich auf dieser Fazenda, einen Greis von 84 Jahren, Xaver Wermelinger aus Willisau im Canton Luzern. Er erzählte mir, wie er, als Drechslergeselle von seiner Wanderschaft nach Hause zurückgekehrt, eines Nachts geträumt habe, er werde in Amerika grosses Glück machen. Von nun an habe ihn der Gedanke nicht mehr verlassen, das verheissene Glück zu suchen, und als in der Schweiz Auswanderer für die Colonie

Neu-Freiburg geworben wurden, sei er einer der ersten gewesen, mit Weib und Kind dem Rufe zu folgen. In den ersten 12 bis 15 Jahren habe er sich freilich sehr enttäuscht gefunden, viel Elend und Kummer ausgestanden, dann aber habe sich seine Lage gebessert und schliesslich sei auch sein Traum in Erfüllung gegangen, denn nun lebe er seit einer Reihe von Jahren vollkommen zufrieden und glücklich. Seine Tochter war mit Heckedorn verheirathet und pflegte mit zärtlicher Sorgfalt ihren alten schwachen Vater. Er hatte 46 Kinder und Enkel.

Am folgenden Morgen führte uns der Weg fast ununterbrochen durch eine sehr cultivirte Landschaft, bei zahlreichen Kaffeeplantagen vorüber. Zwei von ihnen machten mir einen besonders angenehmen Eindruck, die eine von ihnen heisst, wenn ich nicht irre, São José, die andere Gavião, beide dem Baron von Neu-Freiburg gehörend; letztere zeichnet sich durch ihr stattliches, mit einem Porticus geschmücktes Wohnhaus aus. Ein vierstündiger Ritt brachte uns zur Fazenda N^a^. S^a^. da Conceição do Rio Negro des Herrn H. Dietrich. Hier verlebte ich im gemüthlichen Kreise einer liebenswürdigen Familie und im täglichen Umgange mit vielseitig gebildeten Männern mehrere Tage, die für mich zu den angenehmsten Erinnerungen dieser Reise zählen.

Da wir uns hier inmitten eines der bedeutendsten Kaffeedistricte Brasiliens befinden, so will ich die Gelegenheit zu einigen Mittheilungen über den Kaffee, der im brasilianischen Staatshaushalte ein so sehr hervorragende Rolle spielt, ergreifen.

Um neue Kaffeepflanzungen anzulegen, wählt man am vortheilhaftesten eine zu diesem Zwecke niedergebrannte Urwaldstrecke (Roça) und gibt einer hügeligen Lage im allgemeinen den Vorzug vor einer ganz ebenen. Die jungen Pflanzen werden meistens auf ziemlich schattigen Beeten aus Kaffeebohnen, die von den Bäumen gefallen sind, gezogen. Der Same verliert seine Keimkraft ausserordentlich schnell und muss deshalb fast unmittelbar vom Baume unter die Erde kommen, um sich sicher zu entwickeln. Wenn die jungen Pflanzen 10—15 Zoll hoch sind, werden sie sorgfältig mit der Erde ausgehoben und an



Zu III, 106.

Fazenda Nª Sª da Conceição do Rio Negro.

ihren künftigen Standort 6—8 Fuss auseinander reihenweise, am besten im Quincunx gesetzt. Um den jungen Pflanzen den nöthigen Schutz zu geben, pflegt man, wenigstens im ersten Jahre, Maiskörner zwischen sie zu stecken. Die Kaffeepflanzung (Cafeal) muss soviel wie möglich unkrautrein gehalten werden



Eine Roça.

und zu diesem Zwecke wenigstens dreimal jährlich gejätet und gehauen (capinar) werden. In der Provinz São Paulo geschieht dies vier-, auf manchen Fazendas sogar fünfmal jährlich. Im dritten Jahre (zuweilen schon im zweiten) blüht der Kaffeebaum und setzt die ersten Früchte an, den Vollertrag gibt er aber erst von sechsten Jahre an.

Die Blüten stehen quirlförmig am Ansatzpunkte von je zwei Blättern und entwickeln sich successive von der Basis der Zweige gegen die Spitze zu. Sie sind weiss und hauchen einen überaus lieblichen Wohlgeruch aus. Jede einzelne Blüte dauert nur 24 Stunden und wird dann durch die aus ihr sich entwickelnde kleine grüne Frucht ersetzt. Von der Blüte bis zur vollendeten Reife braucht diese Frucht durchschnittlich 22—26 Wochen. Die ersten drei Monate ist sie grün, dann wird sie weisslich, dann

gelb und endlich roth und sieht unsern rothen Kirschen sehr ähnlich. Der Geschmack des den Doppelkern umgebenden Fleisches ist fade süss. Da sich, wie schon bemerkt, die Blüten nicht gleichzeitig entwickeln, so dauert auch die Ernte, dem entsprechend, 3—4 Monate lang.



Kaffeezweig.

Die reifen, fast stiellosen Bohnen werden vorsichtig gepflückt, in Körbe gesammelt, und auf Haufen ausgeschüttet, die dann mit Ochsenkarren nach der Fazenda transportirt werden, wo sie, je nach der Qualität, die man aus ihnen gewinnen will, eine verschiedene Behandlung erfahren. Die gewöhnlichste Art, die

Bohnen von ihrem Fruchtfleisch zu befreien, ist die, dass man sie auf einer zu diesem Zwecke hergerichteten Tenne (terreiro) im Freien einige Zoll hoch aufschüttet und täglich mehreremal durchschaufelt, bis sie trocken sind. Dann kommen sie in eine Stampfmühle, in der die eingetrockneten Hülsen gebrochen und entfernt, und zuletzt in eine Staubmühle, in der die Bohnen vollkommen gereinigt werden. Bei sorgfältigerer Behandlung lässt man die frischen Bohnen entweder vorerst in Wasser quellen oder sogleich durch zwei Reibcylinder, die das Fruchtfleisch zerquetschen und grösstentheils von den Bohnen entfernen, durchgehen, diese in einen grossen Wasserbehälter fallen und hier noch einige Stunden erweichen, um den an ihnen klebenden Schleim aufzulösen. Hierauf wäscht man sie nochmals in reinem Wasser und bringt sie auf den Trockenplatz, wo sie sorgfältig gedörrt werden. Ist dies geschehen, so lässt man die Bohnen nochmals zwischen feinern Walzen durchgehen, um die übriggebliebenen eingetrockneten Fleischtheile bis auf die Pergamenthaut (eigentliche Fruchthaut) zu entfernen; nach nochmaligem Dörren durch künstliche oder Sonnenwärme werden die Bohnen in ein Stampfwerk gebracht, hier von der Pergamenthaut befreit und in einer Staub- oder Putzmühle vollends gereinigt. Zwischen der einfachen und dieser complicirten Trocknungsart gibt es eine Menge von Modificationen, je nachdem der Fazendeiro grössere oder geringere Sorgfalt auf die Behandlung des Kaffees legen will, oder je nach der Intelligenz, den Kräften und dem Betriebskapital, womit er arbeitet. Der gereinigte Kaffee wird in Säcken von 5 Arrobas (à 32 Pfund) oder 160 Pfund in den Handel gebracht.

Dies die Cultur und Behandlung des Kaffees in allgemeinen Zügen; wir wollen nun die einzelnen Momente näher betrachten.

In Brasilien werden die Kaffeepflanzungen in der Regel in frisch gebranntem Urwalde angelegt, weil sie eine grosse Bodenkraft verlangen. Sie erschöpfen den Boden aber auch so sehr, dass sie, wenn die Bäume nicht mehr tragen, ihrem Schicksale überlassen werden und dann bald von Unkraut und rasch heranwachsenden Gebüschen erstickt werden. Nach der allgemeinen

Versicherung der Fazendeiros wäre es eine durchaus undankbare Arbeit, alte Kaffeepflanzungen auszurotten, um den nämlichen Platz für andere Culturen zu benutzen. Dies geschieht erst nach einer langen Reihe von Jahren, wenn auf der einstigen Pflanzung Wald (capoeira) nachgewachsen ist und dieser von neuem niedergebrannt wurde. In solchen Capoeiras bemerkt man zuweilen einzelne starke Kaffeebäume eingesprengt, die sich schon von fern durch ihre eigenthümliche Form und ihre tiefdunkelgrüne Belaubung auszeichnen. Es sind entweder lebenszähe Individuen, die den Untergang ihrer Gefährten überdauert haben, oder aus ausgefallenem Samen unter besonders günstigen Bedingungen emporgewachsene Bäume. Man benutzt nur ausnahmsweise eine niedergebrannte Capoeira da, wo früher eine Kaffeepflanzung stand, wiederum zu einer solchen, da sie begreiflich nicht mehr den hohen Ertrag liefert wie eine im jungfräulichen Boden gepflanzte.

Aehnlich wie für den Weinstock zieht man auch für den Kaffeestrauch eine hügelige Lage vor. Werden Pflanzungen in der Ebene angelegt, so sind sehr feuchte Stellen zu vermeiden. Es ist eine durch ganz Brasilien bestätigte Beobachtung, dass der Kaffee von hügeliger und trockener Lage der bessere ist. Die kältern *südlichen* Abhänge werden von den Fazendeiros „a parte norvega“ genannt. Der Ausdruck ist von Portugal herübergekommen, wo die parte norvega den Nordabhang des Weinbergs bezeichnet. Während die Blütezeit des Kaffeebaums in günstigen Lagen, im District Cantagallo z. B., vom September bis December und die Ernte vom April bis Juli fällt, so blüht der Kaffee in den partes norvegas vom Februar bis April und die Ernte beginnt zu Anfang der Regenzeit im October. Dieser Kaffee heisst daher auch Cafe das agoas (Regenkaffee) und ist bei seiner fernern Behandlung dem Verderben leicht ausgesetzt und immer weniger geschätzt als der andere.

Der Einfluss des Bodens ist auf die Qualität des Kaffees sehr bedeutend. Dr. Th. Peckolt in Cantagallo theilte mir mit, dass er die vergleichenden Analysen von drei Sorten von Kaffee machte, nämlich 1. von Bäumen auf Kalkboden, 2. von Bäumen

auf Gneisboden und 3. von Bäumen von stark quarzhaltigem Boden. Der Gehalt des Kaffeïns verhielt sich in je 100 Grammen, bei 100° C., getrocknet folgendermassen:

Von Nr. 1 0,954 Grm. Kaffeïn.
„ Nr. 2 0,548 „ „
„ Nr. 3 0,958 „ „

Der Kaffeebaum bedarf zu seiner Entwickelung keiner sehr hohen Wärme. Er gedeiht noch vortrefflich bei einer mittlern Wintertemperatur von + 10° R.; das Thermometer darf aber nicht anhaltend auf wenigen Graden über dem Gefrierpunkte stehen. Nachtfröste, wie sie in der Provinz São Paulo nicht selten eintreten, tödten zwar den ausgewachsenen Kaffeestrauch nicht, sind ihm aber insofern sehr nachtheilig, als die zarten Fruchtzweige erfrieren. Ganz junge Pflanzungen gehen bei wiederholten Frösten ganz zu Grunde. Es ist eine in allen Ländern, in denen Kaffeecultur getrieben wird, beobachtete Thatsache, dass Kaffeepflanzungen in der Nähe der Meeresküste sehr schlecht gedeihen und dass ihnen insbesondere mit Salztheilen geschwängerte Seewinde absolut schädlich sind.

Der Kaffeebaum hat eine strauchartig pyramidale Form, da seine Verästelungen nahe am Boden beginnen. In vielen Gegenden wird er gegipfelt, um seine Entwickelung in die Breite zu befördern, denn es liegt sehr viel daran, dass seine Früchte leicht vom Boden aus oder nur mit Beihülfe einer niedern Treppe gepflückt werden können. In den Kaffeebergen sind die Bäume durchschnittlich 6—8 Fuss hoch. Ich habe wiederholt in Gärten einzeln stehende Kaffeebäume von 40—50 Fuss Höhe gesehen. Solche Exemplare sind mehr Zier- als Nutzbäume, denn das Pflücken kann bei dieser Höhe nur mittels Doppelleiter geschehen oder man muss sie zum Nachtheil des Baumes abschlagen oder warten, bis sie überreif von selbst abfallen.

Mit 4 Jahren gibt der Kaffeeberg schon einen nennenswerthen Ertrag. Die reichsten Ernten liefert er im Alter von 7—18 Jahren, von da an vermindern sie sich und bei 24 bis 26 Jahren betragen sie unter günstigen Verhältnissen kaum noch die Hälfte der frühern Jahre. In manchen Gegenden müssen

25jährige Kaffeeberge schon ihrem Schicksale überlassen werden, in andern geben sie noch 10—12 Jahre länger ein Erträgniss, das ihre Pflege lohnt. Ich habe in der Provinz Rio de Janeiro einen Kaffeeberg von 44 Jahren gesehen, in dem noch Kaffee gepflückt wurde, er bot aber wirklich ein trauriges Bild von Altersschwäche dar.

Ziemlich allgemein wird der Kaffeebaum in einem gewissen Alter, wenn sich sein Ertrag schon sehr vermindert hat, ähnlich wie wir es zuweilen bei Obstbäumen machen, bis auf wenige Zugäste zurückgestutzt (podado). Er treibt wieder kräftig aus und bringt einige Jahre lang Mittelernten, erreicht aber nie mehr den Ertrag des jugendlichen Alters.

Das Holz alter Kaffeebäume ist werthlos, denn es taugt selbst zum Brennen nicht viel. Aus jungen Kaffeebäumchen werden zuweilen Spazierstöcke geschnitten, aber höchstens als Cabinetsstücke, da sie beim geringsten Schlage gegen harte Körper wie Glas zerspringen.

Der Kaffeebaum trägt, wie viele unserer Kernobstsorten, nur jedes zweite Jahr reichlich. Da auf grossen Fazendas immer Kaffeeberge verschiedenen Alters sind und also die Sträucher in dem einen reichlich Früchte ansetzen, während sie in einem andern ausruhen, so gleicht sich der Ertragswechsel im allgemeinen Ernteresultat einer Plantage so ziemlich aus. Einen mächtigen Einfluss auf den Ernteertrag üben die Witterungsverhältnisse aus. Anhaltende Dürre, aussergewöhnlich lange andauernde Regen, heftige Südwinde, Fröste, Nebel u. s. f. beeinträchtigen sie ausserordentlich, sodass oft eine nach dem gewöhnlichen Turnus sehr gute Ernte eine absolut schlechte wird. Auf den 11 Fazendas des Barons von Neu-Freiburg, im District Cantagallo, wurde die Ernte des Jahres 1861 z. B. nur auf $^2/_7$ von der des Vorjahres geschätzt; in der ganzen Provinz Rio de Janeiro war mit wenigen Ausnahmen das Verhältniss ein ähnliches.

Nach sehr sorgfältigen Erkundigungen, die ich über das Kaffeebautreiben der Provinzen Brasiliens eingezogen habe, ist der durchschnittliche Ertrag eines Kaffeebaumes von 6—20 Jahren auf *zwei* Pfund gereinigten Kaffee zu veranschlagen, im Alter von

7—18 Jahren auf $2^1/_4$ Pfund. Auf der Plantage eines mir befreundeten Fazendeiro hat ein Kaffeeberg mit 45000 Bäumen im Alter von 13 Jahren fast 6000 Arrobas Kaffee gegeben, also $4^1/_4$ Pfund per Baum, im folgenden Jahre war das Erträgniss nur 700 Arrobas, also $^1/_2$ Pfund per Baum.

Der hier für Brasilien angenommene Durchschnittsertrag von 2 Pfund per Baum stimmt so ziemlich genau mit dem für Surinam, Santo-Domingo, Jamaica und Bourbon berechneten überein. Ich brauche wol kaum zu bemerken, dass das Erträgniss von Kaffeebäumen, die vereinzelt in Gärten gezogen, ein weit grösseres, ausnahmsweise ein ganz ausserordentliches ist; so stand auf der Fazenda das duas Barras de Itapemirim des Pedro Dias ein Kaffeebaum, der im Alter von 8—20 Jahren in jedem zweiten Jahre eine Ernte von 30—36 Pfund gereinigten Kaffees lieferte.

Die folgenden Angaben, die ich der Güte eines der intelligentesten Fazendeiros des Districts Cantagallo verdanke, geben eine klare Einsicht in die Ernteverhältnisse des Kaffeebaums und die zur Ernte verwendeten Arbeiterkräfte:

Jahre	Durchschnittliche Zahl der in Ertrag stehenden Bäume	Durchschnittsernte in Arrobas zu 32 Pfd.	Durchschnittsernte per Baum	Durchschnittszahl der in der Roça arbeitenden Neger	Durchschnittszahl der auf jeden Roçaneger entfallenden Kaffeebäume	Durchschnittsernte per jeden Roçaneger
1847—1850	72000	4603	1,9 Pfd.	34	3934	135 Arrobas
1851—1854	123750	6908	1,78 „	38	3790	182 „
1855—1860	125200	6172	1,75 „	45	3811	137 „

Zu bemerken ist, dass die erste Periode von 1847—50 im Durchschnitt per Kaffeebaum das günstigste Resultat lieferte, da von den 72000 im Ertrage gerechneten Bäumen nur wenige zu junge oder zu alte waren. Die dritte Periode von 1855—60 gab das schlechteste Verhältniss, weil nicht wie gewöhnlich eine sehr gute und eine sehr schlechte Ernte abwechselten, sondern in den sie umfassenden 6 Jahren zwei sehr gute, eine kaum mittelmässige und drei schlechte Ernten enthalten sind. In den im Ertrag stehenden Bäumen sind alle von 4 Jahren an, sogar die gestutzten, sobald sie wieder Ertrag gaben, eingerechnet. In der durch-

schnittlichen Anzahl der Roçaneger sind nur diejenigen gezählt, die wirklich im Kaffeeberge gearbeitet haben, eingeschlossen die Wagenführer, nicht aber die mit der weitern Behandlung der Kaffeebohnen in der Fazenda beschäftigten.

Im Jahre 1860 trat in einigen Fazendas eine, wie man glaubte, bisher unbekannte Krankheit auf und rief einen panischen Schrecken in der Provinz Rio de Janeiro hervor, denn sie verbreitete sich mit erstaunlicher Schnelligkeit von Plantage zu Plantage. Die Blätter der Kaffeebäume wurden fleckig, gelb, braunschwarz und fielen ab. Die entblätterten Bäume belaubten sich zwar wieder, die jungen Blätter wurden aber ebenfalls wieder zerstört und dadurch kamen die Bäume in Gefahr, an Erschöpfung zu Grunde zu gehen. Es dauerte ziemlich lange, ehe die Ursache dieser Krankheit in einem Insekt gefunden wurde, welches sich im Parenchym der Blätter entwickelt und dasselbe zerstört.

Die kaiserliche Regierung setzte nun eine Commission nieder, um die Sache zu untersuchen und Vorschläge zur Abhülfe zu machen; sie richtete aber aus Mangel an hinreichenden naturhistorischen Kenntnissen nichts aus. In der Tagespresse förderten Dilettanten und Laien viel Albernes zu Tage.

Die „Commissão investigadora da causa do mal que ataca os Cafezeiros“ (so lautet der officielle Titel der Commission) richtet in einem Circular an die Fazendeiros eine Anzahl von Fragen, aus deren Beantwortung das einzige positive Factum hervorging, dass die Verwüstungen dieses Insekts an Kaffeebäumen schon längst gekannt waren, aber nie in der Ausdehnung und mit der Intensität wie im Jahre 1861.[1])

[1]) Zur Charakteristik der „wissenschaftlichen“ Commission will ich hier die neun im Circular enthaltenen Fragen wiedergeben:

1ª Ist das Insekt, welches die Kaffeebäume verwüstet, schon lange in dem District, in dem Sie Ihre Fazenda besitzen, bekannt?

2ª Hat das Insekt zu irgendeiner Zeit die Kaffeebäume mit solcher Intensität ergriffen wie jetzt?

3ª Können Sie die Formen dieses Insektes beschreiben und einige Beobachtungen über die Verwüstungen, die es macht, mittheilen?

Das Insekt, das nicht nur in Brasilien, sondern auch in Westindien vorkommt, wurde zuerst von Guérin in der „Revue zoologique", 1842, S. 126, erwähnt und als Cemiostoma (olim Elachista) coffeella genau beschrieben. Später behandelte es Stainton in „Entomologists weekl. Intelligencer" (Tom. 9, p. 110) von 1861. Ein der brasilianischen Art sehr ähnlicher Schmetterling verwüstet auch auf Ceylon die Kaffeebäume; Motschulsky hat sie in seinen „Études entomologiques" 1859 als Gracilaria coffeifoliella beschrieben.

Es handelt sich also in Brasilien nicht um eine besondere *Krankheit* des Kaffeebaums, wie bei den Kartoffeln oder dem Weinstocke in Europa, die bekanntlich in der Entwickelung parasitischer Pilze besteht, sondern einfach um eine Invasion von Insekten. Begreiflicherweise ist es auch viel schwieriger, einer solchen zu steuern, als der weitern Verbreitung eines Pilzes Einhalt zu thun. Durch rechtzeitiges Abschneiden der angegriffenen Blätter kann die Krankheitsursache bei den Kartoffeln entfernt, durch Schwefelung das Oidium Turkeri der Reben zerstört werden, aber die Kaffeeplantagen vor dem Einfalle der eierlegenden Schmetterlinge zu schützen, ist wol unmöglich. Würde jedes Blatt, auf dem sich Spuren zeigen, dass sich Insektenlarven zu entwickeln beginnen, sogleich abgepflückt und verbrannt, so könnte

4[a] Ist bei Ihnen schon der Fall vorgekommen, dass Kaffeebäume infolge wiederholter Angriffe des Insektes zu Grunde gingen?
5[a] Haben Sie beobachtet, ob sich das Insekt in einen Schmetterling verwandelt?
6[a] Greift das Insekt blos die Blätter des Kaffeebaumes an?
7[a] Welches Urtheil bilden Sie sich über die gegenwärtige Calamität; wird sie vorübergehend sein oder länger andauern?
8[a] Welchen Ursachen schreiben Sie das gegenwärtige Auftreten des Insektes zu?
9[a] Kennen Sie irgendein Mittel, um das Uebel zu zerstören oder wenigstens für die Gegenwart zu mildern und dessen Rückkehr zu verhindern?

Dieses die höchst naiven Fragen, die die „wissenschaftliche" Commission an Landwirthe, die zum grössten Theile eine sehr tiefe Stufe der Bildung einnehmen, stellte! Die Antworten waren begreiflicherweise ebenfalls sehr charakteristisch, theils komisch, theils geradezu dummes Zeug. Ich habe der Curiosität halber eine Menge derselben aufbewahrt.

wol der Vermehrung der Insekten am meisten Abbruch geschehen, eine solche Arbeit ist jedoch auf einer Fazenda durchaus unausführbar. Die Schmetterlinge setzen ihre fast mikroskopischen Eier gewöhnlich auf der untern Seite der Blätter ab, erst wenn sich dieselben entwickeln, wird der kleine, täglich sich erweiternde gelbe Fleck sichtbar. In diesem Stadium müsste also das Blatt entfernt und zerstört werden; nun aber zeigen Millionen von Blättern fast gleichzeitig die nämliche Erscheinung, es würden also bei der grossen Ausdehnung der Kaffeeberge die Hände nicht ausreichen, diese Masse von Blättern zu beseitigen, auch wenn man sämmtliche Arbeitskräfte ausschliesslich zu diesem Zwecke verwendete. Das ist aber unmöglich, denn es müssten die Kaffeeernten oder das Bearbeiten der Kaffeeberge gänzlich vernachlässigt werden, wodurch ein ebenso grosser Schaden entstehen würde als durch das Insekt selbst. Auch wenn ein Fazendeiro mit Hintansetzung jeder andern Rücksicht seine sämmtlichen Sklaven zum Abpflücken der angegriffenen Kaffeeblätter verwenden wollte, so würde doch die Arbeit ganz fruchtlos sein, denn die Entwickelung der Larven geht erstaunlich rasch vor sich (sie dauert nach vielfachen Beobachtungen nur 10—12 Tage), und ehe $\frac{1}{10}$ der Blätter gepflückt wären, so hätten auf $\frac{9}{10}$ derselben die Larven schon ihre Metamorphose vollendet. Was würde es endlich nützen, wenn der Fazendeiro A die angegriffenen Blätter noch so sorgfältig einsammeln und zerstören liesse, wenn seine Nachbarn B und C nicht auch dasselbe thäten? Er hätte weit grössern Schaden als seine Nachbarn, denn abgesehen davon, dass der Baum durch das Entblättern durch die Neger sicherlich ebenso viel leidet, als durch die Angriffe der Larven, so hätte er seine Arbeitskräfte nutzlos verschwendet, während seine Nachbarn die ihrigen zu dringenden Plantagenarbeiten verwendeten, und schliesslich wäre der Vermehrung der Insekten nicht fühlbar Einhalt gethan.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass nur die Natur selbst im Stande ist, Abhülfe gegen diese Plage zu bringen. Bei mehrern Insektenarten hat man eine gewisse Periodicität in ihrem massenhaften Auftreten beobachtet. Nach heftigen oft jahrelang andauernden Invasionen sind sie aus ebenso unbekannten Grün-

den, wie sie erschienen, auch wieder verschwunden. Wahrscheinlich wird dies auch bei der Cemiostoma coffeella der Fall sein, möglicherweise aber bürgert sie sich in den Caffeedistricten ein und wird ähnlich wie die Wanderheuschrecken, die Maikäfer, Glanzkäfer, die Hessenfliege u. s. f. eine Geisel für den Landwirth.

Nach dem ersten Auftreten dieses Kaffeeverwüsters zu Anfange des Jahres 1861 gab man sich der Hoffnung hin, dass die kalte Jahreszeit seiner fernern Vermehrung Einhalt thun werde; sie wurde getäuscht. Im Juli schrieb man mir von Cantagallo: „Die niedliche theïnliebende Kaffeeschwester vermehrt sich trotz Regen, Kälte und der wissenschaftlichen Commission. Wir haben eine für unsere Gegend sehr empfindliche, ausserordentliche Kälte gehabt, denn das Thermometer stand nach mehrtägigem Regen einigemal nur auf + 2 ° R.; trotzdem umschwärmen die kleinen Schmetterlinge zahlreicher als je unsere Kaffeebäume.“ Als Beweis, wie bedeutend die Verwüstungen dieser Insekten waren, führe ich nur an, dass ich im September 1861 auf einer grossen Fazenda des Districtes Barra Mansa in der Provinz Rio de Janeiro in den 800000 Bäume zählenden Kaffeebergen nicht einen einzigen mit ganz gesunden Blättern fand. Ganz ähnlich verhielt es sich auf den meisten Plantagen der Provinz. Auch im folgenden Jahre (1862) war noch keine Abnahme der Insekten zu spüren. Im Mai 1862 wurde mir aus Cantagallo berichtet: „Die so schädliche Kaffeemotte hat uns einige schlechte Kaffeejahre eingetragen, scheint aber gegenwärtig im Abnehmen zu sein — wahrlich hohe Zeit für den Wohlstand unsers Districtes wie des Landes überhaupt.“ [1])

Betrachten wir nun die Manipulationen mit den Kaffeebohnen, nachdem sie gepflückt wurden, etwas genauer. Bekannt-

[1]) Einer der bedeutendsten Fazendeiros der Colonie Leopoldina (Provinz Bahia, s. Bd. II, S. 365) schrieb mir im Januar 1865: „Seit drei Jahren haben meine Kaffeernten infolge der Invasionen des nämlichen Insektes, welches durch 4—5 Jahre die Kaffeebäume der Provinzen São Paulo und Rio de Janeiro verwüstete, dort nun aber wieder verschwunden ist, eine Verminderung um mehr als die Hälfte erlitten.“ Die Motte scheint also successive sämmtliche Kaffeedistricte Brasiliens besucht zu haben.

lich gehören die ordinären Sorten des brasilianischen Kaffees (unter dem Namen Rio-Kaffee im Handel bekannt) zu den geringsten Kaffeesorten, denn sie haben meistens einen eigenthümlichen sehr scharfen, widerlichen, beinahe ekelerregenden Beigeschmack. [1]) Er ist eine Folge der rohen Behandlung der Bohnen und kommt nur bei dem Kaffee vor, bei dem man, wie oben angeführt, die fleischigen Theile der Frucht auf dem Trockenplatze über der Bohne eintrocknen lässt und nachher durch Stampfen davon befreit. Er findet sich nicht bei den Bohnen, von denen man die frische Pulpa mittels Maschinen entfernt und die man wäscht, ehe sie getrocknet werden. Dieser Kaffee kommt im Handel unter dem Namen gewaschener Kaffee (Cafe lavado) vor; er ist viel geschätzter und wird auch theurer bezahlt. Da er viel mehr Arbeit und kostspielige Maschinen erheischt, so wird er fast nur auf grossen Plantagen bereitet. Der kleinere Fazendeiro, der nur über geringe Arbeitskräfte und wenig Kapital disponiren kann, bleibt bei der primitiven Behandlungsweise, denn er findet auch für sein Product stets willige Abnehmer.

Aus dem zuckerhaltigen, saftigen Fleische der Kaffeebohne kann ein wohlschmeckender Branntwein bereitet werden. Es geschieht aber nicht häufig, denn es scheint, dass der Gewinn nicht in richtigem Verhältniss zu den dazu nöthigen Auslagen für Maschinen und Arbeit steht. Die möglichst vollständige Ausnutzung von Naturproducten findet ja nur in sehr gut cultivirten und dicht bevölkerten Ländern statt.

Die Trockenplätze (Terreiros) sind meistens etwas schief gelegene, hart getretene Tennen im Freien [2]), die oft nicht einmal mit einer Umfassungsmauer umgeben sind. Ich war selbst auf einer

[1]) Sonderbarerweise wird in manchen Gegenden Europas von der arbeitenden Klasse gerade diesem Kaffee der Vorzug gegeben. Selbst havarirter Kaffee mit vorstechendem Salzgeschmacke wird von ihr mit grosser Vorliebe consumirt.

[2]) Manche behaupten, der erwähnte unangenehme Geschmack des Kaffees rühre von der Erde dieser Terreiros her, eine Ansicht, die wol irrig ist, da die Bohnen selbst gar nicht mit der Erde in directe Berührung kommen, sondern nur die äussere Schale, die später durch Stampfen entfernt wird.

Fazenda Augenzeuge, wie ein plötzlich eingetretener Platzregen $^2/_3$ des auf dem Terreiro ausgebreiteten Kaffees in den nahen Bach schwemmte. Gewöhnlich wird jedoch grosse Sorgfalt auf die Anlage und Erhaltung der Trockenplätze verwendet. Ich habe solche in der Provinz São Paulo gesehen, die mit dunkelgefärbten Porzellanziegeln gepflastert waren, wodurch die grösste Reinlichkeit, Trockenheit und Wärme erzielt wurde. Die Hauptbedingung der Terreiros ist, dem dort ausgebreiteten Kaffee den möglichst freien Zutritt von Sonne und Luft zu gestatten. Die Arbeit auf den Trockenplätzen erfordert viele Aufmerksamkeit. Die Kaffeelagen müssen täglich mehrmals umgeschaufelt und bei drohendem Regen sogleich unter Dach gebracht werden. Da bei reichen Ernten und unbeständigem Wetter der Kaffee während des Trocknens leicht Schaden leidet, so hat man vielfach versucht, durch künstliche Wärme und gedeckte Räume die offenen Terreiros zu ersetzen. Man ist aber in Brasilien noch nicht dahin gelangt, durch zweckmässige Construction von Trockengebäuden diese Bedingungen vollständig befriedigend zu erfüllen. Voraussichtlich wird der kleine Fazendeiro noch lange bei seiner althergebrachten Trocknungsmethode verharren und die transatlantischen Consumenten, welche den pikanten Geschmack des ordinären Rio-Kaffee lieben, werden sicherlich sobald nicht in diesem Genusse verkürzt werden.

Ein Grosstheil der brasilianischen Fazendeiros ist übrigens neuen Verbesserungen und Erfindungen sehr zugänglich, am meisten natürlicherweise solchen, die eine Ersparung der so sehr mangelnden Arbeitskräfte durch Menschenhände bezwecken. Besonders beeifern sich die grossen Senhores do Engenho des Nordens, namentlich der Provinzen Pernambuco und Bahia, die zweckmässigsten Erfindungen der landwirthschaftlichen Technologie bei dem Betriebe ihrer Güter in Anwendung zu bringen, und in der That können manche der dortigen Zuckerplantagen den besteingerichteten der Antillen, von Bourbon und den Südstaaten Nordamerikas, an die Seite gesetzt werden.

Wenn der Kaffee alle Operationen bis zum Einmagaziniren glücklich überstanden hat, so wird er gewöhnlich möglichst

schnell auf den Markt gebracht, denn bei längerm Einlagern leidet er sehr häufig entweder durch Feuchtigkeit oder durch Insekten Schaden. Nur wenige Fazendas besitzen so zweckmässig eingerichtete Localitäten, dass bei grossen angehäuften Vorräthen diese Nachtheile vermieden werden, und auch nur wenige Fazendeiros sind in der Lage, die Jahresernte aufgespeichert liegen zu lassen, um etwaige günstigere Conjuncturen für den Verkauf abzuwarten. Die steten, sehr bedeutenden, vorzüglich von politischen Verhältnissen abhängigen Fluctuationen des Geldmarktes und die zum Theil dadurch bedingten so sehr schwankenden Kaffeepreise, sowie die hohen Zinsen, mit denen das Kapital in Brasilien belastet ist, bestimmen den Kaffeeproducenten, sein Product nicht zum Gegenstande eigener Speculationen zu machen.

Das Verpacken des Kaffees auf den Fazendas geschieht in Säcken, die 4—5 Arrobas Bohnen fassen. Fazendeiros, die keine guten Maulthiertropas oder sehr schlechte Wege von ihrem Gute nach dem nächsten Stapelplatze haben, machen die Säcke, deren je zwei eine Maulthierladung bilden, etwas leichter als jene, die mit starken Thieren und auf guten Wegen versenden können. Wie schon bemerkt, wird der Kaffee in Rio de Janeiro immer in Säcken im Gewichte von 5 Arrobas verschifft.

Ehe es aber so weit kommt, wird er erst in den Magazinen sortirt. [1]) Wie bei dem Weinhändler, spielt auch bei dem Kaffeehändler die Kunst, verschiedene Sorten auf das zweckmässigste zu mischen, eine sehr grosse Rolle. Farbe, Grösse und Geruch der Kaffeebohnen sind dabei die bestimmenden Momente. Während des Landtransportes des Kaffees läuft der Fazendeiro noch stets Gefahr, durch nachlässige Tropeiros und anhaltende Regen Verluste an seinem Producte zu erleiden. Selbst sehr vorsichtige Tropeiros vermögen bei dem besten Willen nicht immer, ihre

[1]) Auffallenderweise finden Sortircylinder zum Reinigen des Kaffees noch sehr wenig Anwendung in Brasilien. Würden die Fazendeiros ihren Kaffee durch eine dem Getreidesortircylinder ähnliche Vorrichtung selbst sortiren, so würden sie sicherlich für ihre Waare durchschnittlich höhere Preise erzielen.

Ladungen vor Nässe zu bewahren. Fahrbare Strassen und Eisenbahnen sind daher für reiche Kaffeedistricte eine Lebensfrage.

Der ordinäre brasilianische Kaffee, der auch die weit überwiegende Quantität beim Export bildet, hat bekanntlich ein ziemlich schlechtes Renommée und er ist auch in der That nicht besser als sein Ruf. Die gewaschenen Kaffees sind geschätzter, aber nehmen auf den europäischen Märkten eine immerhin noch ziemlich untergeordnete Rolle ein. [1]) Der Kaffee aus dem Innern der Provinz São Paulo, im Handel unter dem Namen Santos-Kaffee bekannt, wird allgemein als der beste brasilianische Kaffee geschätzt. Es gibt übrigens in Brasilien noch mehrere Gegenden, in denen weit vorzüglicherer Kaffee producirt wird, jedoch nicht in hinreichender Menge, um mit eigenem Namen auf den europäischen Märkten zu figuriren. Bei solchen vorzüglichen Sorten verleugnen sehr häufig die Makler in europäischen Seestädten das wahre Vaterland derselben und bringen sie unter den Namen ihnen ähnlich stehender Arten aus geschätztern Kaffeegegenden zu höhern Preisen an den Mann.

In der Nähe von Rio de Janeiro, auf der Tijuca, gibt es mehrere Fazendas, die in ziemlich kühler Lage einen ausgezeichneten Kaffee erzeugen. Im allgemeinen gilt für Brasilien die Regel, dass bei ganz gleicher Behandlung der Kaffee in Gegenden mit einer etwas niedrigern, mittlern Jahrestemperatur besser gedeiht als der aus solchen einer höhern. Ich habe in den kältern Theilen der Provinz Minas dort in Hausgärten gewachsenen Kaffee getrunken, dessen feines Aroma weit eher einen arabischen als brasilianischen Ursprung der Bohne hätte vermuthen lassen. Ebenso wird in einigen Provinzen des Nordens, z. B. Maranhão und

[1]) Wenn Herr Carvalho Moreira in seinem Berichte über die Londoner Ausstellung (Relatorio sobre a exposição international de 1862 apresentado a S. M. o Imperador pelo Conseilheiro Moreira, Presidente da commissão brasileira) S. LXXII sagt: „Unser Kaffee wurde allgemein als sehr vorzüglich angenommen" (o nosso cafe era geralmente admittido ser mui superior), so gilt das nur für die wenigen dort ausgestellt gewesenen Proben, nicht aber für den brasilianischen Kaffee im allgemeinen. Der Handel hat das Urtheil über ihn seit Jahrzehnten gefällt.

Sergipe, in neuester Zeit ein vorzüglicher Kaffee, bisjetzt aber noch in geringer Quantität erzeugt. Es geht mit dem Kaffee gerade so wie mit dem Wein und so manchen andern Naturerzeugnissen; die am meisten exportirte Qualität bestimmt seinen Ruf; vorzügliches Product ist gewöhnlich nur in engern Kreisen gekannt und geschätzt.

Um die Kaffeecultur zu heben, hat die brasilianische Regierung vor mehrern Jahren Samen und junge Pflanzen von ausgezeichneten Kaffeearten kommen lassen und an verschiedene Fazendeiros vertheilt. Es werden auch jetzt schon im District Cantogallo kleine Ernten von Mocca-, Aden-, Mirtha- und Le Roy-Kaffee gewonnen. Ohne Zweifel werden die Sorten, wenn sie einmal in grösserer Quantität in den Handel kommen, den Ruf des brasilianischen Kaffees bessern und den Fazendeiros einen grössern Gewinn abwerfen. Sie werden aber vorzüglich für die grossen Gutsbesitzer, die vervollkommnete Entkörnungsapparate besitzen, von Nutzen sein. Die Bodenmischung scheint indessen auch umstimmend auf die neu eingeführten Arten zu wirken, denn es wurde mir versichert, dass die in Brasilien geernteten und sehr sorgfältig behandelten Bohnen von Mocca- und Aden-Kaffee zwar ein ausgezeichnetes Getränk liefern, dasselbe aber von dem aus Originalbohnen bereiteten durchaus verschieden sei. Es bleibt immerhin ein grosser Gewinn und ein lohnendes Resultat, wenn der gegenwärtige brasilianische Kaffee durch verallgemeinerte Cultur der neuen Arten verbessert wird.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die staatsökonomische Bedeutung des Kaffees für das Kaiserreich. Im Jahre 1820 exportirte Brasilien 97500 Sack Kaffee, 40 Jahre später, im Jahre 1859 aber 2,030266 Sack, also etwas mehr als das Zwanzigfache. Von 1820—39 war die Mehrproduction eine rasch steigende, denn 1839 wurde achtmal mehr Kaffee ausgeführt als 1820. Im Jahre 1840 stieg der Export auf eine Million Säcke und erreichte im Verlaufe der nächsten 20 Jahre nur das Doppelte dieser Zahl, hingegen verdreifachte sich beinahe der Geldwerth des ausgeführten Kaffees; denn im Jahre 1840 repräsentirte er eine Summe von 17,804000 Milreis, im Finanzjahre 18⁵⁷/₅₈ die von 43,502000

Milreis (als Mittel des Trienniums $18^{55}/_{56}$—$18^{57}/_{58}$ 48,540600 Milreis). Die bedeutendste Ernte, seit Brasilien Kaffee producirt, war die von $18^{60}/_{61}$, indem sie nahezu drei Millionen Sack Kaffee (2,908394 oder 79,401243 Arrobas) zur Ausfuhr lieferte, die einen Verzollungswerth von 79,401243 Milreis hatten, also mehr als das Vierfache von der Summe von 1840, von welchem Jahre an wir eigentlich einen schwunghaften Kaffeeexport annehmen können. Die Ernte von $18^{61}/_{62}$ blieb nahezu um eine Million Sack hinter der des Vorjahres zurück. Sie betrug nur 1,946448 Sack im Werthe von 57,797919 Milreis. Einen bedeutenden Antheil an diesem Rückschlage hatten die Verwüstungen der Kaffeemotte.

Der Durchschnittspreis des Kaffees wechselte in den 5 Jahren von $18^{57}/_{58}$—$18^{61}/_{62}$ von 4475 Reis bis 5954 per Arroba.[1]) Der Kaffee zahlt 7 $^0/_0$ seines Werthes Ausfuhrzoll; es ist daher leicht einzusehen, welch einen bedeutenden Ausfall die Misernte eines so wichtigen Exportartikels in den Finanzen eines Landes macht, dessen Staatseinnahmen hauptsächlich auf dem Erträgnisse der Zölle beruhen.[2])

Das Durchschnittsquantum des in den 5 Jahren $18^{57}/_{58}$ bis $18^{60}/_{62}$ aus Brasilien exportirten Kaffees betrug jährlich 354,283552 Pfund. Nehmen wir, auf die oben mitgetheilte mittlere Ertragsberechnung gestützt, das Ernteerträgniss zu 2 Pfund gereinigter Bohnen per Baum an, so waren 177,141776 Bäume

1) Der Durchschnittspreis der drei Exporthäfen Rio de Janeiro, Bahia und Santos war in diesen 5 Jahren folgender:

$18^{57}/_{58}$	$18^{58}/_{59}$	$18^{59}/_{60}$	$18^{60}/_{61}$	$18^{61}/_{62}$
4475 R.	4489 R.	5844 R.	5471 R.	5945 Reis per Arroba.

Mit Ausnahme des Jahres $18^{61}/_{62}$ wurden in Rio de Janeiro die höchsten Preise erzielt; die von Bahia und Santos variirten wenig, nur im letztgenannten Jahre war der Durchschnittspreis in Santos mit 6230 Reis per Arroba der höchste.

2) Es ist wohl zu bemerken, dass der Kaffeeexport eines Finanzjahres keinen richtigen Massstab für die Ernte des Jahres gibt, denn bei einer sehr reichen Ernte wird nicht aller Kaffee derselben noch im nämlichen Jahre ausgeführt; es kommt daher oft eine bedeutende Menge erst künftiges Jahr zur Ausfuhr. Dieses kann beispielsweise eine sehr schlechte Ernte liefern, aber in den Exporttabellen erscheint sie als eine gute oder wenigstens doch als eine mittelmässige.

erforderlich, jene Quantität zu erzeugen. Rechnen wir nun, dass je ein Neger durchschnittlich 3000 Kaffeebäume besorgen, d. h. das von ihnen occupirte Terrain zwei- bis dreimal im Jahre behacken und von Unkraut säubern und die auf den Bäumen wachsenden Bohnen pflücken kann, so waren 59048 Roçaneger mit dieser Arbeit beschäftigt. [1]) Nun aber werden noch eine Menge von Negern auf den Trockenplätzen, in den Engenhos, Magazinen und bei den Tropas, die den Kaffee nach den Stapelplätzen transportiren, verwendet, sodass wir den Roçasklaven noch wenigstens $^1/_3$ der dort angegebenen Zahl beifügen müssen, was also 72482 Neger ausmacht. Diese Angaben gelten nur für die zur Ausfuhr kommenden Bohnen. Der Verbrauch von Kaffee in Brasilien selbst ist sehr bedeutend, da alt und jung, arm und reich, Herr und Diener täglich mehrmals dieses Nationalgetränk geniessen. Um in den Ansätzen nicht zu hoch zu greifen, so rechne ich die kaffeetrinkende Bevölkerung Brasiliens nur zu 4 Millionen Individuen, von denen jedes durchschnittlich 20 Pfund Bohnen im Jahre consumirt. Ich nehme an, dass von diesen 80 Millionen in Brasilien selbst verbrauchten Kaffees 10 Millionen Pfund durch freie Arbeit gewonnen, für die übrigen 70 Millionen aber wieder 15000 Neger in Anspruch genommen werden, so finden wir, dass für die Kaffeecultur in Brasilien in runder Summe 87—90000 Sklaven verwendet werden.

Ich behaupte, dass in der gegenwärtigen Epoche die Kaffeeproduction in Brasilien ihren Culminationspunkt erreicht hat und dass unter den herrschenden staatlichen und agricolen Verhältnissen $2^1/_2$ Millionen Sack Kaffee das Maximum sind, das Brasilien für den Export produciren kann, und dass, in dem laufenden Jahr-

[1]) Nach der oben mitgetheilten Uebersicht bearbeitete auf der Fazenda, von der die Data herrühren, je ein Neger 3790—3900 Kaffeebäume. Es ist aber wohl zu bemerken, dass dort der Mais für die Tropas und die Bohnen für die Neger gekauft wurden, dass also die Roçaneger ausschliesslich für die Kaffeecultur verwendet wurden. Werden Mais und Bohnen auf der Fazenda selbst producirt, so können nicht mehr als 3000 Bäume auf einen Neger gerechnet werden.

hunderte wenigstens, diese Zahl kaum den Durchschnitt der Ernte bilden wird.

In Brasilien werden sowol für Kaffee als Zuckerrohr fast ausschliesslich Sklaven verwendet; die geringe Zahl von Parceriecolonisten in den Kaffeepflanzungen kann kaum in Betracht gezogen werden. Da sich nun nachgewiesenermassen die Zahl der Sklaven in Brasilien im Durchschnitte um 2 Procent per Jahr vermindert, so werden diesem Agriculturzweige stets mehr Arbeitskräfte entzogen. Von 1840—51 haben sich die Kaffeeernten fast verdoppelt, der Export schwankte zwischen 1—2,000000 Sack; von 1852—61 hingegen war das Maximum der Ausfuhr 2,408256 (1855) Sack. Von 1840—50 wurden im Durchschnitte jährlich 33482 Sklaven von der afrikanischen Küste eingeführt.[1]) Von diesen rechnete man nach Abzug derjenigen, die starben, entflohen oder in den Städten für den Hausdienst u. s. w. übrigblieben, nach Verlauf von 3 Jahren 15000 arbeitsfähige Roçaneger. Wenn auch nur die Hälfte davon ihre Bestimmung auf Kaffeeplantagen erhielt, so konnte mit ihrer Hülfe durchschnittlich per Jahr eine Million Arrobas (250000 Sack) Kaffee mehr erzeugt werden. Wie aus der untenstehenden Tabelle hervorgeht, hat sich die Sklaveneinfuhr von dem Moment an, als von England aus die Frage des Sklavenhandels ernstlich in Angriff genommen wurde (im Jahre 1846), bis zu deren definitiver Aufhebung die Negereinfuhr gegen die Vorjahre fast vervierfacht. Dass sich aber doch der Kaffeebau trotz der fehlenden Sklavenzufuhr nach 1851 noch gehoben hat, liegt einerseits darin, dass sehr viele Sklaven dem häuslichen Dienste entzogen wurden, um sie auf dem Felde zu verwenden, und dass, durch die hohen Kaffeepreise (seit 1852) angelockt, viele Fazendeiros die Cultur anderer Nutzpflanzen

[1]) Die Sklaveneinfuhr nach Brasilien betrug:

Jahr.	Sklaven.	Jahr.	Sklaven.	Jahr.	Sklaven.
1840	30000	1844	22849	1848	60000
1841	16000	1845	19453	1849	54000
1842	17000	1846	50324	1850	23000
1843	19093	1848	56172	1851	3287

Mit dem Jahre 1852 hat die Sklaveneinfuhr gänzlich aufgehört.

gänzlich aufgaben, um alle ihre Arbeitskräfte auf den vortheilhaftern Kaffeebau zu concentriren. Eine ganz ähnliche Erscheinung hat sich im Norden des Reiches bei der Cultur des Zuckerrohrs gezeigt; die Production hat sich seit Aufhebung des Sklavenhandels aus dem nämlichen Grunde gesteigert.

Welche Culturpflanzen sind aber zu Gunsten der vermehrten Kaffee- und Zuckerproduction vernachlässigt worden? Die Antwort auf diese Frage wird jeden Nationalökonomen, jeden rationellen Landwirth überraschen. Um dem fremden Handel möglichst viel Kaffee und Zucker zuführen zu können, wurde die Cultur der nothwendigsten Nahrungsmittel, als Mais, Bohnen, Mandioca, Reis u. s. f. von den Kaffee- und Zuckerpflanzern fast gänzlich aufgegeben. Als im Jahre 1852, also nach aufgehobenem Sklavenhandel, die Kaffeepreise zu steigen begannen, so berechneten die Fazendeiros, dass bei den damaligen sehr niedrigen Preisen der Lebensmittel der Gewinn ein viel bedeutenderer sei, wenn sie die Sklavenarbeit, statt sie auf Kaffee- und Lebensmittelcultur zu zersplittern, auf erstern concentriren und letztere kaufen. Die Rechnung war damals ganz richtig, denn der dadurch erzielte Mehrertrag an Kaffee reichte nicht blos für den Ankauf der nöthigen Lebensmittel hin, sondern liess zuweilen noch einen beträchtlichen Ueberschuss. Durch dieses Beispiel verleitet, fingen auch Fazendeiros, die früher auschliesslich Lebensmittel gepflanzt hatten, an, diese Cultur einzustellen und Kaffeeberge anzulegen. So verminderten sich stetig die Producenten, während die Consumenten nicht etwa die nämlichen blieben, sondern sich Hand in Hand mit der Bevölkerungszunahme alljährlich vermehrten. Natürlich liess der Rückschlag nicht lange auf sich warten. Die Lebensmittel fingen an im Preise zu steigen und nach wenigen Jahren mussten sie um 100—200% theuerer bezahlt werden. Brasilien erzeugte nun vielen Kaffee, aber nicht hinreichend Lebensmittel, und es wurden endlich Mais, Bohnen, Reis u. s. f. aus Nordamerika und Europa eingeführt. Die gewähnten Vortheile gingen nun für die Fazendeiros verloren und sie gelangten zur Einsicht, dass ihre Speculation, die ihnen anfänglich günstige Resultate gegeben, zu ihrem Nach-

theile umschlug. Eine Rückkehr zum alten System war aber schwer möglich, denn die durch ausgedehnte Neuanlagen vermehrten Kaffeeberge erlaubten den Fazendeiros nicht, die aufgegebene Nahrungsmittelcultur wieder aufzunehmen. Einige Misjahre infolge ausserordentlicher Trockenheit steigerten die Lebensmittelpreise derart, dass die nur Exportproducte erzeugenden brasilianischen Landwirthe enorme Baarsummen für die Nahrung ihrer Sklaven ausgeben mussten. Ich habe schon im zweiten Bande angeführt, dass in der Provinz Bahia viele Fazendeiros einen Theil ihrer Sklaven verkaufen mussten, um aus deren Erlöse die übrigen zu nähren.

Bei dem von den Gutsbesitzern befolgten System vermehrte sich das Staatseinkommen, denn durch den grössern Kaffeeexport wurde an Ausgangszoll eine höhere Summe erzielt, und die eingeführten Lebensmittel zahlten ebenfalls einen nicht geringen Importzoll; auch bereicherten sich dabei manche Fazendeiros und viele der beim Kaffeehandel betheiligten Kaufleute, der Nationalwohlstand aber wurde gründlich untergraben.

Wenn ein ackerbautreibendes Land ohne Industrie einen grossen Theil seiner Lebensmittel aus dem Auslande beziehen muss und diese für die Masse der Bevölkerung nur zu sehr hohen Preisen in Consum kommen, so muss es trotz mancher Glanzpunkte seiner Agricultur allmählich verarmen.

Hätte die Colonisation, besonders in den Provinzen des Südens, grossartigere Erfolge gehabt, als sie wirklich nachweist, so hätten sich die grossen Fazendeiros ohne Nachtheil ausschliesslich der Cultur von Exportartikeln widmen können, denn die dortigen Colonisten, die vorzüglich auf den Anbau von Nahrungsmitteln angewiesen sind und ihn auch mit dem besten Erfolge betreiben, hätten dieselben in hinreichender Menge producirt, um sie zu verhältnissmässig billigen Preisen auf die Märkte von Mittel- und Nordbrasilien zu liefern und das Reich in dieser Beziehung vom Auslande unabhängig zu machen. Die kaiserliche Regierung scheint auch diese Verhältnisse richtig gewürdigt zu haben, denn sie machte durch einige Jahre gewaltige Anstrengungen, eine massenhafte Einwanderung nach Brasilien zu locken,

aber trotzdem dass die Vertreter der Nation zu diesem Zwecke sogar eine Summe von circa 16 Millionen Franken votirten, blieben diese, wie wir später sehen werden, fast ganz erfolglos.

Da volle $^{9}/_{10}$ des aus Brasilien exportirten Kaffees durch Negerarbeit producirt werden, so steht natürlich die Fortexistenz der grossen Kaffeeplantagen in innigster Verbindung mit der Sklavenemancipationsfrage. Gesetzt nun, diese Frage würde binnen wenigen Jahren in einem den Sklaven günstigen Sinne gelöst, so würde voraussichtlich kaum $^{1}/_{10}$ der freien Neger im Dienste der Fazendeiros bleiben und der Kaffeeexport auf ein Minimum reducirt werden, wenn es nicht gelingen sollte, den Ausfall durch freie Arbeiter zu ergänzen. Da nun nicht anzunehmen ist, dass die freigelassenen Sklaven sich sehr beeilen werden, Grundbesitz zu erlangen und auf eigene Rechnung die bei ihnen nichts weniger als beliebte Kaffeecultur zu betreiben, so müsste man jedenfalls suchen, durch europäische Colonisten diesen Ausfall zu decken. Wie viele Colonisten sind aber nöthig, um die durchschnittlichen 2 Millionen Sack Kaffee zu gewinnen?

Der freie, dieser Art Arbeit und des Klimas ungewohnte Colonist, der nebenbei auch seine Lebensmittel selbst pflanzt, kann im Mittel nur 1000 Kaffeebäume ordentlich pflegen, es wäre also zur Erzeugung dieser 2 Millionen Sack Kaffee die Arbeit von 160000 Colonisten, oder, da wir im Durchschnitte für jede Familie höchstens vier Individuen rechnen dürfen, von denen ein jedes 1000 Bäume zu besorgen vermag, die von 40000 Familien nöthig. Wer aber nur einigermassen mit den Colonisationsverhältnissen Brasiliens vertraut ist, wird zugeben müssen, dass es bei dem gegenwärtigen System der Regierung geradezu unmöglich sein wird, eine so bedeutende Zahl von ackerbautreibenden Colonisten ins Land zu ziehen, selbst wenn sie keine pecuniären Opfer scheuen würde, dieses Ziel zu erreichen. Ich habe hier nur die Kaffeecultur im Auge. Wie viele Colonisten müssten aber nach Brasilien einwandern, wenn auch die übrigen Exportproducte, als Zucker, Baumwolle, Taback u. s. f., zu deren Cultur bisjetzt noch grösstentheils Sklaven verwendet werden, in

der bisherigen Quantität erzeugt werden sollten! Das Staatsleben Brasiliens hängt von dieser Frage ab. Das vorzüglich ackerbautreibende Land zahlt seine Bedürfnisse, die es vom ausländischen Markte bezieht, hauptsächlich mit den Erzeugnissen seiner Agricultur, unter denen der Kaffee die erste Stelle einnimmt. Kann es aber nur bedeutend kleinere Quantitäten desselben zur Ausfuhr bringen, so kann es auch vom Auslande weniger beziehen; es muss infolge dessen eine bedeutende Verminderung der Staatseinnahmen eintreten, die, wie schon früher bemerkt, vorzüglich aus den schon beinahe aufs höchste gespannten Zollabgaben bestehen. Der Ausfall würde für die ganze Organisation im Innern, sowie für die Machtstellung Brasiliens nach aussen ausserordentlich nachtheilig sein. Aus diesen Gründen wird begreiflicherweise Brasilien solange wie möglich starr an der Aufrechthaltung der Sklaverei halten, endlich aber doch dem Drucke der öffentlichen Meinung und den natürlichen Gesetzen der Menschenrechte weichen müssen. Ich glaube durch das Gesagte meine oben ausgesprochene Ansicht, dass die Kaffeeproduction Brasiliens gegenwärtig ihren Culminationspunkt erreicht habe und dass in diesem Jahrhunderte wenigstens kaum ein Durchschnittsexport von $2^1/_2$ Millionen Sack Kaffee erreicht werde, hinlänglich motivirt zu haben.

Von vielseitig gebildeten Fazendeiros, die eine scrupulös genaue, durchaus rationelle Buchführung pflegen, was bei brasilianischen Gutsbesitzern wol nur in seltenern Fällen vorkommt, wurde mir versichert, dass bei den gegenwärtigen Kaffee-, Sklaven- und Lebensmittelpreisen doch der durchschnittliche Reinertrag einer Fazenda im Districte Cantagallo sich auf neun Procent beziffere. Dieses Reinerträgniss darf indessen nicht als absolute Norm für alle Kaffeefazendas des Districtes betrachtet werden, da Verhältnisse auf den Ertrag derselben einwirken, die nicht auf allen Gütern die nämlichen sind, z. B. Bodenbeschaffenheit, Lage, Entfernung vom nächsten Stapelplatze, Zustand der Wege, Klima u. s. f.; ferner das Verhältniss zwischen Arbeitern und Essern. Wo z. B. auf kleinen oder mittelgrossen Gütern der Eigenthümer mit einer grossen Familie lebt, wird

dieses ungünstiger, weil dann immer eine Anzahl Sklaven beiderlei Geschlechts dem wirklichen Dienste der Fazenda entzogen und zu Hausleistungen verwendet wird.

So bedeutend auch ein Reinertrag von 9% erscheint, besonders im Vergleiche zu europäischen Landwirthschaften, so verliert doch diese Zahl bedeutend an Werth, wenn man bedenkt, welchen steten Wechselfällen gerade der Theil des Betriebs- oder, wenn man lieber will, des Grundkapitals ausgesetzt ist, der den grössten Werth repräsentirt, nämlich der Sklavenstand, wie durch eine einzige Epidemie zuweilen das Drittel, sogar die Hälfte und noch mehr verloren gehen kann und nur sehr schwer und zu sehr hohen Preisen zu ersetzen ist; wenn man ferner berücksichtigt, dass die Banken in Rio de Janeiro die bei ihnen deponirten Kapitalien mit 8—9% verzinsen, dass heute der brasilianische Landwirth nicht leicht mehr Geld zu weniger als 12% per Jahr (oft zu 2—3% per Monat) findet.

Seit 1851 ist der Werth der Fazendas infolge der höhern Preise der Sklaven und des Kaffees durchschnittlich um 60—100% gestiegen, in manchen Fällen viel bedeutender. In einer mir vorliegenden Berechnung verhielten sich Werth und Erträgniss einer Fazenda bei einem mittlern Sclavenstande von 90 Köpfen in den 14 Jahren von 1847—60 folgendermassen: der Werth der Fazenda stieg von 68450 Milreis auf 140338 Milreis, der Ertrag (Benefice) variirte zwischen 2964 Milreis (1849) und 40507 Milreis (1854); in Procenten nach Abzug der Wertherhöhung infolge des gesteigerten Preises der Neger schwankte er zwischen 3,34 % und 27,91 %, der Durchschnittsertrag dieser Plantage war höher als 9 %. Sie wurde aber mit ausgezeichneter Fachkenntniss musterhaft bewirthschaftet.

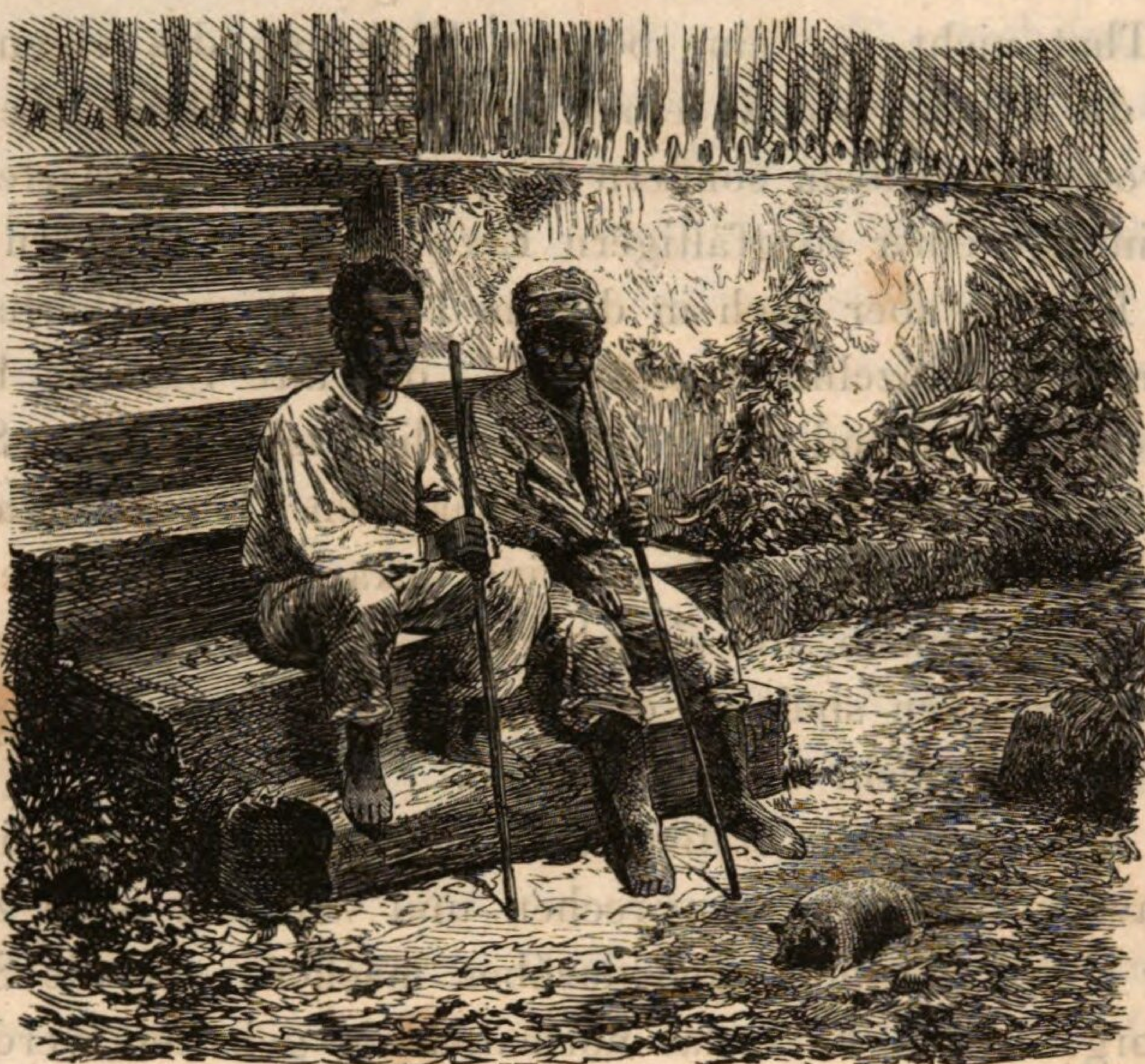
Grosse Güter mit einem wohlorganisirten, gutgehaltenen Sklavenstande rentiren sich in der Regel besser als kleinere. Im allgemeinen ist, nach dem Urtheile competenter Männer, die Behandlung der Sklaven im Districte Cantagallo ziemlich gut und soll sich, besonders seit ungefähr 15—20 Jahren, auffallend zu Gunsten der Schwarzen verbessert haben. Allerdings trieb schon der eigene pecuniäre Vortheil den Sklavenhalter dazu, da lange

Erhaltung der Neger und ihre Arbeitstüchtigkeit so sehr von ihrer Behandlung abhängt und also glücklicherweise Privatinteresse und Humanität Hand in Hand gehen. Es scheint aber in der That nicht nur eine bessere Wahrung des eigenen Interesses die Fazendeiros zu einer mildern Behandlung ihrer Sklaven bewogen zu haben, sondern hauptsächlich aufgeklärtere Ansichten infolge einer sorgfältigern Erziehung der jüngern Generation. Es gibt aber auch in diesem Districte wie überhaupt in ganz Brasilien einzelne Fazendeiros, die ihre Sklaven beinahe verhungern lassen und dabei unmenschlich mishandeln. Sie gehören immerhin zu den seltenen Ausnahmen. Die Mehrzahl derselben sind Portugiesen. Es ist eine bekannte Thatsache, dass, im ganzen genommen, die eingeborenen Brasilianer weit humaner gegen ihre Sklaven sind als die Portugiesen, und durchschnittlich die Männer mehr als die Frauen.

Ich hatte schon im ersten Bande mehrmals Gelegenheit, über die Sklavenverhältnisse zu sprechen und will hier noch zur Ergänzung einige Mittheilungen darüber machen, wie die Sklaven auf gutorganisirten Fazendas normalmässig gehalten werden.

Gewöhnlich liegen in dem Hofraume, in dem das Wohnhaus des Gutsbesitzers steht, zwei lange ebenerdige Gebäude einer höchst einfachen Construction, die sogenannten Senzalas oder Negerwohnungen, in denen die Weiber von den Männern getrennt schlafen. Längs der ganzen Langseiten dieser Gebäude sind Pritschen, circa 3 Fuss über dem Boden, angebracht und in der Mitte ein breiter Corridor mit kleinen sehr einfachen Feuerherden, auf denen die Neger, sobald sie von der Arbeit zurückkehren, Feuer anmachen und sich zuweilen irgendeine besondere Speise kochen, z. B. selbstgebautes Gemüse, Fische oder irgendein gefangenes oder erlegtes Wild braten, besonders Tatú (Gürtelthiere), oder Lagartos (Iguane), zuweilen auch eine Paca, eine Capivara, ein Aguti u. dgl. Sie lieben es überhaupt, in den Abendstunden um das Feuer zu sitzen und dabei zu rauchen und sehr lärmend und viel gesticulirend zu plaudern. Die Pritschen sind in Schlafstellen so eingetheilt, dass eine jede, circa $2^1/_2$—3 Fuss breit, durch eine 3 Fuss hohe Breterwand von der

Schlafstelle des Nachbars geschieden und auch nach vorn oft durch eine Esteira (Matte) oder vorgehängte Bettdecke vom Cor-



Ruhende Neger.

ridor abgeschlossen ist. Ein jeder Neger hat oft drei und noch mehr Bettdecken, von denen er ein paar als Unterlage über die Pritsche ausbreitet, wenn er es nicht vorzieht, sich einer Matte zu bedienen. Ein kleines Kopfkissen vervollständigt das Bett.

Die Schlafstelle ist so lang, dass noch Raum genug übrigbleibt, am Kopfende des Bettes bequem eine Kiste hinzustellen, in der der Eigenthümer seine geringen Habseligkeiten aufbewahrt. Die Senzalas haben entweder vergitterte Fenster oder sind ganz fensterlos; in diesem Falle sind die Wände an den Längenseiten unter dem Dache etwa 12 Fuss vom Boden so durchbrochen, dass für Licht und Ventilation ausreichend gesorgt ist. Hinter den Senzalas sind Aborte angebracht, zu denen man nur durch jene gelangen kann; wo sie fehlen, werden halb mit Wasser gefüllte Fässer in den Corridor gestellt und diese alle Morgen gehörig gereinigt.

Bis gegen 10 Uhr nachts bleiben diese beiden Behausungen offen und bis dahin ist gemischte Gesellschaft in denselben. Auf ein durch die Glocke gegebenes Zeichen ziehen sich die Männer und Weiber in ihre Senzalas zurück, die vom Sklavenaufseher abgeschlossen und in der Frühe etwa eine Stunde vor dem Beginn der Arbeit wieder geöffnet werden. Die kleinen



Negerunterhaltung.

Kinder schlafen bei ihren Müttern, die grössern haben ihre Schlafstätten wie die Erwachsenen, nur liegen gewöhnlich zwei beieinander. Verheirathete Neger wohnen gewöhnlich in eigenen, kleinern für sie abgetheilten Räumen. Förmliche von der Kirche eingesegnete Ehen kommen verhältnissmässig selten vor; weit häufiger lässt der Fazendeiro die Paare, so wie sie sich untereinander finden und erwählen, zusammenleben und sein Ausspruch, dass diese als Mann und Weib zu betrachten seien, genügt zu einem Bündniss, das nur sehr ausnahmsweise fürs Leben geschlossen ist; gewöhnlich haben die Negerinnen von 2—3 und noch mehr Männern Kinder. [1]) Auf den meisten Gütern wird

[3]) Die Fazendeiros des Districtes Cantagallo (und wahrscheinlich auch an vielen andern Orten) welche früher Heirathen unter den Sklaven kirchlich vollziehen liessen, haben es nach den gemachten Erfahrungen aufgegeben,

nicht einmal diese Förmlichkeit beobachtet und die Neger leben in geschlechtlicher Beziehung so ziemlich wie die Viehheerden in den Pampas. Ein alter sehr erfahrener Fazendeiro versicherte mir, dass bei dieser „natürlichen Züchtung" stets der kräftigste und gesündeste Sklavennachwuchs erzielt werde. Die Sklavenkinder werden in der Regel rite getauft. Doch auch in dieser Beziehung sind manche Fazendeiros nicht besonders scrupulös und begnügen sich einfach damit, gelegentlich den Kindern einen Namen beizulegen. Die Beerdigung der Verstorbenen soll stets in geweihter Erde stattfinden; auch dies wird nicht streng beobachtet und mancher infolge von Mishandlungen zu Grunde gegangener Neger wird in irgendeinem Winkel der Fazenda eingescharrt. [1])

Die Kleidung der Sklaven ist, wie schon früher bemerkt, höchst einfach und besteht gewöhnlich in Hemd und Hosen bei den Männern, Hemd und Rock bei den Weibern; alles aus grobem, starkem, im Lande selbst verfertigtem Baumwollzeuge; ferner aus einem Ueberhemde von Wolle (bayeta), gefüttert mit dem obenerwähnten Baumwollstoffe, und einem Strohhute oder einer Mütze. In Fazendas, wo die Neger gut gehalten werden, erhält jeder per Jahr drei Hemden, drei paar Hosen, resp. Röcke einen Hut, eine Mütze, ein Tuch, das gewöhnlich um den Kopf

denn sie behaupten, dass bei dem heillosen Leichtsinn und der bekannten Unbeständigkeit der Neger in allem, was auf Geschlechtsverbindungen Bezug habe, kirchliche Heirathen, die die Möglichkeit einer spätern Trennung ausschliessen, häufige Unordnungen und noch schwerere Folgen nach sich ziehen, dahingegen bei freien Verbindungen im Falle späterer Abneigung durch Trennung grössern Unglücke vorgebeugt sei.

[1]) Nach dem Gesetze darf niemand, sei er Freier oder Sklave, an einem Orte begraben werden, der nicht von den Ortsbehörden genehmigt und von einem Priester geweiht ist. Ausser den öffentlichen Friedhöfen in den Pfarren wurde in frühern Zeiten auch auf verschiedenen Fazendas die Beerdigung von Leichen auf Privatfriedhöfen gestattet, wahrscheinlich wegen der grossen Entfernung, die dieselben von den Pfarren trennt, daher die Beerdigung in den Pfarrkirchhöfen, besonders da, wo keine Fahrstrassen existiren, immer mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Das Gesetz wird jedoch nicht streng befolgt und viele Fazendeiros beerdigen ihre Sklaven auf eigenmächtig von ihnen angelegten Friedhöfen. Die Behörden sind in diesen Fällen gewöhnlich nachsichtig und verschaffen dem Gesetze nicht Geltung.

gebunden wird, und eine oder zwei Bettdecken, was bei den gegenwärtigen Preisen dem Gutsbesitzer eine jährliche Ausgabe von 16—22 Milreis per Kopf verursacht. Die amerikanischen Nähmaschinen haben zur Verfertigung von Negerkleidern in sehr vielen Fazendas bis tief ins Innere des Landes überraschend schnell Eingang gefunden. Hausnegerinnen erhalten etwas feinere Kleider. Das Geld, das die Sklaven durch kleine Nebenverdienste gewinnen, verwenden sie grösstentheils auf den Ankauf von Feiertagskleidern, Naschwerk (doce), von Taback und, wenn sie es heimlich thun können, von Branntwein.

Die Nahrung der Sklaven besteht hauptsächlich aus einem steifen Brei von Maismehl mit Wasser (Angú), schwarzen Bohnen und lufttrockenem Fleische (carne secca). Die den Negern zugemessene Quantität dieser Nahrungsmittel variirt aber auf den verschiedenen Fazendas ausserordentlich, denn während sie auf manchen so spärlich und dabei von so schlechter Qualität ist, dass die Sklaven dabei nur nothdürftig ihr Leben fristen können, wird sie ihnen auf andern nicht nur ausreichend, sondern fast im Ueberfluss verabfolgt. Der Besitzer eines trefflich bewirthschafteten Gutes mit 100 sehr gut gehaltenen Sklaven hatte die Gefälligkeit, mir das Verhältniss der seinen Negern zugetheilten Lebensmittel zu berechnen, und es ergab sich, dass ein jeder derselben von circa 12 Jahren aufwärts per Tag erhielt: 1 Pfund [1]) Mehl von Mais zu Angú und Brei; 16 Loth schwarze Bohnen, 8 Loth Carne secca (das wegen seines äusserst geringen Wassergehaltes viel ausgiebiger als frisches Fleisch ist), $3^1/_3$ Loth Schweinefett, $1^1/_2$ Loth Kaffee, $1^1/_4$ Loth Zucker und hin und wieder, aber nicht regelmässig ein Gläschen Branntwein. Die Erfahrung zeigte, dass ein Pfund Maismehl (Farinha) per Kopf zu viel ist und dass durchschnittlich ein jeder Neger neben der übrigen Nahrung höchstens $^7/_8$ Pfund davon consumirt; da aber der Ueberrest vom Angú den Schweinen zugute kommt, deren Hauptfutter Mais ist, so wurde bei der angegebenen Qualität verblieben. An Fasttagen wird das Fleisch durch Stockfisch

[1]) **Brasilianisches Gewicht, das beinahe mit dem Zollpfunde übereinstimmt.**

oder andere gesalzene Fische ersetzt. In vielen Fazendas werden überhaupt statt des Fleisches trockene Fische verabreicht.

Die eben angeführte Nahrung wird von den Negern sehr gern gegessen, und da sie denselben in reichlicher Menge verabfolgt wird, so kann sie eine durchaus normal- und zweckmässige genannt werden. Ich glaube jedoch, dass kaum auf der Hälfte der Fazendas die Sklaven so gut genährt werden. Reiche Fazendeiros nähren sie oft, aus miserabler Knauserei und ihr



Neger in der Roça arbeitend.

eigenes Interesse gänzlich verkennend, sehr schlecht; ärmere, weil es ihnen nicht möglich ist, sie gut zu ernähren. [1]) Auf manchen Gütern erhalten die Sklaven mehr bacalhão [2]) auf den Rücken als in den Magen.

[1]) In frühern Zeiten rechnete man in Rio de Janeiro für die gewöhnlichste Verköstigung eines Negers 80 Reis pr. Tag, bei etwas besserer Nahrung 120 Reis; gegenwärtig wird jene kaum mit 300, diese mit 400 Reis bestritten.

[2]) Bacalhão, Stockfisch; so heisst auch die Peitsche, mit der die Neger gezüchtigt werden.

Bei wiederholten geringen Fehlern, wenn Vorwürfe keinen Erfolg hatten, werden die Sklaven durch Schläge mit einem flachen, vorn etwas erweiterten Holze (palmatoria) auf die Handfläche bestraft, bei schweren Vergehen durch Peitschenhiebe auf den Rücken oder die Sitzmuskeln. Auf vielen Fazendas ist es eingeführt, dass der Sklavenaufseher während der Tagesarbeit dem schuldigen Neger nicht mehr als drei Peitschenhiebe geben darf, die wirkliche Strafe wird abends vom Gutsbesitzer verhängt. [1]) Das Gesetz beschränkt die Zahl der Peitschenhiebe auf 50, allein darum bekümmern sich die Fazendeiros nicht im mindesten, schalten mit ihrem Eigenthum nach Belieben und sind gerade mit den Peitschenhieben nur allzu freigebig. Krummschliessen, der Tronco (eine Art Strafe, wobei der Sträfling zwischen zwei durch ein Charnier verbundenen, mit entsprechenden Ausschnitten versehenen schweren Hölzern, am Halse, an den Händen oder an den Füssen, auf der Erde liegend eingeklemmt wird), Einzelhaft im dunkeln Raume bei Fasten und Peitschenhieben, Kettenstrafen in den verschiedensten, oft grausam raffinirten Modificationen werden ebenfalls für schwere Vergehen angewendet. Am härtesten werden die entflohenen und wieder eingefangenen Sklaven behandelt. Bei wiederholten Fluchtversuchen übersteigt dann oft die Strafe weit alle Grenzen der

[1]) Die Feitors strafen in der Regel während der Arbeit nach Gutdünken und ohne es zur Kenntniss ihrer Herren zu bringen. Sie sind, meist Farbige, auch durchschnittlich weit grausamer gegen die Sklaven als die Fazendeiros. Uebrigens gilt auch hier so ziemlich die Regel „wie der Herr, so der Knecht“. In neuester Zeit (October 1865) ereignete sich in der Provinz São Paulo folgender Fall. Im Districte Bethlem von Jundiahy kamen die sämmtlichen Sklaven des Fazendeiro João Alves, 41 an der Zahl, zu ihrem Herrn und erklärten ihm, dass sie, da er ihren Bitten nicht Gehör gegeben, und den Feitor, der sie fürchterlich mishandelte, durch einen andern ersetzt habe, denselben soeben erschlagen hätten und sich nun zum Präsidenten der Provinz nach São Paulo begeben werden. Sie machten sich auch gleich auf den Weg. Unterwegs wurden sie von der Localpolizei von Campo largo mit Hülfe der Nationalgarde aufgefangen und ins Gefängniss geworfen. Gegen Mishandlung von seiten des Feitors, wenn dieser in Uebereinstimmung mit seinem Herrn handelt, steht dem Sklaven kein gesetzliches Mittel zu Gebote; er kann nur zur Selbsthülfe greifen, die aber für ihn immer einen traurigen Ausgang hat.

Menschlichkeit. Selbst bei den schwersten Verbrechen eines Sklaven wird dessen Besitzer fast ausnahmslos selbst Justiz ausüben, denn wenn er ihn den Gerichten übergibt und der Schuldige infolge des Ausspruches der Jury zum Tode oder zu lebenslänglichen Galeren verurtheilt wird, so ist er für seinen Herrn verloren und dieser hat ausserdem eine Menge von Unkosten zu bezahlen.

Obgleich nach allgemeiner Annahme mehr weibliche als männliche Negerkinder geboren werden, so ist doch die Zahl der männlichen Sklaven grösser als die der weiblichen, denn solange der Sklavenhandel noch erlaubt war, wurden hauptsächlich junge, kräftige Neger eingeführt, die Fazendeiros legten wenig Werth auf das Aufziehen von Creolennegern, es wurde weit mehr Sklavinnen als Sklaven die Freiheit geschenkt und die Arbeit und Behandlung der Männer war weit härter als die der Weiber. In 10—15 Jahren dürfte das Verhältniss der Geschlechter der noch vorhandenen Sklaven (wenn es überhaupt bis dahin in Brasilien noch Sklaven gibt) dem der Geburten entsprechen.

Zum Aufziehen der Negerkinder braucht es von seiten der Fazendeiros viele Erfahrung. Manche Gutsbesitzer sind darin so unglücklich, dass sie kaum den vierten Theil der bei ihnen geborenen Negrillos grossziehen können. Auf Fazendas, auf denen die Neger schlecht gehalten werden, geben sich gewöhnlich die Mütter keine Mühe, ihre Kinder am Leben zu erhalten; aber auch auf Gütern, wo sie sich einer guten Behandlung erfreuen, ist oft die Sterblichkeit unter den Kindern eine unverhältnissmässig grosse, und zwar vorzüglich aus Mangel an diätetischen Rücksichten für sie. Es stehen daher gewöhnlich auf Fazendas die Sklavinnen mit Kindern unter specieller Aufsicht der Herrin des Hauses, und die Mütter werden, solange sie noch stillen, nur zum innern Dienste als Wäscherinnen u. s. f. verwendet. Die gefährlichste Zeit für die Kinder beginnt, wenn sie von den Müttern entfernt und an die gewöhnlichen Nahrungsmittel gewöhnt werden. Ueberwacht sie dann nicht die aufmerksamste Sorgfalt, so erliegen sie leicht Krankheiten des Verdauungsapparates. So viel scheint gewiss zu sein, dass in Brasi-

lien die Kinder der Neger weit empfindlicher sind als die der andern Rassen. Die Frau eines Fazendeiro der Provinz São Paulo, die ich bei dem grossen Sklavenstande ihres Gutes und der zahlreichen eigenen Familie als Autorität betrachten muss, versicherte mir, dass sie leichter und sicherer 3—4 Kinder von Weissen oder Indianern grossziehe als ein Negerkind.

In den meisten grössern Fazendas sind besondere Räumlichkeiten für ein Spital bestimmt und ein eigener Hausarzt angestellt. Häufig sind diese Aerzte fast ganz unwissende brasilianische Curpfuscher. Ich habe solche Individuen gesprochen, deren Bildung kaum höher als die der Neger war; zuweilen trifft man aber auch unter diesen Aerzten sehr tüchtige Männer. Viele Fazendeiros behandeln selbst ihre Kranken, wobei die Homöopathie begreiflicherweise eine grosse Rolle spielt. Der Mangel an geschickten Aerzten auf den Fazendas und überhaupt im Innern des Landes ist nicht zu vergessen, wenn die Ursachen der Verminderung der Sklaven in Brasilien aufgezählt werden. [1])

Erst in neuester Zeit hat bei einzelnen brasilianischen Kaffeepflanzern der landwirthschaftliche Grundsatz, dem Boden wenigstens zum Theil wiederzugeben. was ihm entzogen wurde, Eingang gefunden. Es wurden nämlich früher fast ausnahmslos alle, sehr beträchtlichen, Abfälle beim Reinigen des Kaffees, also sämmtliche Fruchthüllen (das eingetrocknete Fruchtfleisch und die Samendecken) einfach in den nächsten Bach geworfen. Neuerdings nun haben manche Fazendeiros sie direct wieder in den Kaffee-

[1]) Ich habe im 2. Bande, S. 78, bemerkt, dass die Neger sich bei ihren Vergiftungen häufig einer Pflanze, *Timbo* genannt, bedienen. Mit dem Namen Timbo werden eine Anzahl zu sehr verschiedenen Familien gehöriger Pflanzen bezeichnet: *Timbo boticario* oder *Timbo arvore*, auch schlechtweg Timbo, von den Negern zuweilen auch *Timbo Guinea* genannt, ist eine Leguminosa (Lonchocarpus Peckolti Wawra) von der die Neger behaupten, der Baum wachse in Afrika und die Samen seien nach Brasilien importirt worden. Sie benützen nur die Wurzeln. Peckolt hat den Baum nie im Urwald, sondern nur in Capoeiros und auf freien Plätzen gefunden. *Timbo Cabelludo* ist eine Sapindacea, *Timbo tingo* eine Paullinea, *Timbo peixe* und *Timbo çipo* eine Serjania, die zum Vergiften oder Betäuben der Fische gebraucht wird. Die Indianer nennen eine grosse Anzahl Giftpflanzen Timbo.

berg führen und dort ausstreuen lassen; andere rationellere benützen sie zur Anlage von Composthaufen, die ebenfalls dem Kaffeeberge zugute kommen. Alle diese Abfälle enthalten Caffeïn, obwol in ziemlich geringer Quantität. Nach Th. Peckolt's Analysen geben 100 Grammes trockene Pergammenthaut, wie sie in den Engenhos von den vom trockenen Fruchtfleische befreiten Bohnen abfällt, 0,0024 Grammes Caffeïn; 100 Grammes sorgfältig gesammelte und vorsichtig getrocknete Pergamenthaut geben 0,052 Grammes Caffeïn; 100 Grammes frisches Fruchtfleisch enthielt 0,027 Grammes Caffeïn, 6,784 Grammes Zucker, 1,462 Grammes Kaffeegerbsäure, ferner Citronsäure (Trauben-, Gallus- und Apfelsäure, an Kali und Kalk gebunden), Harze u. s. w. und 1,717 Grammes Asche. Vom sogenannten Kaffeestaube, wie derselbe in den Engenhos beim Stampfen abfällt, also sämmtliche Kaffeehülsen, lieferten 0,082 Grammes Caffeïn. Da alle diese Caffeïn enthaltenden Abfälle fast nutzlos verloren gehen, so liegt die Frage nahe, ob dieselben nicht als Surrogate des Kaffees benutzt werden könnten? Alle bekannten Kaffeesurrogate, als da sind: geröstete Hülsenfrüchte, Gerste, Roggen, Eicheln, Kastanien, Dattelkerne, Hagebutten, Spargelsamen, Samen der gelben Wasserlilie, des türkischen Kenguel, des Pfriemkrautes (Spartium Scoparium), des spanischen Wirbelkrautes (Astragalus baeticus), Traubenkerne, Bucheckern, Vogelkirschen, gedörrte Birnen, ferner Runkeln, Möhren, Erdmandeln (Cyperus esculentus), Erdnüsse (Lathyrus tuberosus), Löwenzahn, Cichorie und so viele andere, deren Aufzählung nur ermüden würde, enthalten durchaus kein Caffeïn, sondern empyreumatisches Oel, Röstbitter, in einzelnen Fällen Gerbsäure, oft aber ziemlich viel Zucker. Sie werden von Millionen von Menschen benutzt, die zwar gern Kaffee trinken möchten, denen aber die Bohnen zu theuer sind. In den Kaffeeabfällen sind, wie wir oben gesehen haben, die Hauptbestandtheile des Kaffees enthalten; ihr Preis in Europa würde sich trotz des weiten Transportes unbedeutend höher stellen als derjenige der meisten Surrogate; sie liefern aber ein Getränk, das nach seiner chemischen Zusammensetzung die grösste Aehnlichkeit mit dem Aufgusse der gerösteten Kaffeebohne hat.

Nach La Roque und Niebuhr soll der im Orient hochgeschätzte Sultanskaffee, der gewöhnlich nur von hohen Personen getrunken wird, aus dem getrockneten und gerösteten, mit Wasser infundirten Fruchtfleische der Kaffeebohnen bereitet werden. Versuche, die ich mit solchem Fruchtfleische anstellte, lieferten ein dem Kaffee einigermassen ähnliches Getränk; er besitzt aber den dem „marinirten" oder havarirten (d. h. dem während der Seereise durch Salzwasser beschädigten) Kaffee eigenthümlichen, in manchen Gegenden jedoch beliebten Geschmack in sehr hohem Grade und ist daher Personen, die einen reinen Kaffeegeschmack schätzen, sehr unangenehm, ja widerstehend. Dieses so hervorstechenden Geschmackes wegen könnten die Fruchthüllen und der Kaffeestaub in allen jenen Ländern, in denen hauptsächlich der marinirte Kaffee Absatz findet, leicht vortheilhaft Eingang finden und die kein Caffeïn enthaltenden Surrogate verdrängen oder ihnen beigemischt werden.

Wie mir vor kurzem mitgetheilt wurde, sind schon vor einiger Zeit Anfragen aus London, Hamburg und Berlin wegen des Preises der getrockneten Kaffeehüllen nach Cantagallo gelangt, aber, soviel mir bekannt ist, hat sich derselben bisjetzt die Speculation als Handelsartikel noch nicht bemächtigt. Nach dem Urtheile fachkundiger Kaufleute könnten die getrockneten Fruchthüllen und Kaffeestaub zu ungefähr $\frac{1}{4}$ des Preises des ordinären Rio-Kaffees auf den Markt gebracht werden.

Ein angenehmeres Getränk, als von den schwarzen Hülsen, also dem eingetrockneten Fruchtfleische, erhält man von der weisslich gelben, beide Kaffeebohnen umschliessenden Pergamenthaut; es hat einen reinen Kaffeegeschmack. Das Rösten dieser Hülsen erfordert aber einige Vorsicht, weil sie sehr leicht verbrennen.

Wenn es nicht gelingt, den sämmtlichen Kaffeehülsen als zweckmässigstem Surrogat der Kaffeebohnen Eingang zu verschaffen, so wäre es immerhin sehr vortheilhaft, wenn die Kaffeebohnen mit ihrer Pergamenthaut auf den Markt gebracht würden und somit das in ihnen enthaltene Caffeïn nicht nutzlos verloren gehen würde. Solchen Neuerungen Eingang zu verschaffen, hält aber ungemein schwer, indem ihnen Vorurtheile nach allen Rich-

tungen hin grossen Widerstand leisten. Am ersten damit einverstanden wären sicherlich die Fazendeiros, da sie ein jetzt fast nutzlos weggeworfenes Product verwerthen könnten und zugleich ein Theil der Arbeit beim Reinigen des Kaffees entfallen würde. Die Consumenten hingegen würden sich wahrscheinlich nur sehr schwer entschliessen, die ihnen werthlos erscheinenden Hülsen mit zu kaufen. Ich glaube jedoch, dass diese gewiss wichtige Neuerung am ersten dadurch sich Bahn brechen würde, wenn die Kaufleute solchen Kaffee vorerst nur in geröstetem Zustande verkauften. In grossen Städten, in denen sehr bedeutende Quantitäten gebrannten Kaffees zum Verkaufe kommen, wäre am ersten Gelegenheit geboten, Versuche damit zu machsn. Da der Preis des Kaffees mit den Pergamenthülsen sich etwas niedriger herausstellen würde als der des vollständig gereinigten, so würden natürlich vorerst die Kaufleute Nutzen davon ziehen und erst später die Consumenten, die ihn auch in rohem Zustand kaufen.

Ich kann nicht umhin, die Aufmerksamkeit meiner Leser noch auf einen Punkt zu lenken, der mir von Wichtigkeit zu sein scheint.

Im ostindischen Archipelagus, dem sogenannten Wasserindien, wird aus den Blättern des Kaffeestrauches ein Getränk bereitet, das, besonders auf Sumatra, für den grössten Theil der Bevölkerung ein unentbehrliches Lebensbedürfniss bildet. Die abgeschnittenen frischen Kaffeezweige werden nämlich über einem schwachen, rauchlosen Feuer von Bambusrohr so lange geröstet, bis die Blätter eine dunkelbraune Farbe annehmen, dann werden sie von den Zweigen abgenommen und diese letztern nochmals geröstet, bis sich die Rinde, die mit den Blättern zur Verwendung kommt, leicht loslösen lässt. Von diesen so zubereiteten Blättern und Rinden wird die nöthige Menge mit heissem Wasser infundirt und mit Zucker versetzt genossen.

Ich habe diese gerösteten Kaffeeblätter oder den sogenannten „Kaffeethee“ zum ersten mal bei der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Bremen im Jahre 1844 gesehen, wo der durch seine wissenschaftlichen Reisen auf Java berühmte Professor Blume, Director des Reichsherbariums in Leyden, denselben vorwies, einen kurzen erläuternden Vortrag darüber hielt

und Versuche damit in Europa zu machen anempfahl. Bei der internationalen Ausstellung in London im Jahre 1851 war der ostindische Kaffeethee ebenfalls repräsentirt und damals wies Gardner nach, dass er eine bedeutende Menge „Theïn“ enthalte. Später wurden zu wiederholten malen Beobachtungen und Untersuchungen über den Kaffeethee von Ward, van den Corput, Daniel Hanbury, Stenhouse und andern mitgetheilt, sie behielten aber nur ein wissenschaftliches Interesse, und trotzdem eine englische Commission von Theekostern ihr Urtheil dahin abgab, dass der Aufguss der gerösteten Kaffeeblätter ein Getränk liefere, das mit dem Schin-, Suchong- und Kongothee die grösste Aehnlichkeit habe, so geschah doch kein ernstlicher Schritt, um ihm Eingang in Europa zu verschaffen. In einigen Schriften, die des Kaffeethees erwähnen, finde ich die Bemerkung, dass die brasilianische Regierung die Fabrikation verschiedener Theearten aus Kaffeeblättern unterstütze und dass wir von dorther binnen kurzem ganze Schiffsladungen voll Kaffeeblätter erhalten werden. Es sind nun schon 10—12 Jahren her, seit diese Vermuthung ausgesprochen wurde, factisch sind aber aus Brasilien wenig mehr geröstete Kaffeeblätter nach Europa gekommen als diejenigen, die ich für meinen eigenen Gebrauch durch die Güte eines Fazendeiro bezogen habe. Ich habe in Rio de Janeiro in den betreffenden Regierungskreisen sorgfältig nachgeforscht, welche Verfügungen die kaiserliche Regierung getroffen habe, um die Fabrikation von Thee aus Kaffeeblättern zu begünstigen, aber erst nach langem, vergeblichem Hin- und Herfragen erfahren, dass vor einer Reihe von Jahren das Project, diese Industrie zu begründen, aufgetaucht sei, aber sehr bald wieder fallen gelassen wurde, da sich kein Fazendeiro dazu verstehen wollte, die theuern Arbeitskräfte an ein Product zu verschwenden, das noch durchaus auf keinen Absatz rechnen konnte.

Die gerösteten Kaffeeblätter haben eine gelblichbraune Farbe und einen sehr aromatischen Geruch, der dem von schwach gebranntem feinen Kaffee ähnlich ist. Der Aufguss, im nämlichen Gewichtsverhältnisse von Wasser und Blättern wie bei guten chinesischen Theesorten, hat eine dunkelgelbe Farbe und, mit

Zucker versetzt, einen eigenthümlich angenehmen Geschmack, der je nach der Stärke bald mehr dem des Thees, bald mehr dem des Kaffees ähnelt. Ein Zusatz von Milch alterirt den ursprünglichen Geschmack des Kaffeethees, aber doch nicht in dem Grade, wie dies bei dem Kaffee der Fall ist.

Nach den Analysen von Stenhouse enthalten die gerösteten Kaffeeblätter 1,15—1,25 % Theïn, also fast 1 % mehr als die Kaffeebohnen (0,117—1,8), aber weniger als der Thee (1,70—4,20 %, der im Handel vorkommende Thee enthält durchschnittlich 2—2,30 % Theïn oder Caffeïn) und ziemlich gleichviel wie der Paraguaythee (1,25 %); ausserdem enthalten sie ein flüchtiges Oel, Gerbsäure und gegen 13 % Kleber. Wiederholte Versuche haben mir gezeigt, dass der heisse Wasseraufguss 39—42 % des Gewichtes der gerösteten Kaffeeblätter löst, also ziemlich gleichviel wie der beim chinesischen Thee. [1])

[1]) Dr. Th. Peckolt, der sich mehr als ein Jahr lang mit der Analyse der Kaffeeblätter beschäftigte, machte mir vor kurzem folgende Mittheilungen: *Analyse der Kaffeeblätter.* Sie ist mit grösster Sorgfalt ausgeführt, nachdem ich schon circa 53 Blattanalysen beendigt habe. Die Blätter sind von einem sechsjährigen Baume, im kräftigsten Wuchse, mit kleinen grünen Kaffeebohnen förmlich überladen; im Monat Januar gesammelt und bei 100 ° C. getrocknet:

100 Grammes trockene Blätter enthielten:

Caffeïn	0,875	Gr.
Kaffeegerbsäure	6,483	„
Gallussäure	0,400	„
Chinasäure	0,128	„
Apfelsaure Weinsteinsäure Gummi und anorganisirte Salze	7,872	„
Extractivstoff	0,366	„
Eiweissartige Substanzen	4,650	„
Zucker	5,250	„
Weichharz und Wachs	7,200	„
Chlorophyll und Satzmehl	12,509	„
Rückstand 57,267 Gr. welche Asche geben	3,000	„

Frische, vor der Blüte im Monat August gesammelte Blätter im Gewichte von 60000 Grammes enthielten auf 100 Grammes reducirt 1,720 Caffeïn. Hundert Grammes der noch am Baum befindlichen, aber von dem obenerwähnten Kaffeeinsekt zerstörten Blätter enthielten:

Caffeïn	1,192	Grammes
Gerbstoff	4,685	„
Chinasäure	0,130	„

Die physiologische Wirkung des Infusums des Kaffeethees zeigt mit der des chinesischen Thees eine grosse Uebereinstimmung, nur dürfte sie im allgemeinen als etwas schwächer bezeichnet werden; es beschleunigt die Blutcirculation, hat eine ausgesprochene diuretische Wirkung, erzeugt das Gefühl eines gewissen Behagens und einer angenehmen Aufregung, stärkt nach bedeutenden Strapazen, z. B. anstrengenden Ritten oder beschwerlichen, ermüdenden Winterjagden, den Körper sehr rasch. Genauer die physiologische Wirkung des Kaffeethees zu präcisiren, bin ich noch nicht in der Lage. In den eben angeführten Eigenschaften stimmt er mit den übrigen, Caffeïn enthaltenden Genussmitteln überein. Ob er mehr die Empfänglichkeit für Sinneseindrücke erhöht, die Beobachtungsgabe steigert und die Einbildungskraft belebt, wie der Kaffee, oder ob er mehr die Urtheilskraft schärft, wie der Thee, das sind Fragen, deren Beantwortung ich andern überlasse. Nach meiner Ansicht ist man bei der versuchten Feststellung der Wirkung des Aufgusses von Thee und Kaffee auf die Gehirnthätigkeit viel zu weit gegangen. Sehr gewissenhaften, nüchternen und exacten Beobachtern ist es nicht gelungen, aus ihren Versuchen solche Resultate zu gewinnen, wie sie von andern Seiten mit den subtilsten Schattirungen in blendenden Phrasen angegeben werden.

Die narkotischen Genussmittel äussern allerdings gewisse mit Bestimmtheit festzustellende Wirkungen auf den menschlichen Organismus, aber ihre specielle Wirkung auf das Gehirnleben hängt so sehr von der Individualität der Versuchssubjecte ab, und die Beobachtungen sind so grossen Täuschungen unterworfen, dass bisjetzt wenigstens noch keineswegs ihre physiologische Wirkung in dieser Richtung als genau gekannt angenommen werden kann. Es ist aber auch ihre Wirkung auf andere Organe

Zucker, das chlorophyllhaltige Satzmehl, Farbstoffe, Fett und die gummiartigen Substanzen, kurz, die Kohlenhydrate waren gänzlich verschwunden und scheinen die Hauptnahrung der Mottenmade zu sein.

Kaffeeblätter eines zwanzigjährigen, keinen guten Ertrag mehr liefernden Kaffeebaumes, bei 100° C. getrocknet, enthielten 0,190 Grammes Caffeïn.

Das Caffeïn nimmt beim Reifen der Beeren in den Blättern constant ab.

noch immer ein Gegenstand grosser Controversen. Der schwarze Kaffee z. B. wird ziemlich allgemein als verdauungförderndes Getränk nach Tisch genossen, aber Tausende von Kaffeetrinkern finden, dass er gerade das Gegentheil bewirke und die Verdauung beschränke. Ich kenne Brasilianer, die, von frühester Jugend gewöhnt, täglich fünf- bis sechsmal schwarzen Kaffee zu geniessen, den Gebrauch desselben nach Tisch aufgeben mussten, weil er ihnen jedesmal die Verdauungsthätigkeit störte. Vorzüglich zeigt er diese Wirkung bei Personen, die nicht die Gewohnheit haben, ihn nach der Mittagsmahlzeit einzunehmen. Während die Brasilianer die erste Portion schwarzen Kaffee unmittelbar nach dem Aufstehen, sehr häufig noch im Bett geniessen, trinken ihn die Orientalen niemals nüchtern, weil sie ihn dann für absolut schädlich halten. „Wenn du nichts anderes zu geniessen hast, so reisse einen Knopf von deinem Kleide und verschlinge ihn, ehe du schwarzen Kaffee geniessest", heisst ein orientalisches Sprichwort. Der französische Arzt Perrin führt eine Menge von nachtheiligen Erscheinungen an, die er während des Krimkrieges an Soldaten und Offizieren nach dem Frühgenusse des schwarzen Kaffees beobachtete. Chinesische Schriftsteller warnen ebenfalls vor dem Genusse des Thees bei nüchternem Magen.

Der Kaffeethee, nach Tisch genossen, scheint nach einzelnen mir vorliegenden Beobachtungen die Verdauungsthätigkeit durchaus nicht zu beirren, denn einzelne Personen, denen der schwarze Kaffee nach Tisch jedesmal Verdauungsstörungen verursacht, trinken auf mein Anrathen den Kaffeethee und befinden sich vortrefflich dabei. Auch nüchtern genossen, hat er in keinem der mir bekannten Fälle den geringsten nachtheiligen Einfluss gehabt.

Ob der Kaffeethee in Europa eine wichtige Stelle unter den narkotischen Genussmitteln einnehmen wird, hängt vorzüglich von dem Preise ab, zu dem er auf den Markt geliefert werden kann. Ich habe in dieser Beziehung einlässliche Erkundigungen in Brasilien eingezogen und theile hier mit, was mir ein befreundeter Fazendeiro auf meine dahin bezüglichen Fragen antwortete.

„Ein unvorsichtiges Pflücken der Kaffeeblätter oder das Abschneiden der jungen Zweige sind dem Kaffeebaume durchaus nachtheilig, es könnten daher ohne Schaden für die Pflanzungen nur diejenigen Blätter entfernt werden, die ohnehin bald von selbst abfallen würden. Es wäre übrigens sehr gefährlich, diese Arbeit durch die dummen Neger machen zu lassen, da sie, selbst bei strenger Aufsicht, doch nimmer die richtige Auswahl der Blätter treffen und also den Bäumen Schaden zufügen würden; auch würde ein solches Pflücken sehr langsam von statten gehen und selbst bei höhern Preisen, als man je Hoffnung haben könnte, zu erlangen, nicht einen Ertrag gewähren, welcher in richtigem Verhältnisse zu der hier ungemein theuern Handarbeit stehen würde.

„Nach meiner Ansicht sind nur zwei Arten des Sammelns mit einiger Aussicht auf Erfolg möglich. Es könnten nämlich erstens diejenigen Blätter, welche beim Pflücken der Bohnen mit in die Körbe fallen (und es sind ihrer immer ziemlich viele), anstatt sie wegzuwerfen, zur fernern Verarbeitung aufgehoben, und zweitens jene Blätter, welche in der trockenen Jahreszeit (Juni bis October) in Masse zur Erde fallen, vor der Regenzeit gesammelt werden. Diese letztern würden wahrscheinlich nur eine geringere Sorte Thee geben, aber auch nicht besonders viele Mühe kosten.

„Die fernere Manipulation ist bei gesunden und reinen Blättern sehr einfach. Das Rösten würde am vortheilhaftesten in grossen Cylindern von Eisenblech vorgenommen, die sich leicht über dem Feuer drehen liessen und gross genug wären, um wenigstens 2 Arrobas grüne Blätter zu fassen. Nach meinen bisherigen Versuchen geben 4 Arrobas grüne Blätter 1 Arroba geröstete.[1]) Was die Verpackung anbelangt, so könnten die gerösteten Blätter wol ohne Nachtheil in Säcke gepresst und so versendet werden, was auch das Einfachste wäre, oder in Kisten, was aber natürlich viel kostspieliger ausfallen würde. Soviel ich

[1]) Nach Dr. Th. Peckolt's Angaben geben 372 Pfund frische Blätter 100 Pfund trockene.

bisjetzt nach meinen Versuchen beurtheilen kann, so glaube ich, dass gute, sorgfältig geröstete Blätter nicht wohlfeiler als zu 20 Milreis ($14^2/_3$ Thlr.) per Arroba (32 Pfd.) in Rio de Janeiro geliefert werden könnten; übrigens ist es vorderhand noch durchaus unmöglich, einen massgebenden Preis zu fixiren."

Auf Sumatra soll ein Pfund gerösteter Kaffeeblätter ungefähr 1 Silbergroschen kosten. Ganz sichere Angaben darüber fehlen mir indessen noch.

Ich bin überzeugt, dass auch in Brasilien, sobald dem Producte ein fester Absatz gesichert wäre, sich der Preis bedeutend niedriger als 20 Milreis per Arroba herausstellen und dann unbedeutend mehr als die der bessern Sorten Kaffee betragen würde. Der Kaffeebaum könnte in jenen Gegenden, in denen die Bohnen nicht zur vollen Reife gelangen, mit Erfolg zur Gewinnung von Blättern gezogen werden, und da, wo gegenwärtig in Brasilien chinesischer Thee von sehr untergeordnetem Werthe und, nur für den einheimischen Verbrauch producirt wird, würde der Kaffeebaum durch seine Blätter einen weit höhern Gewinn abwerfen als die Theestaude. Das Rösten der Kaffeeblätter ist einfacher als die viel schwierigere Manipulation mit den Theeblättern und weit weniger kostspielig und weniger Eventualitäten ausgesetzt als das lange dauernde und grosse Räumlichkeiten und theuere Einrichtungen und Maschinen erfordernde Trocknen der Kaffeebohnen.

Wenn Ost- und Westindien und Brasilien concurriren würden, den europäischen Markt mit Kaffeethee zu versorgen, so würde endlich auch der Preis desselben seinem wirklichen Werthe entsprechend bestimmt werden. Gesetzt nun, der Preis dieser Blätter käme dem der guten Kaffeesorten gleich — und ich vermuthe, dass sie mit der Zeit noch billiger verkauft werden könnten —, so wäre der Kaffeethee für Europa das billigste der exotischen narkotischen Genussmittel, denn zu einem entsprechend starken Aufgusse bedarf man weniger als die Hälfte des Gewichtes der gerösteten Kaffeebohnen, und nur ebenso viel als von dem ungleich theuerern chinesischen Thee. Die geringern Sorten von Kaffeethee, z. B. aus den abgefallenen Blättern, deren

Caffeïngehalt etwas kleiner ist [1]) als jener der gepflückten, könnten zu einem billigen Preise in den Handel kommen, da auf denselben nur wenig Handarbeit lastet. Dieser ungemein grosse Vortheil qualificirt gerade diese Sorte des Kaffeethees vortrefflich, den chinesischen Thee bei der ärmern Bevölkerung jener Länder, in denen er für alle Volksschichten ein fast unentbehrliches Genussmittel ist, zu ersetzen, da sie diesen seines hohen Preises wegen gewöhnlich nur verfälscht erhält. In mehrern Staaten hat man rationellerweise angefangen, den Truppen im Felde statt der spirituosen Getränke Kaffee zu verabreichen; auch in diesem speciellen Falle würde der Kaffeethee mit offenbarem Vortheile die Stelle der Kaffeebohnen ersetzen, denn er erfüllt den nämlichen Zweck wie diese, ist wohlfeiler und bedarf keiner weitern vorbereitenden Manipulationen, um mit siedendem Wasser sogleich das Getränk herzustellen. Man wird sich noch erinnern, dass im Anfange des Krimkriegs die englischen Soldaten die ihnen verabfolgten grünen Kaffeebohnen wegwarfen, weil sie damals noch keine Vorbereitungen mitführten, sie zu rösten und zu mahlen.

Die angeführten Eigenschaften und Vortheile des Kaffeethees sind so wichtig, dass ich sie dringend der allgemeinen Aufmerksamkeit empfehle, besonders aber der Beachtung jener Kreise, die vorzüglich berufen sind, zu dessen Einführung beizutragen, und vielleicht allein vermögen sie durchzusetzen. Das Bedürfniss nach narkotischen Genussmitteln ist ein so grosses, dass gegenwärtig jährlich circa 2500 Millionen Pfund Thee und 750 Millionen Pfund Kaffee consumirt werden, abgesehen von grossen Quantitäten anderer in die nämliche Kategorie gehörender Genussmittel, die ebenfalls für Millionen von Menschen tägliches Lebensbedürfniss geworden sind. Ich halte es für überflüssig, hier die staatsökonomischen Vortheile hervorzuheben, die aus einem allgemeinern Gebrauche des Kaffeethees resultiren

[1]) Das vom Baume abgefallene dürre Laub enthält als Mittel von 3 Analysen von Dr. Th. Peckolt 0,980 Grammes Caffeïn in 100 Grammes bei 100 ° C. getrockneter Blätter.

würden, und will schliesslich nur beiläufig erwähnen, wie wichtig es für den Handel überhaupt wäre, wenn durch die gerösteten Blätter des Kaffeestrauches der chinesische Thee zum Theil verdrängt und dadurch dem bedenklichen nicht mehr zurückströmenden Silberabflusse nach China doch einigermassen Einhalt gethan würde.

Die brasilianische Agricultur liegt mit einem zwar kleinen, aber sehr hartnäckigen und gefährlichen Feinde, dessen Verwüstungen den Landwirth fast zur Verzweiflung bringen, in stetem Kampfe, ohne ihn beseitigen zu können. Dieser gewaltige Gegner ist die schwarzbraune sogenannte *Wanderameise* (Atta Cephalotes), im mittlern und nördlichen Brasilien *Tanajura*, im südlichen *Sauvas* genannt. Fast alle Reisenden, die über das tropische Südamerika geschrieben haben, erwähnen dieser Ameise, besonders ihrer Wanderungen, ihrer Kraft und ihrer Verheerungen; ich will daher hier noch einige Bemerkungen über ihre Lebensweise beifügen.

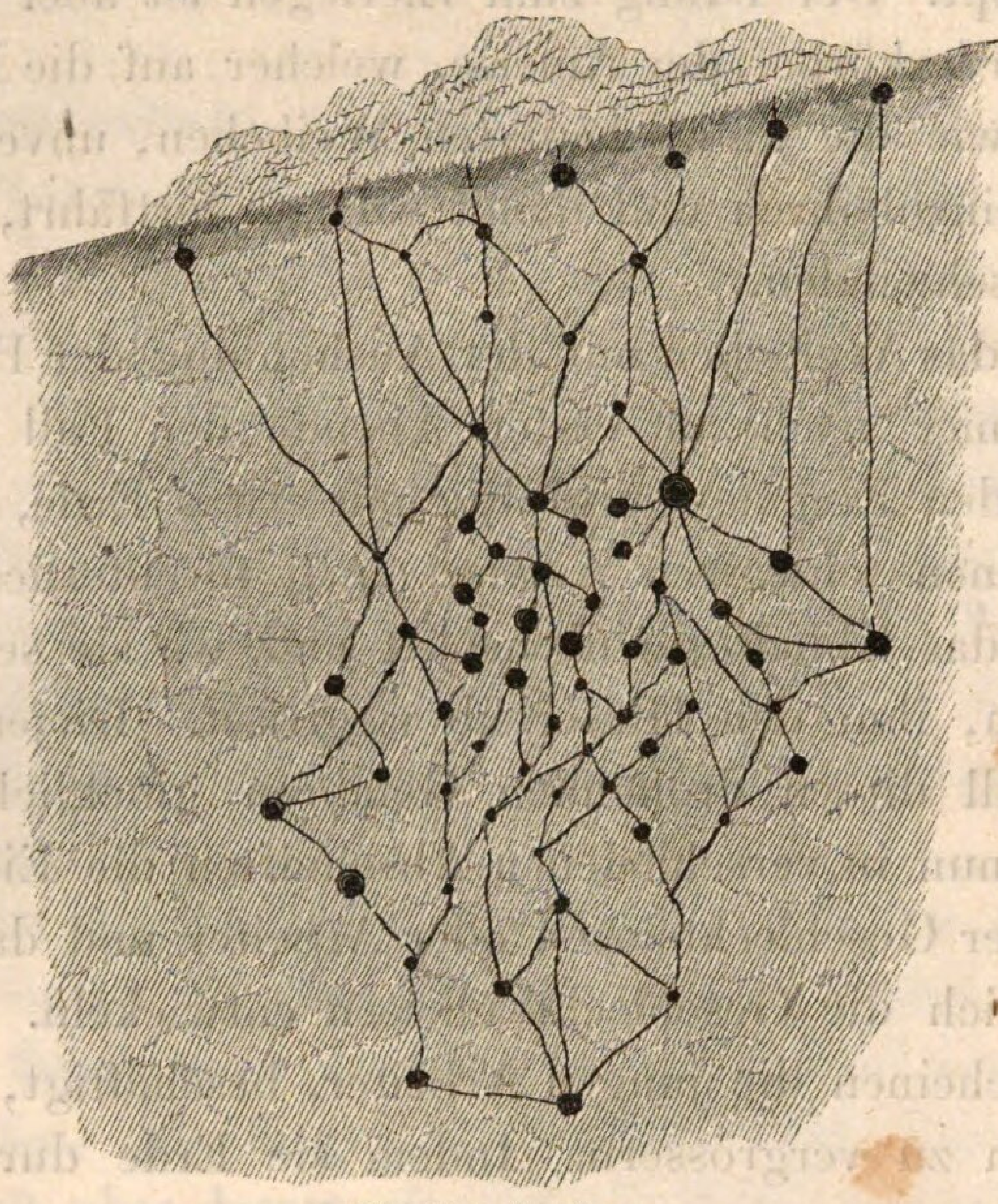
Von den ersten Tagen des October bis zu Anfange Decembers verlassen die überzähligen Männchen und Weibchen in zahlreichen Schwärmen die grossen schon mehrere Jahre alten Ameisenhaufen. Sie fliegen oft Stunden weit, ehe sie sich niedersetzen, oft aber lassen sie sich auch in unmittelbarer Nähe des Mutterhaufens nieder und wählen dazu vorzüglich Wege, kürzlich gereinigte Pflanzungen, am liebsten sonnige etwas kahle Plätze. Ob die Befruchtung der Weibchen während des Fluges oder später auf der Erde stattfindet, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben. Die Männchen werden gewöhnlich am folgenden Morgen auf dem Platze, auf dem sie sich niedergelassen haben, todt gefunden; die befruchteten Weibchen hingegen gehen eine Zeit lang unruhig umher und suchen sich den geeignetsten Platz für ihre künftige Wohnung. Haben sie diesen gefunden, so beissen sie sich die Flügel ab, bohren sich bis ungefähr 8 Zoll tief senkrecht in die Erde ein und erweitern das untere Ende dieses Ganges zu einer Höhlung (panella), gerade gross genug zur Aufnahme der Eier. Da die Ausflüge vorzüglich bei schwüler Luft, gewöhnlich vor Gewittern stattfinden, so geht eine

grosse Anzahl der befruchteten Weibchen schon bei dieser Arbeit durch die starken Regengüsse zu Grunde; vielen andern wird während des Fluges der Hinterkörper mit den Eierstöcken von der Tesoura, einem Fliegenschnapper (Muscicapa tyrannus), weggeschnappt. Der Drang zum Eierlegen ist aber so gewaltig, dass der Vorderkörper der Ameise, welcher auf die Erde niederfällt, gleichwie die unbeschädigten Weibchen, unverzüglich beginnt sich einzubohren und damit solange fortfährt, bis Instinct und Leben schwinden.

Sobald das Weibchen mit der Aushöhlung der Panella fertig ist, was immer noch am ersten Abende der Fall ist, so verschliesst es den Eingang sorgfältig mit etwas Erde, denn es hat in einer kleinen schwarzen Ameise einen fürchterlichen Gegner, der ihm auf das lebhafteste nachspürt und, wo sie seiner habhaft werden kann, ihm den Hinterleib wegfrisst. Diejenigen Weibchen, die all diesen drohenden Gefahren glücklich entgangen sind, legen nun in verschiedenen Abschnitten die Eier und zwar zuerst die der Geschlechtslosen oder Arbeiter und dann erst die, aus denen sich die Geschlechtsameisen entwickeln. Nach 4—5 Wochen erscheinen die jungen Arbeiter, beschäftigt, die zu kleinen Panellen zu vergrössern. Indem sie Erde durch die Eingangsröhre hinausstossen, machen sie dieselbe von aussen durch eine bestimmte Form bemerkbar, sodass glücklicherweise wenig Erfahrung dazu gehört, die Wohnungen dieser so gefährlichen Feinde in dem Stadium aufzufinden, in dem sie noch leicht zu vertilgen sind.

Legt man um diese Zeit eine solche Panella bloss, so findet man darin das Weibchen von einer sehr grossen Anzahl schneeweisser Larven umgeben, aus denen sich später die Geschlechtsameisen entwickeln. Sobald die Panella einige Zoll Durchmesser hat, so fangen die Arbeiter an, einen senkrechten Gang circa 9 Fuss tief in die Erde zu bohren und höhlen dort eine sehr geräumige Panella aus, die man die Mutterhöhle nennen könnte. Das Weibchen bleibt mit den weissen stets wachsenden Larven 4—5 Monate in der ersten Panella und bewerkstelligt dann mit ihnen den Rückzug in die Mutterpanella, die nun ihre künftige

Wohnung bleibt. Nach weitern 6—7 Monaten haben die Arbeiter von der grossen Höhle aus schiefe Gänge nach der Oberfläche der Erde gebohrt und wieder neue Panellen ausgehöhlt. So entsteht nach und nach im zweiten und dritten Jahre eine solche



Ein Tanajurabau.

Menge von Panellen, dass man oft in einer Ameisencolonie 4—500 von 5—7 Zoll Durchmesser zählt, welche alle eine unglaubliche Menge von Ameisen beherbergen.

Diese Panellen sind durch schiefe Röhren untereinander verbunden und communiciren ebenfalls mit der Oberfläche, kommen aber oft erst 60—100 Schritt von dem gerade über der Mutterhöhle liegenden Centralhaufen zu Tage. Die Arbeiter schleppen durch diese Gänge die Lebensmittel herbei. Ob die Panellen in beliebiger Richtung oder nach bestimmten Gesetzen angelegt werden, ist noch nicht ermittelt; sie gruppiren sich aber immer am dichtesten um die Mutterpanella. Die tiefsten liegen oft 18 Fuss senkrecht unter der Erdoberfläche. Die beifolgende Durchschnittsskizze eines alten Ameisenhaufens versinnlicht die ungefähre Lage der Panellen.

Beim Ausgraben einer Ameisencolonie findet man in einem Theile der Panella (sie können Brutpanellas genannt werden) eine weissliche oder bräunliche, äusserst leichte, poröse flaumige Masse, die als abgerundetes Ganze den grössten Theil des Raumes, oft einen Fuss im Durchmesser bei 6—7 Zoll Höhe, einnimmt. In dieser feinen, leichten Masse bemerkt man Eier und Larven von verschiedener Grösse, zahllose kleine Arbeiter ebenfalls von verschiedener Grösse, und in den zu diesen Panellas führenden Wegen und in den Panellas um die Brutmasse herum



Eine Brutpanella.

Arbeitsameisen der bedeutendsten Grösse. Die flaumige Masse scheint aus Vegetabilien zu bestehen, die durch einen eigenthümlichen Process, wahrscheinlich durch Kauen und Vermischung mit einem Drüsensecret, die Umwandlung in diese poröse Substanz erlitten haben. Man beobachtet in derselben ferner eine unzählige Menge kleiner weisser Pünktchen, die unter dem Mikroskop eine eigenthümlich gezackte Form zeigen und, vielleicht ebenfalls ein Ausscheidungsproduct der Ameisen, den Larven zur Nahrung dienen.

Im zweiten Jahre nach Gründung einer Colonie schwärmen die Geschlechtsameisen zum ersten mal und dann alljährlich von October bis December.

Die Arbeiter, die sich durch einen sehr grossen Kopf bei verhältnissmässig kleinem Leibe und sehr stark entwickelten Fresszangen auszeichnen, haben eine ausserordentliche Kraft. Sie schleppen mit Leichtigkeit Maiskörner und Kaffeebohnen in ihre Wohnung; oft sieht man lange Heerscharen mit Blattabschnitten, die zwanzigmal grösser als die Träger sind, alle Hindernisse

überwindend, wo es noththut, sich gegenseitig helfend und unterstützend, nach der Colonie hinziehen. Es scheint, dass die Vorräthe, in den Panellas deponirt, dort einen gewissen Grad von Gärung oder Fäulniss durchmachen müssen, ehe sie eine passende Nahrung für die Ameisenlarven abgeben. Nach einigen Beobachtern scheinen die Ameisen den Blättern des Farrnkrautes vor allen andern den Vorzug zu geben, in zweiter Reihe sich aber hauptsächlich an Culturpflanzen zu halten und unter diesen besonders an Orangenbäume, Kaffeesträucher, Baumwolle und Mandiocastauden. Eine besondere Anziehungskraft für sie haben europäische Fruchtbäume (Aepfel und Birnen), und es ist daher sehr schwer, oft geradezu unmöglich, an Localitäten, wo es viele Tanajuras gibt, solche Obstbäume aufzuziehen, denn kaum haben sich die kahlgefressenen Zweige wieder belaubt, so werden sie von neuem wieder entblättert.

Der Schaden, den die Ameisen der Landwirthschaft zufügen, ist unermesslich. Man hat daher alles Mögliche zu ihrer Vertilgung versucht und die kaiserliche Regierung hat selbst einen Preis von 20000 Milreis für ein unfehlbares Mittel zu diesem Zwecke ausgesetzt, aber es ist noch nicht gelungen, ein solches zu entdecken.

Wie schon bemerkt, ist es zur Zeit des Schwärmens leicht, die befruchteten Weibchen in den ersten Panellas aufzufinden und unschädlich zu machen; auch wenn sie schon die Mutterpanellen bezogen haben, kann man sie durch Eingiessen von Terpentinöl durch die Hauptröhre mit den schwachen Arbeitern und Larven tödten. Wenn aber einmal eine Colonie hinlänglich erstarkt ist, eine grosse Anzahl von Panellen ausgehöhlt und die Ausgangsstollen getrieben sind, dann ist es sehr mühsam, diese Feinde zu bewältigen. Am zweckmässigsten geschieht es durch Schwefel- und Steinkohlendämpfe, die in das Innere der Haufen geleitet werden. Um bei diesem Verfahren mit Sicherheit auf vollständigen Erfolg rechnen zu können, muss nach längerer Einwirkung der Dämpfe die ganze Colonie ausgegraben werden, um die tiefliegenden Panellen zu untersuchen, denn gewöhnlich beschränkt sich die Wirkung der Dämpfe nur auf die obern Höhlen, während

die Ameisen in den untern oft viele Tage lang ruhig zuwarten, bis sich Dampf und Rauch verzogen haben, oder von den Arbeitern neue Gänge gegraben werden. Das Ausheben einer solchen Colonie ist aber eine lange und deshalb auch kostspielige Arbeit, denn es ist oft nöthig, ein Loch von 12—15 Fuss im Cubus auszuwerfen, um die Gewissheit zu erlangen, dass die Ameisen in allen Panellen abgetödtet sind oder um auf die noch tiefer gelegenen die Dämpfe einwirken zu lassen. Eine solche Arbeit ist auf Fazendas, auf deren Territorium oft Hunderte von Tanajurashaufen liegen und wo die theuern Arbeitskräfte sorgsam für die Agricultur zusammengehalten werden müssen, sehr schwer ausführbar und fast nur in Nutz- und Ziergärten und in Parks anwendbar. Da, wo es das Niveau erlaubt, werden durchschnittlich mit gutem Erfolge kleine Kanäle von Teichen und Bächen nach den Ameisenhaufen geleitet und so die Colonien ersäuft.

Man hat vorgeschlagen und auch versucht, durch sinnreich construirte Apparate giftige Gase in die Ameisenhaufen zu leiten. Der Erfolg hat aber den Erwartungen nicht entsprochen, denn erstens ist es fast unmöglich, die Gase durch die unzähligen Verbindungsröhren bis zu einer Tiefe von 18—20 Fuss in die letzten Panellen zu treiben; zweitens ist es ebenso unmöglich, die Mündung aller Ausgangsstollen, die unter Sträuchern, Gras u. s. f. im Umkreise von ein paar hundert Schritten vom aufgeworfenen Haufen versteckt sind, aufzufinden und zu verstopfen. Entgehen aber einige derselben den genauesten Nachforschungen und bleiben offen, so entweichen die Gase durch dieselben und die Colonie leidet wenig Schaden.

Von andern vielfach zur Vertilgung der Tanajuras anempfohlenen Mitteln erwähne ich nur der Kupfersalze und des Arseniks. Man glaubte z. B. durch Parisergrün die Colonien zerstören zu können. Genauere Beobachtungen haben jedoch nachgewiesen, dass, wenn die Eingänge zu allen auffindbaren Stollen mit dieser Kupferverbindung bestreut wurden, die Haufen mehrere Tage lang wie ausgestorben sind, diese scheinbare Ruhe aber von den Arbeitern benutzt wird, um neue Ausgangsröhren zu graben. Nur bei ganz jungen Haufen kann dieses Mittel von Erfolg sein,

aber auch bei solchen darf man sich nicht zu schnell einen günstigen Erfolg versprechen, denn Nachgrabungen haben gezeigt, dass 14—18 Tage nach Anwendung des Parisergrüns die Thierchen ganz ruhig, aber noch lebend in den Panellen sitzen. Arsenik tödtet die Ameisen zwar sicher, lässt sich aber ebenfalls nicht mit Erfolg anwenden: bringt man ihn, mit Mehl vermischt, in die Eingangsröhren, so kosten allerdings viele Arbeiter davon und büssen ihre Naschhaftigkeit mit dem Leben; sobald aber die übrigen diese nachtheilige Wirkung bemerken, so berühren sie diese Lockspeise nicht mehr und graben häufig Nebenstollen, um die Berührung mit dem Köder zu vermeiden. Aehnlich verhält es sich mit allen übrigen vorgeschlagenen und versuchten Mitteln.

Die Tanajuras folgen der Cultur Schritt für Schritt und haben auch in Gegenden, in denen sie früher fast unbekannt waren, schon auf eine beunruhigende Weise überhandgenommen, trotz des Menschen mit seinen Spaten, Giften und Dämpfen. Aus der Klasse des Thierreiches haben die alten Colonien nur wenige Gegner zu fürchten, denn ihr Muth, ihre Zahl und ihre fast unangreifbaren Wohnungen schützen sie vortrefflich vor ihren Angriffen.

Erst in neuerer Zeit hat man einen kleinen, unansehnlichen, aber erbitterten und gefährlichen Feind der muthigen Tanajuras entdeckt, der unter der Protection des Menschen wahrscheinlich befähigt ist, der stets wachsenden Menge dieser Ameisen erfolgreich entgegenzuarbeiten. In der westlichen Provinz Cuyaba lebt nämlich eine sehr kleine schwarze Ameise, die mit der grössten Erbitterung den Tanajuras nachstellt und ihnen die Beine abbeisst. Diese Ameisen kamen, auf welche Weise ist nicht nachgewiesen, aber wahrscheinlich durch Zufall, nach Piracicaba in der Provinz São Paulo und sind dort unter dem Namen *Cuyabanos* bekannt. Einige Jahre nachdem sie sich gezeigt hatten, bemerkte man eine auffallende Abnahme der Sauvas oder Tanajuras, die dort schon zur Landplage geworden waren, und beobachtete die Verwüstungen der kleinen Cuyabanos unter ihnen. Man widmete denselben nun grössere Aufmerksamkeit und versandte

sie auch nach andern Gegenden der Provinz, wo ebenfalls diese Thatsache constatirt wurde. Ich hatte Gelegenheit, in einem Garten von Campinas (Provinz São Paulo) die dorthin versetzten Cuyabanos und die Wirkung ihrer unermüdlichen Thätigkeit an Tausenden fusslosser, mit dem Tode kämpfender Sauvas zu beobachten.

Wie es scheint, dringen die Cuyabanos nächtlicherweile in die unterirdischen Wohnungen der Tanajuras und beissen ihnen, da sie zu winzig sind, sie anderswo zu packen, die Füsse ab. Ihre eigene Kleinheit schützt sie aber wiederum vor den weit auseinanderstehenden und gefährlichen Beisszangen ihrer Gegner. Die auch nur an zwei Füssen verstümmelten Tanajuras können nicht mehr ordentlich gehen, sind also arbeitsunfähig und der Colonie nur eine Last. Sie werden daher von den noch unversehrten Arbeitern ergriffen und sammt ihren abgebissenen Füssen vor die Wohnung hinausgetragen, wo man sie in den Morgenstunden in grosser Menge theils todt, theils mühsam sich herumschleppend findet.

Die bis jetzt vorliegenden Beobachtungen über den Zerstörungskrieg dieser Thierchen sind lückenhaft und es wäre interessant, wenn sie durch einen an derartige Untersuchungen gewöhnten Forscher ergänzt würden. Wie lange eine Heerschar Cuyabanos braucht, um eine mehrjährige Colonie von Tanajuras auszurotten, wissen wir noch nicht, doch glaube ich, dass sie wol Monate dazu bedarf, denn neben ihren Feldzügen haben sie auch noch für ihren eigenen Haushalt zu sorgen und den Larven Nahrung, die aus Pflanzen besteht, herbeizuschleppen. Mir scheint es keinem Zweifel unterworfen zu sein, dass da, wo sich zahlreiche Nester von Cuyabanos befinden, die Tanajurascolonien sich sehr vermindern, möglicherweise durch jene gänzlich vertilgt werden können.

Wie schon bemerkt, hat man wiederholt Versuche gemacht, von Piracicaba aus die Cuyabanos nach andern Gegenden zu versenden. Die meisten dieser Versuche haben nur einen vorübergehenden Erfolg gehabt, denn aus Unkenntniss der Oekonomie dieser Thierchen hat man nur Arbeiter gesammelt und verschickt

und diese sind immer einige Zeit nach ihrer Versetzung wieder spurlos verschwunden. Durch Zufall sind aber einigemal befruchtete Weibchen von Cuyabanos in Säcken mit Zucker, den sie ganz besonders lieben, zur Versendung gekommen, und diese haben sich, am Orte ihrer Bestimmung angelangt, vortrefflich eingebürgert und ihre tanajurafeindliche Wirksamkeit mit bestem Erfolge ausgeübt. Es liegt daher in diesem Zufalle ein Fingerzeig, wie diese nützlichen Thierchen am zweckmässigsten verschickt werden können. Man suche nämlich ein Nest von den Cuyabanos auf, was aber bei ihrer Kleinheit ziemlich schwierig ist, hebe es sorgfältig aus und verpacke es in ein Kistchen mit dem in Brasilien gebräuchlichen groben Zuckermehl. An ihrem Bestimmungsorte angelangt, setze man die Ameisen mit dem Zucker in ein seichtes Loch in der Nähe einer Tanajuracolonie und bedecke es leicht mit Erde.

Da die Cuyabanos unschädliche Thiere sind, das Mittel also nicht so schlimm wie das Uebel ist (wie dies z. B. bei der Vertilgung der Hausratten durch die Wanderratten und bei manchen andern Feindschaften im thierischen Haushalte der Fall), so verdienen sie jedenfalls der besondern Beachtung der brasilianischen Landwirthe.

Mehrere Reisende haben von Wanderungen der Tanajuras gesprochen. Ich halte die sogenannte brasilianische Wanderameise, die bekanntlich oft in gewaltigen Heerscharen daherzieht, auch in die menschlichen Wohnungen dringt, dieselben bis in die entferntesten Winkel in Millionen von Individuen durchstöbert, alles Ungeziefer darin gründlich vertilgt, aber auch alle Esswaaren aufzehrt und nach gethaner Arbeit ihre Wanderung wieder fortsetzt, für eine von den Tanajuras ganz verschiedene Ameisenart. Die Wanderameise kommt besonders häufig im nördlichen Brasilien vor und wird in vielen Gegenden fast zur Landplage. Ihre Invasionen sind besonders zur Nachtzeit ungemein lästig, denn es bleibt den Bewohnern eines von ihnen überfallenen Hauses nichts anderes übrig, als dasselbe sogleich zu verlassen und ruhig abzuwarten, bis jene ihr Geschäft vollendet haben und das Feld freiwillig wieder räumen. Die ganze Oeko-

nomie der Tanajuras ist der Art, dass sie die Annahme, als machen die Arbeiter grossartige sehr entfernte Wanderungen, ausschliesst.

Man findet zuweilen beim Oeffnen der Tanajuracolonien in obern Panellas schlangenartige, blinde, geringelte Eidechsen, Arten von Amphisbaenen (A. flavescens u. a.), A. fuliginosa; diese Blindechsen sind bei den Brasilianern unter dem Namen „zweiköpfige Schlangen“ (Cobras de duas cabezas), weil das Kopf- und Schwanzende auf den ersten Blick nur schwer zu unterscheiden sind, bekannt und obgleich sie keinen Giftzahn haben, folglich ganz unschädlich sind, als äusserst giftig sehr gefürchtet. Es ist in dem Haushalte der Tanajuras eine auffallende Erscheinung, dass diese mitten in ihren unterirdischen Wohnungen ein fremdes Thier von der beträchtlichen Grösse der Blindechsen (sie werden 18—20 Zoll lang und daumensdick) ganz ungestört dulden, um so mehr, als sie sonst die erbittertsten Feinde aller lebenden Wesen sind und jedes Thier, das sich unvorsichtigerweise ihren Colonien nähert, wüthend überfallen und durch ihre Zahl und Kraft selbst Schlangen von mehrern Fuss Länge und Säugethiere von der Grösse eines Eichhörnchens bewältigen und tödten. Welchen Grund diese Association habe, ist noch nicht nachgewiesen. Die Brasilianer haben den frommen Wahn, die Ameisen nehmen die blinde Echse aus Mitleid in ihre Wohnungen auf und tragen ihnen Nahrung zu! Gewiss ziehen der Gast und die Hausherren gleich grosse Vortheile aus ihrem Zusammenleben, sonst würde es nicht so allgemein und ungestört vorkommen.[1]) Uebrigens enthält weder jeder Tanajurahaufen eine Blindechse, noch lebt jede Blindechse in einer Ameisencolonie. Ich habe auch Amphisbaenen wiederholt aus seichten, wie mir scheint selbst-

[1]) Soviel mir bekannt ist, werden die Amphisbaenen vorzüglich in sehr alten Colonien entweder in dem grossen Haufen der von den Ameisen aus ihren Bauen heraufbeförderten Erde, oder in einer feuchten leeren obern Panella gefunden, äusserst selten in einer tiefern. Hier legen sie auch ihre Eier. Wird ein Ameisenhaufen ausgeräuchert, so ergreifen sie, sobald die Wirkung des Blasebalges beginnt, schleunigst die Flucht. Es sind in den obern Panellas auch schon Eier der Schlange Sipó (Coluber bicarinatus) gefunden worden.

gegrabenen Löchern aus Kaffeebergen erhalten. Eine andere ebenso gefürchtete „zweiköpfige Schlange" hält sich hauptsächlich an feuchten Stellen, 1—2 Schuh tiefer unter der Erde auf. Es ist die nackte, im frischen Zustande mit einem klebrigen, schleimartigen Ueberzuge bedeckte schlangenförmige „Blindwühle" (Caecilia annulata). Sie wird besonders bei Erdarbeiten, z. B. beim Anlegen und Repariren von Strassen, in feuchtem Boden gefunden. Diese interessanten, in ihrer Oekonomie noch wenig bekannten Thiere bilden ein Mittelglied zwischen Fröschen und Schlangen.

Ich hatte schon früher Gelegenheit, die ausserordentliche Furcht der Brasilianer vor allen schlangenähnlichen Amphibien zu erwähnen. Es gibt vielleicht in ganz Brasilien kaum 3—4 Arten dieser, dort so sehr zahlreich repräsentirten Klasse der Reptilien, die allgemein als unschädlich bekannt sind und deshalb auch geschont werden. Sonst wird eine jede Schlange, wo immer sie erreicht werden kann, mit einem Gemische von grimmiger Wuth und tödlichem Hasse, aber auch mit der grössten Furcht erlegt. Besonders zeichnen sich die Neger durch ihre Wuth beim Schlangenvertilgen aus; es hält daher auch schwer, wohlerhaltene Exemplare für naturhistorische Sammlungen zu erhalten, wenn man sich nicht selbst mit deren Fange befasst oder sie durch Personen sammeln lässt, die genau dazu instruirt sind. Die Schlangenfurcht der Brasilianer ist übrigens leicht begreiflich, wenn man bedenkt, dass alljährlich viele Hunderte von Individuen von Schlangen gebissen werden und zum Theil auch ihren Verwundungen erliegen. Natürlich trifft der grösste Theil dieser Unglücksfälle die Neger, die bei ihren Feldarbeiten, besonders beim Roden des Urwaldes und in den Zuckerfeldern den Angriffen der Schlangen am meisten ausgesetzt sind.

Es sind besonders drei Schlangenarten, die ziemlich häufig vorkommen und deren Biss die gefährlichsten Folgen hat, nämlich die Cobra cascavel, die Surucucú und die Jararaca.

Die Cobra cascavel (Klapperschlange, Crotalus horridus) lebt vorzüglich im Innern Brasiliens und scheint die kühle Camposregion den heissen Urwäldern vorzuziehen. Ich habe sie lebend

und todt mehrmals im Innern der Provinz Minas und São Paulo gesehen.[1]) Ihr Biss ist zwar ausserordentlich gefährlich und wol in den meisten Fällen tödlich, aber doch fallen ihr weniger Opfer als den beiden andern Arten, denn das ihrem Angriffe vorangehende ziemlich helltönende, höchst eigenthümliche Geräusch der Hornklapper ihres Schwanzes warnt in der Regel den Menschen früh genug, um sich aus ihrem Bereiche zurückzuziehen. Freilich geschieht es zuweilen, dass man unversehens auf das schlafende Thier tritt, und dann folgt der Biss unversehens und ohne vorhergehendes Warnungsgeräusch. Die dunkel- oder röthlichbraune mit schwarzen Zeichnungen untermischte Farbe der drei genannten Schlangenarten lässt sie oft schwer von dem Boden und dem dunkeln Laube, auf dem sie ruhen, unterscheiden, wodurch sie Menschen und Thieren um so gefährlicher werden. Die Klapperschlange ist übrigens träge und in ihren Bewegungen ziemlich langsam; ungereizt und ungewarnt greift sie wol nie einen Menschen an.

Die Surucucú (Lachesis rhombeata) ist recht eigentlich Bewohnerin der heissen Urwälder. Sie kommt von der Provinz São Paulo nach Norden in allen Küstenprovinzen, im ganzen Stromgebiete des Amazonas, in Cuyaba und Mattagrosso vor, am liebsten in Moderschichten von feuchten, dichten, dumpfigen Urwäldern. Diese Schlange erreicht eine beträchtliche Grösse. Ich habe in einer Fazenda der Provinz Rio de Janeiro die abgestreifte Haut einer solchen gesehen, die ohne das fehlende Kopfstück $12\frac{1}{2}$ Palmos ($9' 4''$) mass.[2]) Ein in der Fazenda São Antonio von den Negern erschlagenes Exemplar habe ich mit $7' 9''$ und einem Umfange von $9\frac{1}{2}''$ gemessen; sie hatte kurz vorher ein grosses Aguti verschlungen. Pferde, Maulthiere und Rinder gehen nicht selten auf der nächtlichen Weide, besonders erstere, wenn sie auf Reisen genöthigt sind, in Wäldern ihr

[1]) In der Provinz Bahia und weiter nach Norden kommt sie indessen auch in der heissen Waldregion vor.

[2]) Nach verbürgten Angaben soll sie zuweilen die Länge von 12 Fuss erreichen.

Futter zu suchen, infolge des Bisses der Surucucú nach mehrstündigem Leiden, oft erst nach tagelangem Dahinsiechen zu Grunde. Mit Recht ist die Surucucú so sehr gefürchtet, denn wenn nicht die schleunigste und zweckmässigste Hülfe zur Hand ist, so entgeht der von ihr Gebissene in den seltensten Fällen dem Tode.

Die dritte der erwähnten Giftschlangen, die Jararacá (Trigonocephalus jararacá), kommt durch ganz Brasilien vor. Sie soll eine Länge von 6 Fuss erreichen. So grosse Exemplare habe ich nie gesehen, wohl aber viele kleinere. Auf Strassen, auf denen viele Tropas ziehen, trifft man oft erschlagene Jararacás am Wege liegen. Ihr Biss ist zwar sehr gefährlich und man kann wol annehmen, dass er ohne Anwendung richtiger Gegenmittel mehr als $^2/_3$ der Gebissenen den Tod bringt, aber doch ist die Vergiftung nicht so intensiv wie die der beiden vorhergehenden Arten, lässt dem Einschreiten mit Gegenmitteln mehr Zeit und bietet ihnen auch günstigere Chancen dar.

Ich habe in Brasilien keine Gelegenheit gehabt, die Vergiftungssymptome irgendeiner dieser Schlangenarten zu beobachten, noch selbst mit Schlangengift zu experimentiren, ich will aber doch einige Bemerkungen aufnehmen, die mir dort von Männern der Wissenschaft freundlich mitgetheilt wurden.

Das Gift der Surucucú soll eine grünliche Färbung haben, das der Jararacá wasserklar sein; letzteres nimmt mit Kalilauge eine karminrothe Farbe an. Es ist äusserst schwer, sich eine grössere Menge Gift behufs einer wenn auch nur oberflächlichen chemischen Analyse zu verschaffen, denn wenn man auch noch so sorgfältig die Giftdrüsen einer getödteten Schlange ausdrückt, so erhält man doch nur ein winziges Tröpfchen. Vielleicht gelingt es durch Narkotisiren der Giftschlangen, denselben nach und nach eine zu einer qualitativen Analyse brauchbare Menge Gift zu entziehen. Aus dem, was wir bis jetzt über Schlangengifte wissen, scheint hervorzugehen, dass eine jede Giftschlangenart einen nur ihr eigenthümlichen Giftstoff hat, der sich sowol nach seiner chemischen Zusammensetzung als nach seiner physiologischen Wirkung ganz bestimmt von jedem andern unterscheidet.

Der ganze Symptomencomplex eines von einer Surucucú Gebissenen soll dem des intensivsten Scorbuts entsprechen, während dem Bisse der Jararacá die Erscheinungen eines Typhus in vorgerückterm Stadium folgen sollen. Eine acute Blutzersetzung ist eine Erscheinung, die dem Bisse mehrerer Schlangenarten folgt. Dass durch die Verbindung des Giftes mit dem Blute sich eine organische Säure bildet, die das Fibrin in einen ungerinnbaren Zustand versetze, ist wol schwer anzunehmen, da durch die Disswunde von der Grösse eines Nadelstiches nur eine Minimaldosis des Giftes mit dem Blute in Berührung kommt. Es ist wenigstens sehr unwahrscheinlich, dass eine solche auf rein chemischem Wege die ganze Blutsäule zu zersetzen im Stande sei, und es ist daher viel eher anzunehmen, dass diese Veränderung infolge einer physiologischen Wirkung des Giftes eintritt. Die Vergiftung geschieht aber doch immer nur durch directe Aufnahme des Giftes in den Blutstrom.

Als bestes Gegenmittel gegen die fürchterlichen Folgen des Schlangenbisses hat sich immer noch das schnelle, mässige Unterbinden oder womögliche Aussaugen der Wunde und die innere und äussere Anwendung von flüchtigem Salmiakgeist bewährt. Er wird freilich auf vielen Fazendas zu diesem Zwecke vorräthig gehalten, aber es sind doch Tausende der Gebissenen nicht in der Lage, ihn anzuwenden, sei es, dass ihnen das Mittel unbekannt ist oder dass sie es sich nicht verschaffen können. Sie bedienen sich dann, aber meist ohne Erfolg, anderer Mittel, die ihnen Aberglaube oder Charlatanerie an die Hand geben. Es ist kaum zu bezweifeln, dass die wilden Waldindianer Brasiliens, die den Schlangenbissen so sehr ausgesetzt sind, im Besitze irgendeines wirksamen Gegengiftes sind; wir haben aber keine sichere Kenntniss davon.[1]) Bekanntlich haben die Indianer Columbias und Perus in der Schlingpflanze Vejuco de Huaco (Mikania huaco) ein ausgezeichnetes, selten seine glückliche Wirkung versagendes Heilmittel gegen den Biss gewisser Giftschlangen.

[1]) In der Provinz São Paulo wird die Herva de Cobra (Mikania epifera) zuweilen gegen Schlangenbiss angewendet.

Herr Apotheker Dr. Th. Peckolt in Cantagallo hat aus einer von den Eingeborenen zuweilen mit Erfolg gegen Schlangenbiss angewendeten Pflanze der Urwälder eine ammoniakalische Tinctur bereitet und unter dem Namen Polygonaton in Handel gebracht. Dieser Tinctur wird ein zweckmässig verfertigter Schröpfkopf aus vulkanisirtem Kautschuk beigegeben, um ihn, nachdem das verwundete Glied unterbunden wurde, sogleich auf die mittels einiger Einschnitte erweiterte Wunde zu setzen. Die Tinctur wird, je nach der Intensität der Erscheinungen in kürzern oder längern Zwischenräumen, tropfenweise eingenommen. Dieses Mittel hat in der Umgegend von Cantagallo in mehr als 70 Fällen den ausgezeichnetsten Erfolg gehabt. Selbst wenn es sehr spät zur Anwendung kam, die Vergiftungssymptome den bedrohlichsten Charakter angenommen hatten und das so gefährliche Blutbrechen eingetreten war, führte es noch einen günstigen Ausgang der Krankheit herbei. Die Feitores der meisten Fazendas des Districts Cantagallo führen einen dieser Schröpfköpfe in der Tasche mit, wenn sie mit den Negern zur Roçaarbeit gehen. Ich füge noch bei, dass die grösste Anzahl von Schlangenbissen in dieser Gegend von der Jararacá herrührt.

Unter den Collectivnamen Surucucú und Jararacá werden nicht nur die beiden obenangeführten Species Lachesis rombeata und Trigonocephalus Jararacá, sondern auch ein paar andere zu der nämlichen Gattung gehörende Arten begriffen. Die Jararacá variirt in ihrer bräunlich rothen Grundfarbe und besonders in den schwarzen Rückenzeichnungen so sehr, dass nur die Vergleichung einer langen Serie von Exemplaren einen eifrigen Speciesmacher vor dem Irrthum bewahren kann, die extremen Färbungen als eigene Arten aufzustellen. [1])

In der Provinz São Paulo wurde mir viel von einer schlanken, sehr giftigen Schlange erzählt, die besonders an sandigen

[1]) Die Jararacá azu ist nur ein sehr grosses Exemplar der Jararacá; die Cairaca, offenbar nur ein junges Individuum der nämlichen Species. Die Riesenschlange „Aborna“ oder Jiboia (Epicrates cenchris), kommt nur im nördlichen Brasilien, besonders im Stromgebiete der Amazonas, wo sie eine Länge von 4 Klaftern und darüber erreicht, vor.

Plätzen vorkommt und sich oft 5—6 Fuss weit auf ihr Opfer schnellt. Es sind schon mehrere Parceriecolonisten ihrem Bisse erlegen. Bei den widersprechenden Angaben über Form und Farbe war es mir nicht möglich, festzustellen, welcher bekannten Species diese Schlangen angehören; nur so viel kann ich mit Sicherheit angeben, dass es keine Jararacás sind, denn allen, die mir jene Schlangen beschrieben, waren diese sehr genau bekannt.

Aus dem hier über Giftschlangen Mitgetheilten darf indessen nicht die Folgerung gezogen werden, dass diese Reptilien in Brasilien so häufig sind, dass man bei jedem Spaziergange Gefahr läuft, von einer solchen verwundet zu werden, und dass eine Excursion in die Urwälder ein steter Kampf mit Surucucús und Jararacás sei. Die lebhafte Phantasie einiger Reisenden hat den Pinsel in viel zu grelle Farben eingetaucht; aber es ist doch immerhin ganz richtig, dass in Brasilien Schlangen sehr häufig vorkommen und alljährlich durch ganz Brasilien ihnen Hunderte von Menschen zum Opfer fallen. Einer meiner Bekannten hat in Rio de Janeiro in seinem Gartenhause im Verlaufe von ein paar Jahren neun verschiedene Species in mehr als dreissig Exemplaren gefangen und in Weingeist aufbewahrt. Ein jeder Chacrabesitzer in Rio de Janeiro weiss, dass sein Garten oder Park eine Anzahl solcher Reptilien beherbergt. [1]) Dem reisenden Naturforscher, der Steine umwälzt, Gebüsche durchsucht und in die Wälder eindringt, ist angelegentlichst anzurathen, auf seinen Excursionen immer ein paar Ellen schmales Band und ein Fläschchen mit Salmiakgeist bei sich zu führen.

Durch die fortschreitende Cultur nimmt die Zahl der Schlangen in Brasilien bedeutend ab, da kein Thier mit solcher Consequenz und Erbitterung verfolgt wird wie dieses.

Ich kann nicht umhin, hier noch eines Vorfalles zu erwähnen, der vor einigen Jahren in Rio de Janeiro grosses Aufsehen er-

[1]) In den Chacras von Rio de Janeiro kommen ausser den unschädlichen Baumschlangen besonders häufig mehrere Arten theils verdächtige, theils wirklich giftige Arten der prächtigen Corallenschlangen vor. Im Hofe meiner Wohnung in der Rua Santa Amaro wurden im Verlaufe einiger Wochen fünf Corallenschlangen todtgeschlagen.

regt hat und vielfach in den öffentlichen Blättern besprochen wurde. Es ist mit grosser Ausführlichkeit in Chernoviz, „Medicina popular", I, 379 fg., beschrieben.

Ein gewisser Mariano José Machado, aus Rio Pardo in der Provinz São Pedro do Rio grande do Sul gebürtig, seit einer Reihe von Jahren mit dem Aussatze (mal de Lazaro) behaftet, beschloss nach einem vierjährigen Aufenthalte im Lazarusspitale in Rio de Janeiro einen letzten Versuch zur Heilung seines fürchterlichen Leidens zu wagen. Der Volksglaube schreibt nämlich in einigen Gegenden Brasiliens dem Bisse der Giftschlangen die Kraft zu, den Aussatz zu heilen. Machado, der in Erfahrung gebracht hatte, dass sich in der Rua do Imperador Nr. 61 der Hauptstadt eine lebende Klapperschlange befinde, erklärte seinen festen Willen, sich von dem Thiere beissen zu lassen. Vergebens suchten seine Angehörigen und mehrere Aerzte ihn von seinem desperaten Vorhaben abzuhalten; seines Lebens überdrüssig, blieb er gegen alle Bitten und Mahnungen taub. In Begleitung mehrerer Personen, darunter ein paar Aerzte, begab er sich in die bezeichnete Wohnung und liess hier einen förmlichen Notariatsact aufnehmen, worin er erklärte, dass er den vorhabenden Schritt nach reiflicher Ueberlegung und ganz aus eigenem Antriebe unternehme, dass es daher allein auf seine Gefahr hin geschehe und dass er alle Verantwortlichkeit hinsichtlich des Erfolges auf sich nehme. Das Schriftstück wurde von ihm und mehrern Zeugen unterschrieben.

Machado war ein Mann von 50 Jahren, mittlerer Grösse, aber sehr kräftiger Constitution. Sein ganzer Körper war mit den charakteristischen trockenen Aussatztuberkeln bedeckt, das Gesicht unförmlich entstellt, an den Extremitäten hatten sich die Knoten zu Klumpen angehäuft, von denen sich die Epidermis mit Leichtigkeit losschälte. Sein Lebensüberdruss hatte schon den höchsten Grad erreicht. Als daher die erwähnten Förmlichkeiten beendet waren, steckte er ohne Zögern die Hand in den Käfig der Klapperschlange. Wie von Ekel ergriffen, wich das Thier scheu zurück, der Kranke fasste nun die Schlange an, aber sie züngelte nur gegen die aufgedunsene Hand, und erst als er sie wieder-

holt geneckt und gedrückt hatte, versetzte sie ihm einen Biss an die Wurzel des kleinen Fingers. Machado fühlte die Verwundung nicht und wurde erst von den Umstehenden darauf aufmerksam gemacht. Als er die Hand zurückzog, bemerkte man an der Bisswunde eine kleine Anschwellung; der Biss fand um 11 Uhr 50 Min. statt. Fünf Minuten später trat ein Gefühl der Kälte in der Hand ein, die nun, rasch anschwellend, schon nach einer Viertelstunde einen furchtbaren Umfang erreichte; 12 Uhr 28 Min. Verzerrungen des Gesichts und convulsivische Zuckungen, die Geschwulst hat sich schon über den ganzen Arm bis zur Achsel ausgebreitet; 1 Uhr 20 Min. ausserordentliche Empfindlichkeit, Zittern am ganzen Körper; 1 Uhr 36 Min. getrübtes Bewusstsein, mühsames Bewegen der Lippen, Schlafneigung und Zusammenschnüren des Schlundes; 2 Uhr 5 Min. Schlingbeschwerden, schweres Sprechen, Gefühl von eminenter Angst, copiöser Schweiss auf der Brust; 2 Uhr 38 Min. grösste Unruhe, Schwäche, bedeutende Blutung aus der Nase, Puls 98 Schläge; 3 Uhr 4 Min. anhaltendes Nasenbluten, allgemeiner Schweiss, heftige Schmerzen in den Armen, unwillkürliches Stöhnen; 3 Uhr 35 Min. über den ganzen Körper ikterische Hautfärbung, freiwillige Blutung aus einer Pustel unter dem Arme. Der Kranke geniesst ohne Anstand etwas gewässerten Wein, bald aber treten heftige Schlingbeschwerden und mühsame Respiration ein; die Schmerzen in den obern Extremitäten werden fast unerträglich, die gelbe Hautfarbe nimmt, besonders am gebissenen Arme, ein dunkleres Colorit an; 4 Uhr 50 Min. Puls 104 Schläge, grosse Hitze des ganzen Körpers, Speichelfluss; 5 Uhr 30 Min. sehr bedeutende Urinabsonderung; 7 Uhr unüberwindliche Schlafsucht und anhaltendes unbewusstes Stöhnen. Nach einiger Zeit wacht der Kranke auf, klagt über heftige Schmerzen in der Brust und Zusammenschnüren der Kehle, sodass es ihm nicht möglich ist, etwas zu schlingen, wiederum copiöse Harnentleerung und Nasenbluten. In diesem desperaten Stadium endlich, da sowol der Kranke als auch die anwesenden Aerzte die volle Ueberzeugung erlangt hatten, dass die Vergiftung einen tödlichen Ausgang nehmen werde, wurde mit Einwilligung des Machado noch ein

Versuch gemacht, demselben vorzubeugen. Um 10 nachts erhielt er daher drei Löffel voll eines Infusum von Huaco (Mikania huaco), eine Stunde später vier Löffel voll. Um Mitternacht trat Schlaf ein; nach einer halben Stunde wachte der Kranke unter unsaglicher Angst auf, schrie heftig und verlangte zu beichten. In der grössten Unruhe verstrich der Rest der Nacht. Gegen 9 Uhr vormittags grosse Niedergeschlagenheit, Abgang von blutigem Urin, convulsivische Bewegungen des Unterkiefers und der untern Extremitäten. Um 10 Uhr wurden dem Kranken zwei Vesicatore auf die Schenkel gelegt, ein Klystier mit etwas Rum gesetzt (!) und einige Unzen Eidechsenöl (!) zum Einnehmen verabreicht. Um 11 Uhr 30 Min. (also 20 Minuten weniger als nach 24 Stunden) verschied er. Die Leiche schwoll bald ausserordentlich an und ging rasch in Fäulniss über; schon nach wenigen Minuten war sie mit Todtenflecken bedeckt.

Dieser interessante Fall hat recht gründlich das Haltlose des Volksglaubens dargethan. [1]) Gesetzt auch, das Gift der Cascavel oder irgendeiner andern Schlangenart wäre wirklich ein Specificum gegen den Aussatz (was wol jeder Fachmann, der je Gelegenheit hatte, die Lepra zu beobachten, als unwahrscheinlich erklären wird), so könnte es seine heilende Kraft nur dann entwickeln, wenn es in so kleinen Dosen angewendet würde, dass eine allgemeine Vergiftung nicht eintreten könnte. Um eine Punction auszuführen, bedient man sich vorsichtig des Troikart, sticht aber nicht einen Degen bis ans Heft durch den leidenden Theil. Wollte man daher ähnliche, aber voraussichtlich nutzlose Versuche wiederholen, so müsste man die Schlange tödten, die Giftdrüse mit einer breiten Pincette ausdrücken, das Gift vorsichtig auf einer Glasplatte auffangen und mit einer feinen Lancette oder einer Impfnadel einen äusserst geringen Theil dem Kranken inoculiren.

[1]) In der Provinz São Paulo wird den verkohlten Federn, Knochen u. s. w. eines rebhuhnartigen Vogels, des Macuco (Tinamus brasiliensis), auch nabú-assú oder Tona genannt, eine specifische Heilwirkung bei Bissen giftiger Schlangen zugeschrieben.

Der Fall mit Machado zeigt auch die furchtbar intensive Wirkung des Giftes der Klapperschlange. Wie aus den obenangeführten Symptomen zu entnehmen ist, blieb fast kein System des Organismus von dessen Einflusse unberührt. Der Biss scheint auch in diesem Falle in erster Reihe eine acute Blutzersetzung bewirkt zu haben.

Dass der lethale Ausgang erst nach 24 Stunden erfolgte, während der Biss der Klapperschlangen in der Regel nach weit kürzerer Zeit den Tod herbeiführt, dürfte theils durch die Krankheit des unglücklichen Opfers, theils durch die Anwendung der Mikania huaco zu erklären sein. Dieses berühmte und in Tausenden von Fällen mit dem glänzendsten Erfolge gebrauchte Antidot gegen Schlangenbiss wurde in dem vorliegenden Falle erst in einem so vorgerückten Stadium verabreicht, dass nach dem Urtheile eines jeden Fachmannes an eine Hülfe nicht mehr zu denken war. Der Huaco konnte wol dem Tod verzögern, aber keine Rettung mehr bringen.

Die brasilianische Agricultur scheint, bisjetzt wenigstens, im District Cantagallo ihre rationellsten Vertreter zu haben. Es befinden sich in demselben musterhaft organisirte und vortrefflich administrirte Plantagen, die natürlich auch im Vergleich zu den im gewöhnlichen brasilianischen Schlendrian bewirthschafteten Fazendas einen hohen Ertrag abwerfen, viele der dortigen Fazendeiros sind durch Intelligenz ausgezeichnete Europäer. Wenn ich recht unterrichtet bin, hat Herr Jakob van Erven zuerst die Bahn einer rationellern Agricultur gebrochen und es soll ihm besonders die landwirthschaftliche Technologie sehr wichtige Neuerungen und Einführungen verdanken. Jakob van Erven administrirte 11 Fazendas des Barons von Neu-Freiburg und war auch Mitbesitzer einiger derselben. Die bedeutenden ihm zur Disposition stehenden Geld- und Arbeitskräfte erleichterten es ihm, die Bahn, die ihm seine ausgedehnten Kenntnisse, seine Talente und Erfahrungen vorzeichneten, zu verfolgen und damit glänzende Erfolge zu erreichen. Sie verfehlten nicht, eine günstige Rückwirkung auf die landwirthschaftlichen Zustände der Umgegend auszuüben.

Der Barão de Novo Friburgo, Antonio Clemente Pinto, ist der reichstbegüterte Fazendeiro nicht nur des Districts Cantagallo, sondern wird auch für einen der reichsten Gutsbesitzer von ganz Brasilien gehalten. Er ist Portugiese und kam, wie Hunderttausende seiner Landsleute, blutarm nach Brasilien, um dort sein Glück zu suchen. Anfangs Ausläufer und untergeordneter Ladendiener in einem Verkaufsgewölbe, gelang es ihm durch einen glücklichen Zufall die Protection eines reichen Fazendeiro zu gewinnen und sich durch dessen Unterstützung selbst zu etabliren. Das Glück begünstigte ihn in seinen Unternehmungen. Gelungene Sklaven- und Güterspeculationen machten ihn zum Grossgrundbesitzer und reichen Manne. Es ist die nämliche Geschichte, die sich unzähligemal wiederholt hat. Ueber die Art und Weise, wie bei diesen Speculationen vorgegangen wurde, circuliren mannichfache Gerüchte und Erzählungen. Ich finde mich natürlich nicht bemüssigt, sie hier zu wiederholen oder gar ihre historische Wahrheit prüfen zu wollen. In allen Theilen der Welt wird der Parvenu mit seinem schnell erworbenen Reichthum von gewissen Klassen mit schelen Blicken angesehen und gar leicht geschieht es, dass die Quellen seines Reichthums, wenn sie nicht klar vorliegen, als unlautere bezeichnet werden, ganz besonders aber und in der That auch in sehr vielen Fällen mit vollem Rechte in Brasilien, wo das boshafte und bittere Sprüchwort Quem furtou pouco fica ladrão, quem furtou muito fica barão [1]) der Volksansicht in dieser Beziehung Ausdruck gibt.

Eines Tages sagte mir ein Brasilianer, ein ruhiger und ernster Mann, dem wahrlich Mangel an Patriotismus nicht zum Vorwurfe gemacht werden kann, indem er sich mit grosser Offenheit über die socialen Zustände seines Vaterlandes aussprach: „Es ist traurig, gestehen zu müssen, dass ein so bedeutender Theil unserer Grossen ihre Reichthümer auf unehrliche Weise erworben hat, im Norden des Reiches durch Meuchelmord, im Süden durch Schwindel und Betrug“ (furto ed estellionato). So hart dieser Ausspruch ist, so glaube ich doch kaum, dass er

[1]) Wer wenig stahl, ist ein Dieb; wer viel stahl, wird Baron.

von einem Brasilianer, der redlich und der Wahrheit gemäss urtheilen will, in Abrede gestellt werden kann. Wer für die Erzählungen in den verschiedensten Klassen der Bevölkerung ein offenes Ohr hat, wer mit einiger Aufmerksamkeit die öffentlichen Blätter des Reiches liest und den Verhandlungen der Provinziallandtage und selbst der Kammern folgt, wird, wenn er auch noch so optimistisch gesinnt ist, dieses Urtheil kaum zu modificiren im Stande sein.

Die Wahlagitationen insbesondere lüften mit unerbittlicher Strenge den Schleier, der das befleckte Privatleben so vieler angesehener Männer bedeckte; freilich übertreiben und entstellen in Hunderten von Fällen Parteileidenschaft und Privathass die nackten traurigen Thatsachen. „Ich weiss, dass der Candidat, für den ich stimmen werde, viele Verbrechen begangen hat, äusserte sich einst ein Wähler zu mir, „aber er ist ein Heiliger im Vergleiche zum Gegencandidaten", und nun zählte er mir mit grösster Ausführlichkeit die einzelnen schlechten Handlungen eines jeden der Prätendenten auf, von denen der eine nach dem Strafausmasse europäischer Gesetzgebung mindestens ein halb Dutzend Jahre, der andere aber lebenslängliches Zuchthaus verdient hätte.

In der Provinz Rio de Janeiro lebt ein reicher Fazendeiro A. G., Sohn eines hochangesehenen Mannes, der nach durchaus verbürgten Angaben weit über 100000 Thaler ausgegeben hat, um seine zahlreichen Verbrechen ungestraft zu machen. In einem zu seinem Gute gehörigen Teiche wurden sieben Leichen von Ermordeten aufgefunden, aber heute noch bewegt sich der Urheber dieser Morde frank und frei in der Gesellschaft, wohl wisend, dass er von der Justiz seines Districts nichts zu fürchten hat. Es ist nicht meine Absicht, aus dem überschwenglich reichen, mir vorliegenden Materiale durch andere Beispiele das Obengesagte zu illustriren; indem ich aber meine dahin bezüglichen Notizen durchblättere, finde ich einen Fall verzeichnet, den ich seiner Eigenthümlichkeit wegen erwähnen will. Ein Sklave ermordete aus Rache den Schwager seines Herrn und wurde noch rechtzeitig durch die Polizei der Privatbestrafung entzogen

und in den Kerker geworfen. Sein Besitzer gab sich nun alle Mühe, den Mörder aus dem Gefängnisse zu befreien und ihn nach einer andern Provinz zu verkaufen, um somit sein Kapital nicht zu verlieren. Gibt es wol eine grössere moralische Verkommenheit?

Es mag allerdings fast unbegreiflich erscheinen, dass in einem Lande mit so vortrefflichen Institutionen, wie Brasilien, durch alle, selbst die gebildeten Schichten der Gesellschaft Verbrechen der gröbsten Art so häufig und ungestraft vorkommen. Die Erklärung dieser Thatsache liegt zum Theil in dem gänzlichen Mangel an Achtung vor den Gesetzen, die vom letzten Proletarier bis zum Ministerpräsidenten bei jeder Gelegenheit verletzt werden, theils im Mangel an redlichem Willen und an Energie, den Gesetzen selbst die nöthige Achtung zu verschaffen. Octaviano sagte mit bitterm Ernste bei Gelegenheit der Verpflichtung der Minister, die mit den Eisenbahnunternehmern eingegangenen Verträge redlich zu halten, in seinem weit verbreiteten Correio mercantil: „Man kann wol auf Brasilien die ernsten Worte eines französischen Schriftstellers anwenden: Von unserm Boden ist ein Gefühl verschwunden, dessen Absterben mit Recht jeder Ehrenmann mit Beunruhigung erfüllen muss: das der Achtung vor dem Rechte.“ [1])

Wie oft, frage ich, ist in Brasilien der Fall vorgekommen, dass ein geld- und einflussreicher Mann trotz offenkundiger unleugbarer Verbrechen auf der Anklagebank sass ? und wie oft ist ein solcher von den Geschworenen verurtheilt worden? Letzteres vielleicht noch gar nie. Der öffentliche Ankläger wird es kaum wagen, gegen einen solchen Mann seines Amtes zu pflegen, und zeigt er dennoch die Absicht dazu, so wird Einfluss und Geld in ausgiebigem Masse verwendet, um die Klage zu unterdrücken, und wird sie dennoch von einem pflichtgetreuen Beamten erhoben und kommt sie vor das Schwurgericht, so wird

[1]) Pódese bem aplicar ao Brasil estas séveras palabras de um escritor frances: Desappareceu de nossa terra um sentimento cuja morte causou com razão as mais graves inquietacoes a todos os Homems de Bemi: é o respeito ao direito. Correio mercantil 28. Sept. 1861.

durch die genannten Mittel eine solche Pression auf die Geschworenen ausgeübt, dass ihr Spruch gewiss nie auf schuldig lautet.

Wehe aber den Zeugen, die es wagen, gegen einen solchen Verbrecher aufzutreten! Entweder verschwinden sie einige Zeit vor der Gerichtsverhandlung spurlos, oder sie sind nach derselben der vollen Rache des schuldlos gesprochenen Verbrechers verfallen und zahlen dann noch sehr oft ihr Zeugniss mit dem Leben.

In ganz Brasilien befinden sich (nach brasilianischen Quellen) ungefähr 200000 männliche Individuen, die ohne bestimmte Beschäftigung als Schmarotzer auf grossen Gütern leben und jederzeit die bereitwilligsten Diener ihrer Protectoren sind. Diese sogenannten „Capangas“ lassen sich von ihnen zu jeder, auch der schlechtesten Handlung gebrauchen, sie bilden gewissermassen die Leibgarde ihrer Beschützer, agitiren bei den Wahlen (obgleich sie meistens kein Wahlrecht haben) nach ihren Befehlen, legen für sie vor Gericht falsche Eide ab und werden auf einen Wink von ihnen zu Meuchelmördern. Der reiche Brasilianer befleckt seine Hände nicht mit Blut, weder meuchlings noch im offenen Zweikampfe, er kann ja einen Capanga dingen, der für geringes Geld das blutige Geschäft vollführt, und dabei geniesst er selbst doppelte Sicherheit, bei der That und vor Gericht. Dafür aber schützt er den Capanga nach besten Kräften, er weiss ihn der Rekrutirung und dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu entziehen, er nimmt ihn in sein Haus auf und gibt ihm auch an seinem Tische einen Platz, wenn ihn der Zufall oder Geschäfte zur Essenszeit zu ihm führen.

Die Capangas, fast ausnahmslos der farbigen Bevölkerung angehörend, sind eine Pestbeule der menschlichen Gesellschaft und können nur in einem Staate bestehen, in dem die sittliche Depravation nicht blos auf einzelne niedere Klassen der Nation beschränkt ist, sondern auch in den höhern Schichten Platz gegriffen hat, die das Verbrechen nicht nur gutheissen und anbefehlen, sondern auch den Verbrecher schützen und mit ihm fraternisiren. Man hat die Ursache dieses Verhältnisses in der unglücklichen Rassenmischung gesucht; ich glaube, mit Unrecht,

denn im Süden von Brasilien und an der Westküste Südamerikas ist auch eine romanische Bevölkerung mit Negern und Indianern vielfach gemischt, aber dort herrscht mehr Achtung vor Gesetz und Recht, dort gibt es keine Capangas. Es gibt wol Mörder, Banditen, Räuber, die auf eigene Gefahr und für eigene Rechnung ihr unsauberes Geschäft ausüben, aber nicht diese verächtlichen, servilen, schmarotzenden, feigen Buschklepper wie in Brasilien. Der Republikaner Südamerikas spanischer Abkunft greift seinen Gegner Mann gegen Mann an, der reiche Brasilianer, viel zu feige, bei der Befriedigung seiner niedrigen Rache selbst eine Gefahr zu laufen, dingt einen Meuchelmörder, und auch dieser ist in der Regel viel zu feige, um einen offenen Kampf zu wagen, sondern lauert aus sicherm Versteck seinem Opfer auf und streckt es gewöhnlich durch einen Schrotschuss nieder. Die Kugel könnte ja fehlgehen und der Bedrohte zum Angreifer werden! Diese ekelerregende Feigheit ist nicht Folge der Rassenmischung, sie ist ein aus dem Mutterlande herübergekommenes trauriges Erbtheil der Brasilianer.

Ich halte es kaum für nöthig, hier, wie ich es auch bei andern Gelegenheiten gethan habe, ausdrücklich hervorzuheben, dass die Bevölkerung Brasiliens zahlreiche, sehr ehrenvolle Ausnahmen von dem Gesagten aufzuweisen hat, und füge noch bei, dass schon wiederholt ausgezeichnete Brasilianer durch Schrift und Wort selbst im Parlament die hier berührten Verhältnisse mit unerbittlicher Strenge gegeiselt haben.[1])

[1]) Der ehemalige Justizminister José Thomas *Nabuco* de Araujo sagt in seinem dem gesetzgebenden Körper von 1854 vorgelegten Rechenschaftsbericht: „Es wäre ekelerregend und ohne Interesse, Ihnen die Geschichte eines jeden einzelnen Verbrechens, welche zusammen die entsetzlichen Summen, von denen ich Ihnen Rechenschaft gegeben habe, ausmachen, aufzuzählen. Nicht wenige unter ihnen offenbaren durch scheussliche Nebenumstände die Grausamkeit und den ruchlosen Charakter ihrer Urheber. Zur Schande der Menschheit und der Civilisation bezeugt der detaillirte Bericht dieser Verbrechen, dass es kein auch noch so geheiligtes Band gibt, das nicht durch sie zerrissen oder geschändet worden wäre, sowie, dass als Mörder, wegen nichtiger und verdammungswürdiger Motive, Sklaven, Herren, Schwäger, Brüder, Schwiegersöhne, Kinder, Väter, Mütter und Ehegatten vorkommen."

„Was gilt die Justiz in diesem Lande? was das öffentliche Schamgefühl?

Ich breche dieses Thema ab; es ist ein trauriges Blatt in der Geschichte der gegenwärtigen socialen Zustände Brasiliens.

Das enge Thal, in dem das heutige Städtchen Cantagallo, der Hauptort der gleichnamigen berühmten Kaffeedistricte, liegt, war vor circa 70 Jahren der Hauptschlupfwinkel von Garimpeiros (Goldsuchern), die theils in den kleinen Gewässern der Umgegend, theils im Innern von Minas Gold wuschen, hier aber ihren Sammelplatz und Hauptdepot hatten und von da aus einen gewinnreichen Schleichhandel mit Gold nach Rio de Janeiro betrieben. An der Spitze der Bande stand ein kecker Mulatte, der früher einmal in Minas bei seinem Goldschmuggel in einem Gefechte mit den Soldaten eine Hand verloren hatte, sie aber durch einen mit Baumwolle ausgestopften Handschuh ersetzte und von seinen Gefährten den Namen Handschuhhand (Mão de luva) erhalten hatte. Er stand in inniger Beziehung mit einem andern Contrebandisten Mauricio, der ihm beim Verkaufe des Goldes behülflich war. Die Regierung schöpfte Verdacht und kam bei Ueberwachung des Mauricio auf die Spur des Mão de luva. Der Vicekönig Luis de Vasconcellos e Souza gab nun gemessene Befehle zu den strengsten Nachforschungen; man schickte Spione aus und diese wollten schon nach wochenlangem Herumirren in den Wäldern wieder unverrichteter Sache zurückkehren, als sie, durch das Krähen eines Hahnes aufmerksam gemacht, dem Tone nachgingen und so den Schlupfwinkel der Contrebandisten entdeckten. Einige der Kundschafter kehrten zurück, andere schlossen sich der Bande an, indem sie sich ebenfalls für Garimpeiros ausgaben. Als nach einiger Zeit eine abgesandte Militärmacht mit den Spionen anrückte, gelang es ihr die mehr als 300 Mann starke Bande bei einem Gelage zu überraschen. Die Angegriffenen setzten sich zur Wehre, fanden aber die Steine ihrer Flinten abgeschraubt, nichtsdestoweniger vertheidigten sie sich aufs äusserste. Ein Theil von ihnen wurde

Die Immoralität ist traditionell unter unserer Rasse und ihr wollt, dass sich das Land glücklich entwickele?“ Tavares Bastos Cartas do Solitario p. 158.

niedergemacht, manche gefangen genommen, viele entkamen in den Wäldern, unter ihnen auch Mão de luva. Er trieb sich nun ein paar Jahre lang mit wenigen Spiessgesellen bald als Garimpeiro, bald als Weglagerer herum, bis er endlich gefangen und nach Rio transportirt wurde. Dort wurde er zur Deportation nach Rio grande do Sul verurtheilt, wo er im Jahre 1824 oder 1825 starb.[1])

Der Vicekönig, in der Meinung, dass alles Gold, welches die Gampeiros von ihrem Schlupfwinkel nach Rio schmuggelten, in dem Thale, wo durch das Hahngeschrei die Garimpeiros verrathen wurden und das infolge dessen den Namen Cantagallo erhielt, gewaschen worden sei, liess durch eine Verordnung vom 14. Oct. 1786 bekannt machen, dass die goldhaltenden Ländereien bei Cantagallo an Personen, die dieselben bearbeiten wollen, vertheilt würden, und ernannte zugleich die nöthigen Beamten, um den königlichen Fünften von der Ausbeute zu erheben. Natürlich strömte sogleich eine Menge von hoffnungsvollen Goldsuchern in jene Thäler, und durch die Erbauung einer dem „Santissimo Sacramento" geweihten Kirche wurde der Grund zur künftigen Ortschaft gelegt. Die Hoffnungen auf einen reichen Goldertrag gingen jedoch nicht in Erfüllung, denn theils hatten die Garimpeiros die besten Fundorte schon ausgebeutet, theils war überhaupt das Vorkommen des Goldes ein beschränktes und spärliches. In Cantagallo wurde es im Cascalho des Flusbettes, in Santa-Rita, 5 Legoas nordöstlich davon, in der Dammerde des Cascalho gefunden.[2]) Wie gering die Goldausbeute im allgemeinen im District Cantagallo war, beweisen die folgenden officiellen Angaben. Vom Jahre 1786—1803 betrugen die Ausgaben der Regierung für Beamte und Beaufsichtigungspersonal die Summe von 79419 Milreis, die Einnahmen 174 Mark 6 Cotavas 875 Grän Gold, was nach dem damaligen Goldpreise 16713 Milreis ausmachte. In den letzten Jahren 1801

[1]) Dass Mão de luva in Rio de Janeiro gehenkt oder nach andern an die ostafrikanische Küste deportirt wurde, sind irrige Angaben.

[2]) Vgl. v. Eschwege „Pluto brasiliensis" S. 98.

bis 1803 beliefen sich die königlichen Quinteneinnahmen auf 29 Mark 2 Unzen Gold oder 2808 Milreis, die Ausgaben auf 4808 Milreis, sodass sich ein jährliches Deficit von 633 Milreis herausstellte. Die durchschnittliche Goldausbeute während der achtzehnjährigen Periode wurde auf 80—100 Mark ganz reinen Goldes angegeben. Von diesem Zeitpunkte an verminderte sich der Ertrag stetig, sodass die Bevölkerung es schliesslich weit vortheilhafter fand, das Goldwaschen ganz aufzugeben und sich auf dem üppig reichen Boden der Agricultur zu widmen.

Cantagallo wurde den 9. März 1814 unter dem Namen *São Pedro* zur Villa erhoben, wurde 1835 Hauptort der Comarca und erhielt 1857 Titel und Rang einer Stadt. Der in schmalem



Cantagallo.

Thale eingeklemmte Ort macht einen ziemlich freundlichen Eindruck und hat manche hübsche solid und gut gebaute Wohnungen, ist aber doch unbedeutend, denn er zählt kaum 1500 Einwohner und etwa 120 Häuser.

Die sehr zahlreichen Fazendas der Umgegend bedingen einen lebhaften Verkehr im Kleinhandel, weshalb auch das Städtchen

mit Kaufläden reichlich versehen ist. Im ganzen District und auch in Cantagallo selbst prädominirt das europäische Element weit mehr als in irgendeinem andern Theile Brasiliens (die Coloniedistricte ausgenommen), und ist durch Gross- und Kleingrundbesitzer, Kaufleute, Handwerker, Aerzte u. s. f. durchschnittlich auf eine sehr ehrenvolle Weise vertreten. Ich erwähne hier mit besonderm Vergnügen eines Mannes, dessen Name in den Fachkreisen Deutschlands einen guten Klang hat; es ist Hr. Dr. Th. Peckolt, seit einer Reihe von Jahren als Apotheker in Cantagallo niedergelassen, der sich mit rastlosem Eifer mit Botanik und vorzüglich mit organischer Chemie beschäftigt. Ausgerüstet mit ausgezeichneten Kenntnissen und einem eisernen unermüdlichen Fleisse, ist er in der glücklichen Lage, von einem unerschöpflichen, in Europa nur schwer oder gar nicht zugänglichen Untersuchungsmaterial umgeben zu sein. Er benutzt dasselbe auch redlich zu seinen Forschungen, deren Resultate in verschiedenen pharmaceutischen Zeitschriften Deutschlands niedergelegt sind. Seine chemischen Präparate wurden auf der ersten Industrieausstellung in Rio de Janeiro mit einer, auf der Weltausstellung in London im Jahre 1863 mit drei Medaillen ausgezeichnet. Während meines Besuches in Cantagallo beschäftigte er sich mit einer grössern chemisch-analytischen Arbeit über die Nutzpflanzen Brasiliens, und es steht zu hoffen, dass er das Ergebniss seiner mühevollen und langjährigen Arbeiten in einem eigenen Werke veröffentlichen werde. Neben seiner freundlichen Wohnung hat Dr. Peckolt einen kleinen botanischen Garten angelegt, in dem er sorgfältige Versuche über die Veredlung brasilianischer Nähr- und Acclimatisation anderer wichtiger Nutzpflanzen macht. Männer von so uneigennützigem, rastlosem wissenschaftlichen Streben sind im Innern Brasiliens sehr selten; ich habe einige wenige kennen gelernt, es sind fast ausschliesslich dort niedergelassene Europäer, aber freilich keine Portugiesen.

Dr. Peckolt theilte mir mit, dass der indische Hanf (Cannabis indica), aus dem der berauschende Haschisch bereitet wird, an mehrern Punkten der Umgegend von Cantagallo wild wach-

send vorkomme und unter dem Namen Pango in kleinen Rollen in manchen Vendas verkauft werde. Die Neger sollen ihn mit Taback vermischt rauchen. Wie diese Pflanze hierher gekommen ist, kann natürlich kaum noch ermittelt werden. Ich vermuthe, dass die Samen zufällig durch mohammedanische Minaneger oder durch Congoneger aus Afrika herübergebracht wurden. Es kommen in Brasilien einige afrikanische Pflanzen vor, die offenbar auf ähnliche Weise nach der westlichen Hemisphäre verpflanzt wurden. So findet sich in einigen Chacras der Umgegend von Petropolis ein wild wachsender afrikanischer Strauch, dessen steinharte, runde, glänzend schwarze Früchte die Negerinnen emsig suchen, um sie zu durchbohren und paternosterähnlich an Schnüre gereiht als Arm- oder Halsbänder zu tragen. Höchst wahrscheinlich hat eine nach Brasilien importirte Sklavin eine solche Zierath aus ihrem Vaterlande mitgebracht und ein oder ein paar Samen haben, trotzdem sie durchbohrt waren, ihre Keimkraft behalten.

Ein neunstündiger Ritt brachte uns von der Fazenda Conçeicão nach dem von Cantagallo 8½ Legoas entfernten „*Morro queimado*" oder „*Neu-Freiburg*". Der Weg führte uns bergauf bergab durch eine hügelige Landschaft, anfangs längs des Rio Negro, dessen Ufer hin und wieder etwas erweitertes Sumpfland bilden, später aber grösstentheils an den Lehnen schmaler Thäler. Wir passirten das Dörfchen Tapeira mit einer von aussen wenigstens recht hübschen Kirche, dann das 3 Legoas weiter nach Süden gelegene Dorf Banqueta. Die Wegstrecke zwischen diesen beiden Ortschaften ist die schlechteste; von Banqueta bis Neu-Freiburg (3 Legoas) ist sie jedoch bedeutend besser. Im Gasthof des Herrn Gustav Leuenroth in Morro queimado fanden wir ein angenehmes Unterkommen und herzliche Aufnahme.

Der weite Kessel, in dem Neu-Freiburg liegt, ist von bewaldeten Bergen eingerahmt, über die sich westlich vom Städtchen einige nackt-sterile Felsenkuppen erheben. Die Sage erzählt, dass zu Ende des vorigen Jahrhunderts beim Brennen einer neuen Roça nach einer langandauernden Dürre das Feuer auf eine unvorhergesehene Weise um sich gegriffen und selbst die Wälder

dieser Felsenkuppe zerstört habe, die dann nicht mehr nachwuchsen, weil die darauffolgenden Regen alle fruchtbare Erde heruntergeschwemmt haben. Seit jener Zeit soll dieser Gebirgsstock den Namen Morro queimado (verbrannter Berg) führen. Die Thalebene wird von dem kleinen Flüsschen *Rio das Bengalas* durchfurcht, das sich, nachdem es einen Theil des Coloniedistrictes durchschnitten hat, etwas nördlich von dem Morro queimado mit dem von Westen fliessenden *Rio do Conego* vereint. Unterhalb dieser Vereinigungsstelle liegt am rechten Flussufer die Villa *Novo Friburgo*, eine doppelte Häuserreihe, die sich zu einem länglichen Vierecke erweitert. Die Häuser sind grösstentheils ebenerdig und von einfacher Bauart, man möchte sagen, die meisten von etwas ärmlichem Aussehen. Sehr vortheilhaft zeichnet sich unter ihnen ein stattliches Wohnhaus aus, das Antonio Clemente Pinto in diesem Städtchen, nach welchem er seinen Baronstitel führt, vor mehrern Jahren erbauen liess.

Einen überraschend schönen Anblick bietet das Thal mit seiner Villa und seinen Bergen von der Höhe des protestantischen Kirchhofs, und gar lieblich nimmt sich von hier das kleine protestantische Bethaus mit seinen Trauerweiden und der in der Nähe gelegenen Pfarrwohnung aus. Die Kirche, wenn ich nicht irre seit 1857 vollendet, ist höchst einfach, ihr ganzer Schmuck besteht aus einem schwarzbehangenen Altar mit einem silbernen Crucifix.

Das Klima von Neu-Freiburg ist sehr gemässigt und gesund. Nach viermaligen täglichen Beobachtungen (6 Uhr morgens, 12 Uhr mittags, 6 Uhr abends und 10 Uhr nachts, vom 1. Juli 1850 bis 31. März 1851, die mir zu Gebote stehen, fielen während dieser Zeit die heissesten Tage auf den 21., 22. und 23. November und 7. Januar (26° R. mittags), auf den 4., 14. und 24. October, 8. und 17. Januar und 5. Februar (25° R.), und auf den 15. und 19. October, 23. December und 11. Januar (24,5° R.). Die kältesten Tage waren der 20. August + 1° R. (6 Uhr früh), 10. August + 1,5° R. und 21. und 28. August + 2° R., also alle auf den Monat August. Die Durchschnittstemperatur dieses Monats belief sich auf 6,5 R. um 6 Uhr früh. Die erwähnte Serie

von Beobachtungen ist, obgleich sie nur neun Monate umfasst, noch lange nicht vollständig genug, um daraus ein allgemeines Resultat für die Mitteltemperatur Neu-Freiburgs zu ziehen; ich will nur so viel bemerken, dass sie nach der Berechnung aus diesen Beobachtungen während jener neun Monate 15,50 R. betrug.

Die Vorzüge des Klimas von Neu-Freiburg ziehen alljährlich zahlreiche Bewohner der Residenz besonders während der schwülen Sommermonate nach diesem freundlichen Gebirgsthale und ich gestehe, ich würde ihm, als einzelner Mann, unbedingt den Vorzug vor Petropolis geben, wäre es auch nur, um nicht mit der monumentalen Unreinlichkeit der meisten Gasthöfe dieses beliebten Sommeraufenthalts in Berührung zu kommen.

Die Gasthöfe von Neu-Freiburg stehen weit über denen von Petropolis, und besonders verdient das deutsche Hotel des Hrn. G. Leuenroth einer sehr ehrenvollen Erwähnung. Da dessen Räumlichkeiten für den grossen Zuspruch, den es geniesst, zu beschränkt waren, so kaufte Hr. Leuenroth schon vor längerer Zeit mehrere ehemalige kleine freundliche, dicht beim Hotel gelegene Colonistenhäuschen, die er zweckmässig restauriren und so in sehr angenehme heimliche Wohnungen umwandeln liess. Doch auch dieser Zuwachs an Platz genügte den stets wachsenden Bedürfnissen bald nicht mehr und Hr. Leuenroth sah sich genöthigt, einen grossen Neubau, der während meiner Anwesenheit schon begonnen war, aufzuführen. Das Essen ist reinlich, reichlich und gut; die Bedienung gehört zu den besten, die man in einem brasilianischen Gasthofe finden kann, was freilich noch immer ein sehr beschränktes Mass ist, und sich nun einmal, solange man auf Negerdienst angewiesen ist, nicht ändern lässt. Die Freundlichkeit, Gefälligkeit und Zuvorkommenheit des Wirthes und seiner Familie machen in dieser Hinsicht manche Mängel weniger fühlbar. Die Preise sind mässig und durchschnittlich billiger als in Petropolis. Die bedeutend geringere Entfernung dieses letztern Punktes von der Hauptstadt ist der *einzige* Vortheil, den man ihm vor Neu-Freiburg zugestehen kann. Ausser dem Leuenroth'schen Hotel sind auch die Gasthäuser von Madame Claire, G. M. Salusse und Francisco

José de Magalhães zu erwähnen. Durch Aerzte, Apotheker, Kaufleute, Handwerker der verschiedensten Art ist reichlich für die Bedürfnisse der Bevölkerung gesorgt. Aüsser den nöthigen niedrigen Schulen befinden sich in Neu-Freiburg auch zwei höhere Lehranstalten für Knaben. Die eine wurde von J. H. Freese (Collegio Freese) im Jahre 1841 gegründet und steht gegenwärtig unter Leitung der beiden Brasilianer Cristovão Vieira de Freitas und Galiano Emilio das Neves. Der jährliche Pensionspreis beträgt 500 Milreis, mit Musikunterricht 60 Milreis mehr; die zweite, das Collegio de S. Vicente de Paula, ist viel neuern Ursprungs und steht unter der Direction seines Gründers, des bekannten tüchtigen deutschen Pädagogen Baron Tautphaeus.

Früher lebte in Neu-Freiburg der emsige Naturaliensammler und geschickte Präparator C. H. Beske, der eine sehr grosse Menge naturhistorischer Gegenstände aus dieser Gegend an europäische Museen geliefert hat. Nach seinem Tode (1851) wurden seine reichhaltigen Sammlungen durch einen Schiffsmäkler A. zu Spottpreisen verschleudert. Beske's Stelle nimmt ein gewisser Schmidt ein. Er ist zwar ein eifriger Jäger und auch geschickt im Präpariren, aber es fehlen ihm durchaus naturhistorische Kenntnisse. Wie mir scheint, verschafft ihm der Erlös aus seinen Colibris und Tucans nur eine ziemlich kärgliche Existenz.

Obgleich der überwiegend grössere Theil der Bewohner des Kirchspiels Neu-Freiburg aus naturalisirten Fremden besteht, so gelingt es ihnen doch nicht, dem immer regen, eifersüchtig wachsamen, fast fanatischen Nativismus der Brasilianer gegenüber zu irgendwelchem politischen oder administrativen Einflusse im Municipium zu gelangen. Indem ich die Liste sämmtlicher Municipalbeamten von 1861 durchlese, finde ich darunter nur einen einzigen deutschen Namen, nämlich den des lübecker Arztes Dr. Joh. Heinrich Braune, als Impf- und Gerichtsarzt und zugleich als einer der sechs Substituten des Delegado und des Subdelegado de policia, und den eines französischen Schweizers, Fr. Hyp. Vallory, als Guarda Fiscal; also unter 57 Civilbeamten aller Grade des Municipiums nur zwei naturalisirte Fremde,

während doch diese mehr als ein Drittel der Gesammtbevölkerung des Municipiums ausmachen! Ich habe eine ähnliche Erscheinung schon früher [1]) erwähnt, aber ich kann nicht mit Bestimmtheit angeben, ob diese in Neu-Freiburg auf ähnlichen Ursachen beruht wie dort. So viel scheint indessen aus meinen auf diesen Gegenstand bezüglichen Erkundigungen hervorzugehen, dass Indifferentismus und infolge dessen Mangel an festem einheitlichen Zusammenhalten auf der einen, Rührigkeit, Intriguen, ein unbegrenzter politischer Ehrgeiz und dabei auch eine besonders auf dem Felde der Politik stets zu Tage tretende Abneigung gegen naturalisirte Fremde und deren unmittelbare Nachkommen auf der andern Seite hier hauptsächlich diese Erscheinung, die unter ähnlichen Verhältnissen in Brasilien überall wiederkehrt, begründen.

Die Geschichte Neu-Freiburgs ist zugleich auch die Geschichte der meisten Colonisationsversuche in grösserm Massstabe in Brasilien, und da der vorliegende Band meiner Reise meine Leser in die vorzüglichsten Coloniedistricte Brasiliens führen wird, so halte ich es nicht für überflüssig, hier auf die Entstehung und Entwickelung dieser Colonie näher einzugehen, um so mehr, da man wohl sagen kann, die Geschichte Neu-Freiburgs ist mit geringen Modificationen die Geschichte fast aller Regierungscolonien Brasiliens. Trotz des veränderten Regierungssystems, trotz der zahlreichen unglücklichen Erfahrungen haben die brasilianischen Regierungscolonisatoren doch seit der Gründung von Neu-Freiburg bis auf die neueste Zeit nicht das Mindeste gelernt. Wir begegnen daher vierzig Jahre lang dem nämlichen unseligen Schlendrian, der nämlichen unüberlegten Handlungsweise, daher auch den nämlichen Misgeschicken, den nämlichen winzigen Erfolgen bei enormen pecuniären Opfern; ja, wir müssen sogar gestehen, dass die despotische, mistrauische Regierung Portugals bei ihren Colonisationsversuchen humaner und toleranter verfahren ist als mancher Minister des liberalen unabhängigen Kaiserreiches.

[1]) Bd. I, S. 210.

Die Quellen, aus denen ich meine Mittheilungen über die Colonisation Neu-Freiburgs schöpfe, sind zwei wenig bekannte Arbeiten; bei beiden wurden die nur spärlich vorhandenen und für Fremde ziemlich schwer zugänglichen Originaldocumente benutzt. Die eine ist eine kurze Notiz über die Schweizercolonie Neu-Freiburg in der Revue des historisch-geographischen Instituts in Rio de Janeiro [1]); die zweite eine Broschüre, Notiz über die deutschen Ackerbaucolonien in Neu-Freiburg von Cansanção de Sinimbú. [2]) In den Jahren 1850—51 bekleidete Hr. Cansanção die Stelle eines Oberrichters (Juiz de Direito) in Neu-Freiburg und beschäftigte sich damals mit grosser Vorliebe mit der Geschichte und der Entwickelung der Colonien seines Gerichtssprengels. In seiner Stellung war ihm auch alles noch vorhandene Material des Archivs leicht zugänglich. Bei seinem lebhaften Interesse an dem Gegenstande benutzte er auch vielfältig die Angaben der noch lebenden ersten Ansiedler. Seine Arbeit wurde auf Befehl der Regierung der Provinz Rio de Janeiro gedruckt. Hr. Cansanção war zehn Jahre später Minister des Aeussern, und ich erinnere mich noch stets mit Vergnügen an die freundlichen officiellen Beziehungen, in denen ich zu jener Zeit mit ihm stand. Bei einem der folgenden Ministerien übernahm er das Portefeuille des Ackerbaues und der öffentlichen Arbeiten. An seine Ernennung zu diesem wichtigen Posten knüpften sich grosse Hoffnungen, zu denen seine Talente, seine gesunden und gediegenen Anschauungen über Colonisation und die rege Theilnahme, die er stets an derselben gezeigt hatte, berechtigten. Man glaubte, es werde ein neuer Morgen für das unheimliche Dunkel der brasilianischen Colonisation dämmern und nun endlich einmal das hirnlose Verfahren einer kostspieligen und traurigen Vergangenheit einem vernünftigen, überlegten und erfolgreichern Systeme Platz

[1]) Breve noticia sobre a colonia de Suissos fundada em Novo Friburgo por Thome Maria de Fonseca e Silva. Revista trimensal de Historia e Geographia Nr. 14 Seg. trimestre de 1849.

[2]) Noticia das Colonias agricolas Suissa e Allemaña fundadas na Freguesia de São João Baptista de Novo Friburgo. Escripta por João Luis Vieira Cansanção de Sinimbú. Nicteroi 1852.

machen. Die hohen Erwartungen wurden leider getäuscht. Herr Cansanção bekleidete nur sehr kurze Zeit, und zwar gerade während einer Epoche grosser politischer Aufregung, die Stelle eines Agriculturministers, um sie bald mit der eines Justizministers zu vertauschen. So blieb alles beim alten.

Nach dem fürchterlichen Hungerjahre 1817, während dessen besonders die auf Körnereinfuhr vom Auslande angewiesene Schweiz so entsetzlich gelitten hatte, beschloss die Regierung des Cantons Freiburg, einem Theile der ärmern Cantonsangehörigen die Auswanderung nach einem fremden Welttheile zu erleichtern, und schickte zu diesem Zwecke einen gewissen Sebastien Nicolas Gachet als Agenten an den König Johann VI., der damals in Brasilien residirte, um eine Emigration nach jenem Lande zu ermöglichen. Gachet wurde günstig aufgenommen und verpflichtete sich durch ein in triplo ausgestelltes Document dem damaligen Minister des Innern, Tomas Antonio de Villa Novo, Portugal gegenüber 100 Familien Schweizercolonisten mit ihren Haus- und Ackergeräthen zum Preise von je 100 spanischen Thalern die Person (Kinder unter 10 Jahren sollten keine Passage zahlen) nach Rio de Janeiro zu transportiren; 24 Stunden nach Ankunft der Schiffe sollten die Verpflichtungen der Ueberfahrt aufhören und die fernere Unterhaltung der Colonisten der Regierung anheimfallen.

Wenige Tage später wurden die Bedingungen, unter denen der König die Gründung einer Schweizercolonie bewilligte, vereinbart und den 9. Mai 1818 durch den Minister und den Agenten des Cantons Freiburg unterschrieben.

Dieses Document enthält 24 Artikel, deren Inhalt ich hier wenigstens auszugsweise mittheilen will.

Art. 1. Der König gestattet allen Individuen des Cantons Freiburg und anderer Cantone, sich in seinen amerikanischen Staaten niederzulassen, und wird für 100 katholische Familien die Unkosten tragen.

Art. 2. Der König wird die Unkosten der Ueberfahrt dieser Colonisten nach Brasilien tragen und ihnen die nöthigen Transport- und Lebensmittel verabfolgen lassen, um sich nach dem von

der Hauptstadt 24 Legoas entfernten District Cantagallo zu verfügen.

Art. 3. Die Colonisten werden nach ihrer Ankunft so lange in provisorischen Häuschen wohnen, bis sie ihre Stadt und Dörfer erbaut haben.

Art. 4. Jede Familie erhält, ihrer Kopfzahl entsprechend, als freies Eigenthum ein bestimmtes Landlos, ausserdem Hausthiere, entweder Ochsen oder Pferde oder Maulthiere zum Ziehen, Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine; ferner Saatgut von Weizen, Bohnen, Ackerbohnen, Reis, Kartoffeln, Mais, Ricinus, Lein, Hanf und endlich während der ersten 2 Jahre ihrer Niederlassung eine Unterstützung an Lebensmitteln oder deren Werth in Geld.

Art. 5. Jeder Schweizercolonist erhält im ersten Jahre täglich 160 Reis, im zweiten 80 Reis; die für ihn im vorhinein gemachten Auslagen werden zum Ankaufspreise von den monatlich zu verabfolgenden Unterstützungen in Abrechnung gebracht.

Art. 6. Unter den Colonisten, deren Zahl nach und nach bedeutend vermehrt werden soll, muss sich eine hinreichende Zahl von Handwerkern befinden.

Art. 7. Die Colonisten sollen aus Europa einen guten Wundarzt, einen Apotheker und einen Curschmied mitbringen; der König bewilligt denselben eine jährliche Gratification.

Art. 8. Die Colonisten sollen ebenfalls 2—4 Geistliche mitnehmen.

Art. 9. Die Geistlichen sind dem Diöcesanbischof untergeben; sie erhalten die nämlichen Emolumente wie die brasilianischen; ausserdem Schenkungen an Kirchenvermögen, dessen Fruchtgenuss sie haben, und freie Wohnung, welche jedes Kirchspiel zu diesem Zwecke bauen muss.

Art. 10. Die neue Colonie soll vorerst eine Villa und zwei Dörfer gründen. Jede Ortschaft erhält eine Landschenkung, hinreichend gross, um in Zukunft ihre Administrationsunkosten zu bestreiten.

Art. 11. Die Villa ist Hauptort der Colonie und Mittelpunkt der Verwaltung. Der König ertheilt ihr den Namen Neu-Freiburg. Die Kirche soll den Namen des Königs (João Baptista) führen.

Art. 12. Der König wird die Hauptkapelle dieses Kirchenbaues ausschmücken und mit allem Nöthigen versehen lassen.[1])

Art. 13. Alle Schweizer, welche sich infolge der vorliegenden Convention in Brasilien niederlassen, sind, sobald sie ankommen, wirkliche naturalisirte Portugiesen, sie sind den Gesetzen und Gebräuchen der Staaten Sr. M. unterworfen und geniessen die Vortheile und Privilegien ohne Ausnahme, welche der König seinen Vasallen beider Hemisphären schon bewilligt hat oder noch bewilligen wird.

Art. 14. Jede Stadt und jedes Dorf wird ihre administrativen und gerichtlichen Localautoritäten den portugiesischen Gesetzen gemäss haben.

Art. 15. Die Colonie wird, solange als es nöthig und noch keine Municipalkammer errichtet ist, durch einen Director verwaltet.

Art. 16. Der König bewilligt der Colonie durch 10 Jahre, also bis Ende 1829, Befreiung von persönlichen Lasten, Grundsteuern, Zehnten u. s. f.

Art. 17. Ausgenommen sind die Rechte für das Gold, von dem die Schweizer ebenso wie die übrigen Unterthanen des Königs den fünften Theil zahlen sollen, ferner jener Handel mit brasilianischen Producten, der auch den Portugiesen untersagt ist.

Art. 18. Sobald die Colonie 150 waffenfähige Männer im Alter von 18—40 Jahren zählt, werden sie unter der Inspection des Generals der Provinz eine provisorische Garde bilden, um Ordnung aufrecht zu halten, und nach Ablauf der 10 steuerfreien Jahre wird die Colonie wie die übrigen Provinzen Brasiliens eine Miliz bilden und auf diese Weise zur Ergänzung der weissen portugiesischen Regimenter beitragen, vorzüglich aber der Schweizertruppen, falls der König solche haben sollte.

[1]) Die Kirche wurde übrigens nicht gebaut. Der Gottesdienst wurde jahrelang im Magistratshause gehalten. Erst vor 14 Jahren legte man den Grundstein zur Kirche und übertrug deren Ausführung einem Comité, bestehend aus dem Baron von Neu-Freiburg, dem Geistlichen Joye und Cristovão Vieira Freitas.

Art. 19. Zur Ausführung des vorhergehenden Artikels wird jährlich von allen waffenfähigen Männern von 18—24 Jahren durch das Los auf je zwanzig einer ausgehoben.

Art. 20. Jeder, auf den das Los fällt, kann einen Ersatzmann stellen, der ihn, wenn er tauglich befunden wird, jeder fernern Rekrutirungsverbindlichkeit enthebt.

Art. 21. Jeder Schweizer, der freiwillig in Militärdienst tritt, wird dem von der Colonie zu stellenden Contingent gutgeschrieben.

Art. 22. Die Dienstzeit eines Schweizers im Linienmilitär beträgt 4 Jahre, nach denen er entlassen werden muss, falls er nicht freiwillig eine neue Dienstzeit antritt.

Art. 23. Vermöglichen Schweizern, welche nach Brasilien kommen, um den Ackerbau im grossen zu betreiben oder daselbst Manufacturetablissements zu errichten, wird der König Ländereien in der Nähe der Colonie und alle Vortheile, welche diese selbst geniesst, bewilligen.

Art. 24. Alle Schweizer, welche auf königliche Kosten nach Brasilien kommen, können anstandslos wieder in ihr Vaterland zurückkehren, sie dürfen aber, wenn dies während der ersten 20 Jahre nach Gründung der Colonie geschieht, nur über die Hälfte ihrer liegenden Gründe frei disponiren, die andere Hälfte gehört der Gemeinde, zu der sie zuständig waren, und soll dazu dienen, deren Vermögen zu vermehren.

Diese im ganzen günstigen Bedingungen wurden den 16. Mai 1818 von König João VI. sanctionirt. Gachet kehrte nach der Schweiz zurück, um dort die Auswanderung zu leiten, und die königliche Regierung ernannte ebenfalls in der Person des Hrn. J. B. Bremont einen Generalconsul ad hoc bei der schweizerischen Tagsatzung.

Das Project scheint in der Schweiz grossen Anklang gefunden zu haben, denn binnen kurzem hatten sich 2125 Individuen auf die Auswanderungsliste setzen lassen. Nach einem aus Bern den 12. März 1819 an die königliche Regierung gerichteten officiellen Document hatten sich bis zu jenem Tage schon 5000 Einwanderer gemeldet. Die meisten gehörten zwar dem Canton

Freiburg an, aber auch die katholische Bevölkerung anderer Cantone, als Waadt, Bern, Aargau, Solothurn und Luzern lieferten ein nicht unbedeutendes Contingent dazu.

Während die Anwerbungen in der Schweiz vor sich gingen, traf man auch in Brasilien einige nöthige Vorbereitungen zur Aufnahme der Colonisten. Durch königliches Decret von 28. Mai 1819 wurde Monsenhor Pedro Machado de Miranda Malheiro zum Inspector der neuen Colonie ernannt und zugleich beauftragt, die nöthigen Ländereien für die künftige Niederlassung im District Cantagallo anzukaufen. Die unglückliche Wahl fiel, wahrscheinlich auf besondere Veranlassung des Königs, auf zwei Sesmarias östlich von Morro queimado und auf die angrenzenden Fazendas gleichen Namens, der noch zwei andere, São José und Corrego d'Anta, beigefügt wurden. Sämmtliche Ländereien bildeten ein Parallelogramm von 2 Legoas Breite (N. S.) und 3 Legoas Länge (O. W). Ihr Ankauf bezifferte sich mit Einschluss des lebenden und todten Fundus instructus (besonders Vieh von der Fazenda Morro queimado) und den vorhandenen Sklaven auf 11854 Milreis (fortes). Als Sitz der künftigen Ortschaft wurde die Fazenda Morro queimado bestimmt und sogleich im Thale des Rio das Bengalas mit dem Baue von 100 Häuschen zur provisorischen Aufnahme der Colonisten begonnen; ausserdem wurde noch eine Wohnung für den Inspector, ein Rathhaus, ein Vorrathsmagazin, ein Krankenhaus, eine Mühle und ein Ziegelofen erbaut, in der Serra dos Orgõs ein Zollhaus und eine Polizeikaserne errichtet und einige Verbesserungen an Strassen und Brücken vorgenommen. Diese Ausgaben beliefen sich auf 50000 Milreis (fortes). Durch Decret vom 3. Jan. 1820 erhielt die provisorische Ortschaft den Namen Novo Friburgo.

Im Anfange wurde bestimmt, dass die Emigranten über Marseille nach Brasilien reisen sollten; da jedoch mit den dortigen Rhedern kein annehmbares Uebereinkommen getroffen werden konnte, von Holland aus aber günstigere Bedingungen gestellt wurden, so beförderten die Agenten die Auswanderer nach Amsterdam und Rotterdam. Bei ihrer Ankunft waren indessen die Schiffe noch nicht segelfertig und sie mussten daher 2 Mo-

nate lang unter sehr ungünstigen Verhältnissen in diesen Hafenstädten auf die Abreise warten. Viele erkrankten an den Fiebern und manche nahmen den Keim tödlicher Leiden an Bord; 43 Personen starben vor der Einschiffung. Den 24. Nov. 1819 langte das erste Schiff „Daphne" mit 195 Emigranten im Hafen von Rio de Janeiro an. Die übrigen folgten im December, Januar und Februar.[1]. Die Ueberfahrten hatten lange gedauert und waren, im ganzen genommen, nicht glücklich gewesen, denn es starben während der Reise 12 % der Emigranten (321 Personen), auf dem einzigen Schiffe Urania fast *ein Drittel* derselben (110 Personen). In der Bai von Rio de Janeiro langten nur noch 1682 Colonisten (946 männlichen, 736 weiblichen Geschlechts) an. Sie wurden unverzüglich in Barken nach Tamby, einer kleinen Ortschaft 3 Legoas oberhalb der Mündung des Rio Macacú, transportirt. Hier rasteten sie 14 Tage und setzten dann ihre Reise zu Fusse und mit Habseligkeiten schwer beladen nach dem Orgelgebirge fort. Das sumpfige Thal des Rio Macacú ist eine der ungesundesten Gegenden Brasiliens, und selbst die eingeborene Bevölkerung ist schon wiederholt durch eine eigenthümliche Art von Sumpffiebern beinahe gänzlich aufgerieben worden. Die elenden Wege, durch eine in jenem Jahre ausnahmsweise lang andauernde Regenzeit noch grundloser gemacht, die ungewohnte, erstickende Schwüle des Thales, die giftigen Sumpfmiasmen und die schweren Strapazen verfehlten nicht, die nachtheiligsten Rückwirkungen auf die Auswandererschar auszuüben. Im Spital der Villa de Macacú, dem Hauptorte dieses

[1]) Die Schiffe liefen in folgender Reihe in der Bai von Rio de Janeiro ein:

24.	Nov.	1819	Daphne von Rotterdam mit	195	Colonisten.
11.	Dec.	1819	Urania von Rotterdam mit	437	„
15.	Dec.	1819	Elisabeth und Maria von Amsterdam mit	228	„
24.	Dec.	1819	Debby Elisa von Rotterdam mit	233	„
17.	Jan.	1820	„Glückliche Reise" von Amsterdam mit	433	„
30.	Jan.	1820	Trajan von Amsterdam mit	4	„
14.	Febr.	1820	„Die beiden Catharinen" von Rotterdam mit	356	„
17.	Febr.	1820	Camilus von Amsterdam mit	120	„
				2006	Colonisten.

Pestthales, starben 31 Personen, darunter der Pfarrvicar Aeby, und in den ersten 9 Monaten nach Ankunft der Colonisten in Neu-Freiburg 146 Individuen, der grösste Theil infolge der ausgestandenen Leiden und der aus dem Macacúthale mitgebrachten Fieberintoxication.[1])

Nach Ankunft der ersten Colonisten in Neu-Freiburg wurde die Vermessung der Colonieländereien in Angriff genommen, eine Arbeit, die vernünftigerweise lange vorher hätte begonnen werden sollen, denn die ersten Colonisten blieben nun durch volle 5 Monate zu einer schädlichen Unthätigkeit verdammt. Die Vermessungen umfassten, vom Morro queimado und der Pedra do Conego angefangen, 1 Legoa Breite (N. S.) und 3 Legoas Länge (O. W.), die in 120 gleich grosse Landlose von je 300 Brazas Fronte und 750 Brazas Tiefe eingetheilt wurden. Daneben wurde eine halbe Quadratlegoa Land für die Villa Novo Friburgo bestimmt, der Rest der Sesmarias aber der königlichen Fazenda reservirt. Hundert der Landlose sollten zur Vertheilung kommen, die übrigen 20 aber zur Disposition gehalten werden, um sie jenen Familien, die gänzlich unbrauchbare Parcellen erhalten würden, auszutauschen.

Da die Menge der angekommenen Auswanderer wol das Doppelte von der Zahl betrug, die man gewöhnlich auf 100 Familien veranschlagen kann, so gruppirte der Inspector die Familien derart, dass er besonders die unabhängigen unverheiratheten Colonisten je nach Verwandtschaft, Freundschaft oder Zuneigung oder auch ganz willkürlich den Familien zutheilte, um so die Zahl der 100 Familien zu erhalten. Man nannte sie „künstliche Familien". Eine jede derselben zählte durchschnittlich 17 Personen. Die Vertheilung der provisorischen Wohnungen und später der Landlose geschah nach diesen künstlichen Gruppirungen. Dieses irrationelle Verfahren war Ursache von spätern grossen Mishellig-

[1]) Hr. Cansanção gibt an, dass von der Ankunft der Colonisten in November 1819 bis März 1821, also in 16 Monaten, 123 Colonisten gestorben seien. Selbst diese weit geringere Zahl als die obenangeführte von Fonseca e Silva beweist doch eine ausserordentliche Sterblichkeit.

keiten und jedenfalls ist ihm auch ein Theil des ungünstigen Erfolges dieses Colonisationsversuches zuzuschreiben.

Nachdem die Landlose vermessen und numerirt waren, versammelte der Inspector den 23. April 1820 sämmtliche Familienhäupter auf dem Rathhause und liess nun ein jedes von ihnen in Gegenwart einer Regierungscommission, des Geistlichen und des Arztes u. a. m. durch das Los sein künftiges Besitzthum bestimmen. Nach diesen Losnummern wurden später die Colonistenbesitzungen einfach „Nummern" genannt.

Die Ausdehnung von 225000 Quadratbrazas (über 600 preuss. Morgen) wäre mehr als hinreichend gewesen, um selbst künstlichen Familien von 17 Personen nicht nur eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen, sondern ihnen selbst einen künftigen Wohlstand zu begründen, wenn der Boden auch nur sehr bescheidenen Ansprüchen, die ein Landwirth an ihn zu stellen berechtigt ist, genügt hätte. Das war aber nicht der Fall. Das ganze für die Colonie bestimmte Terrain besteht nämlich aus ziemlich hohen zum Theil sehr schroffen Hügeln und Felsenkuppen, und schmalen reichlich bewässerten Thälern. Die Hügel, selbst jene, die nicht aus fast nackten Felsen bestehen, können in ihrer obern Hälfte wegen der scharfen herrschenden Winde nicht bebaut werden, ausserdem verdrängen dort die „Sambabaia"[1]) und andere Unkräuter jede Nutzpflanze; in ihrer untern Hälfte und in den Thälern finden sich weite Strecken mit einer alten dicken Moderschichte, „Sarrapilheira" genannt, die, wenn sie nicht mit vieler Mühe unter die Erde gebracht werden kann, jede Cultur ausschliesst. Dies ist aber auch nicht immer möglich, denn diese Schichte liegt häufig auf felsigem Untergrunde. War es Unverstand oder Leichtsinn, der diese unglückliche Terrainwahl getroffen hat, wie dies z. B. in der Provinz Espiritu Santo bei der Colonie Santa Leopoldina der Fall war? Ich glaube kaum und vermuthe, dass im Gegentheil sehr überlegt

[1]) Auch Samambaya oder Sanambaya, im nördlichen Brasilien „feto" genannt, Felix herbacea.

und berechnend dabei vorgegangen wurde, und dass ungefähr folgendes Raisonnement: diese Ländereien sind für uns gänzlich untauglich, wahrscheinlich werden aber die armen schweizerischen Colonisten sie urbar machen und Nutzen daraus ziehen, denn die Noth wird sie schon zur Arbeit zwingen — als leitender Grundsatz bei der Auswahl dieses Terrains massgebend war. Den Agenten der freiburger Regierung trifft aber der gerechte Vorwurf eines unverantwortlichen Leichtsinns, weil er sich nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, durch eigene Anschauung überzeugte, ob auch die für seine Landsleute bestimmten Ländereien wirklich zweckentsprechend seien.

Bei der Verlosung erhielten mehrere Familien so steriles, steiniges Land, dass es ihnen thatsächlich nicht einmal möglich gewesen wäre, nur einen erträglichen Küchengarten darauf anzulegen. Es mussten ihnen daher ihre Lose gegen andere von den 20 Reserveparcellen ausgetauscht werden. Auch später war man genöthigt, noch einigemal einen solchen Austausch vorzunehmen, da mehrere Familien auf ihren Landlosen aus Mangel an fruchtbarem Boden durchaus nicht existiren konnten.

Die Colonisten hatten Geistliche, Aerzte und Lehrer mitgebracht. Diesen Functionären waren von der königlichen Regierung für den Zeitraum von 5 Jahren besondere Gratificationen versprochen worden, nämlich dem Geistlichen Jaques Joye[1]) ausser seiner Congrua jährlich 600, dem Lehrer B. Bardy 120, dem Arzte Dr. Jean Bazet 900, dem Apotheker L. Bakle 120 und dem Curschmied H. Thomaz 100 Milreis. Ob ihnen dieselben auch richtig ausbezahlt wurden, weiss ich nicht. Den Colonisten wurde die contractlich zugesicherte Geldunterstützung von täglich je 160 Reis per Person über 3 Jahre für das erste und von 80 Reis für das zweite Jahr ordnungsgemäss verabfolgt; hingegen erhielten sie die ihnen im Vertrage ebenfalls zugesicherten Sämereien entweder gar nicht, oder nur in viel zu ungenügenden Quantitäten; das Nämliche war mit dem verheissenen Vieh der Fall. Diese Täuschungen sowie die zum Theil ganz erfolglosen,

[1]) Lebte 1861 noch.

harten Arbeiten auf dem undankbaren Boden entmuthigten die Colonisten im höchsten Grade, und als nach Ablauf der ersten beiden Jahre auch die baaren Regierungssubsidien aufhörten, war das Schicksal der Colonie besiegelt. Schon kurze Zeit nach der Landvertheilung, als die Colonisten sich von der Unfruchtbarkeit ihrer Ländereien überzeugt hatten, lösten sich die sogenannten künstlichen Familien auf und die unverheiratheten Männer verliessen die Niederlassung; jene, die nichts gelernt hatten, nahmen Militärdienst oder wurden Tagelöhner, die Handwerker fanden in den grössern Ortschaften der Umgegend reichliche und lucrative Beschäftigung, andere trieben sich in dieser und in andern Provinzen herum und suchten sich auf die eine oder andere Weise durchzuschlagen. Die fortwährende Desertion der Colonisten war begreiflicherweise dem Inspector Monsenhor Miranda in hohem Grade unangenehm, denn sie lieferte den schlagenden Beweis des faulen Zustandes der Colonieverhältnisse, an dem er wol die Hauptschuld trug; er suchte daher das Entweichen durch alle möglichen, selbst sehr harten Mittel zu verhindern. Dadurch vermehrte er aber nur den Unwillen und die Erbitterung der Colonisten, die sich zu ernstlichen Unruhen steigerten. Die Colonisten formulirten schliesslich ihre Beschwerden in einer Eingabe an den Prinz-Regenten. Gleichzeitig überreichte auch Monsenhor Miranda der Regierung ein Memorandum (9. Juli 1820), in dem er seine Massregeln zu vertheidigen und zu entschuldigen suchte. Die Entscheidung des Prinz-Regenten von 29. Aug. 1821 war ebenso vernünftig als liberal und lautete dahin, dass es den Colonisten unbenommen sein soll, nach ihrem freien Willen in der Colonie zu bleiben oder sie zu verlassen, dass denjenigen, welche Landlose ausserhalb der Colonie wünschen, solche aus Staatsländereien verabfolgt werden, womöglich aber in der Nähe der Colonie und in Parcellen, die den Arbeitskräften entsprechend seien, dass die schon arbeitsfähigen Waisen bei Landwirthen oder Handwerkern untergebracht, die andern aber auf Staatskosten unterhalten werden, dass aber gegen Unruhestifter nach den Landesgesetzen verfahren werden solle.

Infolge dieser klugen Erledigung des Conflicts verliess nun

ein grosser Theil der Familienväter mit all ihren Angehörigen die Colonie. Sie zogen sich meist weiter nach Norden, um sich als Landwirthe in dem üppig fruchtbaren District von Cantagallo bis an die Parahyba niederzulassen. Viele von ihnen wurden später reiche Fazendeiros. In Neu-Freiburg selbst blieben nur solche arme Familien zurück, denen absolut die Mittel mangelten, die Colonie zu verlassen, oder solche, die auf etwas bessern Parcellen ihre einmal begonnenen Arbeiten nicht ganz aufgeben wollten und sich noch der Hoffnung auf eine bessere Zukunft hingaben.

So war der Zustand der Colonie Neu-Freiburg im Jahre 1824, als noch einmal der Versuch gemacht wurde, sie zu heben.

Kaiser Dom Pedro I. sandte nämlich im Jahre 1823 den naturalisirten Brasilianer Major Georg Anton de Schäffer als Plenipotentiär nach Frankfurt a. M. und ertheilte ihm den Auftrag, Auswanderer nach Brasilien zu werben. Schäffer ernannte in Frankfurt einen gewissen Professor J. K. Kretzschmar zum Auswanderungsagenten und dieser schloss mit seinen auswanderungslustigen Landsleuten die Contracte ab, deren 8 Artikel ich hier auszugsweise mittheile.

Art. 1. Im Namen Dom Pedro's I., Kaisers von Brasilien, wird allen hier bezeichneten Personen die Versicherung ertheilt, dass sie, wenn sie von ihren resp. Regierungen ihre Entlassung erhalten haben, bei ihrer Ankunft in Brasilien das Bürgerrecht mit allen seinen Vortheilen und allen allgemeinen und besondern Rechten nach den Gesetzen des Landes erhalten sollen. Acht Jahre lang sind sie von allen öffentlichen und andern Abgaben befreit.

Nach dem kaiserlichen Willen sollen die Colonisten sich in den schon seit 1816 bestehenden Colonien Leopoldina und Frankenthal an den Flüssen Caravellas und Viçoso niederlassen.

Nach Uebereinkommen mit der Regierung haben die Besitzer dieser Colonien, die Herren G. A. Schäffer und Wilhelm Freireiss [1]), die Colonisten auf ihren Ländereien aufzunehmen und

[1]) Der schon früher einmal Bd. II, S. 366 erwähnte einstige Begleiter des Prinzen Maximilian von Neuwied während eines Theiles seiner brasilianischen Reise.

ihnen den brasilianischen Gesetzen über neue deutsche Colonien gemäss folgende Vortheile und Vergünstigungen zu gewähren:

Art. 2. Jeder Familienvater oder unabhängige Mann erhält nach seiner Ankunft 200 rheinische Morgen oder 400 Quadratbrazas [1]) als vererbliches Eigenthum; auf demselben lasten durchaus keine Servituten; der Colonist darf es aber keinem Fremden, d. h. Nichtcolonisten, verkaufen.

Art. 3. Die Besitzer der Colonien Leopoldina und Frankenthal verpflichten sich, den Colonisten Häuser und andere Gebäude herzustellen, wozu die Zimmerleute, Maurer und andere Handwerker unter den Colonisten gegen Entschädigung eines angemessenen Tagelohns verwendet werden. Die Familienväter helfen beim Baue des Hauses mit und werden hernach Eigenthümer der Häuser.

Art. 4. Die Coloniebesitzer verpflichten sich, allen Colonisten unentgeltlich Samen und Setzlinge zu liefern, vorzüglich von Reis, Mais, Indigo, Taback, Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle u. s. f. Die Colonisten haben für immer das Recht zu jagen und zu fischen (!)

Die Viehweiden sind Gemeingut und jede Familie hat bei deren Einzäunung mit zu helfen. Jeder Colonist hat das Recht, im Coloniedistrict das nöthige Brennholz zu fällen, ebenso die Hölzer, die er für irgendeine Industrie als Sägen, Kohlenbrennerei, Glasfabrik u. s. w. benöthigt, die Colonisten können Gold, Eisen und andere Mineralien bearbeiten. Doch müssen sie dazu die betreffende Erlaubniss von der Regierung haben und die bezüglichen Abgaben bezahlen.

Art. 5. Die Besitzer der genannten Colonien werden den Colonisten die erste Zeit nach ihrer Ankunft Lebensmittel verab-

[1]) Da ich den Originalcontract nicht sah, sondern mich an die Uebersetzung halten muss, so kann ich für die Richtigkeit dieser Zahlen nicht einstehen; es heisst in dieser: duzentas jugadas rhenanas, ou quatrocentas brazas quadradas, wobei jedenfalls ein Uebersetzungs- oder Druckfehler unterlaufen sein muss, denn was sollte eine Colonistenfamilie mit 400 Quadratklaftern Land anfangen?

folgen. Die Unterzeichneten verpflichten sich auch, von der kaiserlichen Regierung das nöthige Vieh für Ackerarbeit und die Nahrung unter dem Titel eines Anlehens zu erlangen. Das so geliehene Vieh muss nach 4 Jahren von den Colonisten wieder in natura der Regierung zurückgestellt werden.

Art. 6. Die Coloniebesitzer verpflichten sich, die Rohproducte der Colonisten, als Kaffee, Zucker, Indigo, Baumwolle u. s. f., in ihren Etablissements und mit ihren Maschinen zu verarbeiten, für diese Verarbeitung und als Abschlag an die Ländereien behalten sie die Hälfte der verarbeiteten Producte. Die Colonisten führen auf ihre eigene Rechnung die Rohproducte nach den Fabriken und empfangen dort die Hälfte der verarbeiteten.

Die Lebensmittel sind von dieser Bestimmung ausgeschlossen. Nach 10 Jahren hören die in diesem Artikel stipulirten Bedingungen auf, da die kaiserliche Regierung hofft, dass nach Ablauf dieser Zeit ihre „treuen deutschen Unterthanen“ selbst in der Lage sein werden, sich die nöthigen Maschinen für ihre landwirthschaftliche Industrie zu bauen.

Wenn nach Ablauf dieser Zeit der eine oder andere Colonist auch ferner wünscht, diese Theilungsart fortzusetzen, so kann er mit den Besitzern der Colonie einen eigenen Contract machen und nach seinen bisherigen Erfahrungen den Ernteantheil, den er abgeben will, bestimmen.

Kein Colonist darf während 2 Jahren die Colonie verlassen; nach dieser Zeit kann er sich als freier Bürger niederlassen, wo er will.

Art. 7. Der Unterzeichnete hat mit dem Herrn Pastor Friedrich Sauerbronn aus Kernberherbach (?) einen Separatcontract abgeschlossen, damit er in den Colonien Leopoldina und Frankenthal als protestantischer Geistlicher fungire. Infolge dieses Separatcontractes verpflichtet sich die brasilianische Regierung, dem Pastor Sauerbronn den nämlichen Gehalt wie den brasilianischen Geistlichen zu zahlen. Im Falle aber der von der Regierung bezahlte Gehalt die Summe von 2000 Fl. rh., wie im Contracte ausgedrückt ist, nicht erreichen sollte, so verpflichten sich die Colonisten, durch ratenweise Beisteuer die Summe bis zur genannten Höhe zu ergänzen.

Art. 8. Schliesslich erklären die Colonisten, dass sie aus ihren eigenen Mitteln die Kosten der Ueberfahrt zahlen werden, und verpflichten sich sowol durch ihre hier beigesetzten Unterschriften als in deutscher Treue und Redlichkeit, dass sie während der Ueberfahrt die Verordnungen hinsichtlich der Polizei, Moral und Nüchternheit vollkommen beobachten werden; ausserdem erklären sie, dass sie in dem neuen Vaterlande Brasilien dem deutschen Namen Ehre machen werden, sowol durch Fleiss, gute Sitten, strengen Gehorsam gegen die öffentlichen Behörden, volle Hingebung an die Eigenthümer der Colonien Leopoldina und Frankenthal und durch unverbrüchliche Ergebenheit und gänzliche Treue für S. M. Dom Pedro I., ihren gnädigen (grazioso) Vater und Monarchen.

Für die Gültigkeit und strenge Ausführung dieser Contractsartikel werden dieselben einerseits vom kaiserlichen Plenipotentiär, andererseits von den Colonisten mit Unterschrift und Siegel versehen. Alles auf rechtschaffene Weise und ohne List.

Frankfurt a. M., 12. Mai 1821.

Ausser dem Plenipotentiär Schäffer und den Colonisten unterschrieben auch noch Professor J. Kretzschmar und ein gewisser J. B. T. Gross, als Beauftragter die Colonie zu leiten, den Contract. So einfach, klar und günstig die mit den schweizer Colonisten abgeschlossenen Verträge waren, so unklar, doppelsinnig und unvortheilhaft sind die eben besprochenen. Dieser Contract, den ich nur im Auszuge wiedergegeben habe, ist eine mit schmeichelnden Floskeln untermischte, gleisnerische Heuchelei, womit die armen Colonisten bethört und die ungünstigen Bedingungen bemäntelt werden sollten, und vielleicht wurden auch nur zu diesem Zwecke die Contracte im Namen Sr. M. des Kaisers für Privatcolonien abgeschlossen, mit denen die Regierung durchaus nichts zu schaffen hatte, oder es wurde schon von Anfang ein Betrug, auf den ich noch zu sprechen komme, beabsichtigt. Der brasilianische Plenipotentiär nannte sich und Freireiss Eigenthümer der Colonien Leopoldina und Frankenthal; eine lügenhafte Angabe, denn die Colonie Loepoldina wurde vom hamburger Consul Peyke, Freireiss, Baron von dem Busch, Morhardt aus

Frankfurt a. M. und den Schweizern Abraham Langhans und David Pache gegründet; ihnen folgten bald darauf mehrere deutsche und schweizer Colonisten.[1] Sie war also durchaus nicht das Eigenthum von Schäffer oder Freireiss. Was die Colonie Frankenthal anbelangt, so will ich in wenigen Worten ihre Geschichte mittheilen.

G. A. von Schäffer hatte sich im Jahre 1821 mit einem von den durch seine Agenten zur Auswanderung nach Brasilien angeworbenen Colonisten Namens J. Ph. Henning associirt, um auf einem am nördlichen Ufer des Rio Peruipe westlich von der Fazenda des Peyke (gegenwärtig im Besitze von dessen Neffen Krull) gelegenen Landlose von 160 Brazas Fronte und 1500 Brazas Tiefe N. S. eine Colonie zu gründen. Der Ort hiess damals, wie auch noch heute, Jacarandá, wurde aber von Schäffer und Henning in „Frankenthal" umgetauft. Wahrscheinlich hatten die beiden Unternehmer, trotz der geringen Ausdehnung ihres Territoriums (es hatte nicht einmal den Flächeninhalt einer Colonistennummer von Neu-Freiburg), weitgehende Plane, denn Henning, ein sehr geschickter Zimmermann, baute für die Verhältnisse unbegreiflich grossartige Häuser. Sie waren in ihrer Construction tadellos, aber Henning hatte, wol aus Unkenntniss, viele Holzarten verwendet, die, weil ganz ohne Dauer, in Brasilien nie zu Bauhölzern gebraucht werden; die Häuser gingen daher in verhältnissmässig sehr kurzer Zeit ihrem Verfalle entgegen. Schäffer schickte seinem Associé circa 30 Sklaven, mit deren Hülfe Henning eine Kaffeeplantage anlegte, aber ebenfalls aus Unkenntniss der Cultur die Bäumchen so nahe pflanzte, dass sie nie einen ordentlichen Ertrag abwarfen. In den Jahren 1828 und 1829 hatte indessen die Fazenda ein vortheilhaftes Aussehen und Schäffer reiste nach Europa, um dieselbe mittels einer Lotterie los zu werden. Das Unternehmen mislang; er kehrte auf seine Besitzung zurück, entzweite sich dort mit seinem Campagnon und vertrieb ihn von der Fazenda. Henning starb einige Zeit später in Hamburg im Elend. Schäffer blieb noch

[1]) Bd. II, S. 366.

einige Jahre auf Jacarandá und starb dort, wenn ich nicht irre, 1836.

Schäffer hatte eine Zeit lang die besondere Gunst des königlichen Hofes in Rio de Janeiro genossen, wurde von demselben als Geschäftsträger nach Frankfurt geschickt und stand nach seiner Rückkehr nach Brasilien noch lange auf einem vertrauten Fusse mit dem Monarchen. Durch Schäffer fand auch sein Freund Miguel Calmon du Pin e Almeida, der später so hochgestellte und einflussreiche Marquez de Abrantes, seinen Weg zum kaiserlichen Hoflager. Schäffer hinterliess sein Vermögen seiner einzigen Tochter und stellte sie unter die Vormundschaft dieses seines Freundes; aber trotz der hohen Protection befindet sich die Unglückliche, nachdem sie die verschiedensten Phasen eines nichts weniger als tugendhaften Lebens durchgemacht hat, in der traurigsten Lage. Von Frankenthal sind nur noch das von den Ameisen durchwühlte Terrain und einige Reste einstiger Gebäude übrig.

In den flexibeln Contracten von Kretzschmar ist nirgends ausgedrückt, ob den Colonisten die Ländereien geschenkt wurden. Im Artikel 2 heisst es, sie erhalten das angegebene Ausmass als Eigenthum; im 6. Artikel wird aber die Hälfte der zur Verarbeitung kommenden Rohproducte mit als Abzahlung der Ländereien beansprucht!

Die Zahl der unter diesen Bedingungen von Kretzschmar nach Brasilien beförderten Colonisten betrug im ganzen 342 Individuen (198 männlichen, 147 weiblichen Geschlechts). Die ersten schifften sich den 19. Juli 1823 an Bord der Brigg Argos ein und langten nach einer leidenvollen Reise von 180 (!) Tagen in der Bai von Rio de Janeiro an. Der Rest folgte auf dem Schiffe Carolina, das den 18. Dec. 1823 in See ging und nach 48 Tagen den Hafen seiner Bestimmung erreichte.

Sämmtliche Colonisten wurden von Rio de Janeiro aus nach Neu-Freiburg transportirt, wo sie den 3. Mai 1824 anlangten.

In Frankfurt wurde den Colonisten contractlich zugesichert, sie nach den fruchtbaren Ufern der Flüsse von Caravellas und Viçoso zu bringen, und bei ihrer Ankunft in Brasilien wurden

sie nach den sterilen Bergen Neu-Freiburgs versetzt! Das war also die rechtschaffene Art und ohne Hinterlist [1]), mit der man die armen Colonisten behandelte! Manche Handlungsweise des Generallandamts in neuerer Zeit zeigt die traurigste Uebereinstimmung mit diesem Betruge.

Wie es scheint, hatte Schäffer gar nicht die Absicht, die Colonisten in Leopoldina anzusiedeln; sondern er wollte, dem Wunsche der Regierung gemäss, die halbverlassene Colonie Neu-Freiburg wieder bevölkern. Da aber sehr schlechte Nachrichten über diese Ansiedelung nach Deutschland gedrungen waren und er für sie keine Auswanderer mehr finden konnte, so scheint er die Colonie Leopoldina als wirksamen Köder gebraucht zu haben.

Hr. Cansanção erzählt in seiner erwähnten Broschüre S. 12, dass die Colonisten auf Befragen nach ihren Contracten erklärt haben, dass ihnen dieselben sammt allen übrigen auf ihre Auswanderung bezüglichen Papieren von Monsenhor Miranda abgenommen worden seien, um sie angeblich im Archiv zu deponiren. Da sich aber im Archiv nicht ein einziger Contract oder irgendein anderes auf diesen Gegenstand bezügliches Document vorfand, so vermuthet Hr. Cansanção, dass diese Schriftstücke wahrscheinlich einmal in einer Zeit politischer Aufregung (vielleicht bei Wahlen?) abhanden gekommen seien, um das den Colonisten durch die Verträge zugesicherte Bürgerrecht bestreiten zu können. Ich theile diese Ansicht nicht, denn da hätte man ebenso gut die weit zahlreichern Contracte der schweizerischen Colonisten auch verschwinden machen müssen, sondern ich bin der Meinung, dass Monsenhor Miranda und Consorten ihnen die Documente abgenommen und dieselben zerstört haben, um dadurch den armen hintergangenen Leuten die sicherste Basis zu einer legalen Reclamation wegen des niederträchtigen gegen sie ausgeübten Betrugs zu entziehen. Solche unsaubere Handlungen haben sich ja auch in neuerer Zeit in Rio de Janeiro wiederholt.

Im Jahre 1849 fand sich durch Zufall noch ein solcher Contract bei einem Auswanderer, dem mehr als siebzigjährigen Greise

[1]) „Tudo lealmente e sem dolo“ lauten die Schlussworte des Contractes!

Jonas Emmerich, der bald nach seiner Ankunft in Neu-Freiburg die Colonie wieder verliess und sich in der Serra de Macahe ansiedelte. Nachdem dieser aufgefundene Vertrag vom Pastor Sauerbronn als einer der Originalcontracte erklärt worden war, wurde er im Archiv deponirt und von Hrn. Cansanção in seiner Broschüre abgedruckt.

Wie unehrlich die Contracte eingehalten wurden, beweist am besten die Art und Weise, mit der man den Pastor Sauerbronn behandelte. Vertragsmässig war ihm, wie schon oben bemerkt, ein jährliches Einkommen von 2000 Fl. rh. zugesichert worden; er erhielt aber nur 200 Milreis, also weniger als den *sechsten* Theil der contractlich zugesagten Summe. Nach einigen Jahren wurde sein Einkommen auf drei, dann auf vier und schliesslich auf 600 Milreis erhöht, also noch kaum auf die Hälfte seines vertragsmässig normirten Gehalts. Lange Jahre petirte Pastor Sauerbronn bei der Regierung um gewissenhafte Erfüllung ihrer eingegangenen Verbindlichkeiten, und reclamirte die Nachzahlung der ihm vorenthaltenen Quote seines Salärs. Wenn ich nicht irre, so war es erst 1861, also 37 Jahre nach seiner Ankunft, dass ihm die Reichsvertretung wenigstens den grössern Theil seiner rückständigen Forderung bewilligte.

Nach Ankunft der deutschen Colonisten in Neu-Freiburg wurde Befehl zu neuen Landvermessungen gegeben und dabei der Grundsatz ausgesprochen, dass jedem Individuum über 3 Jahre 62 Quadratbrazas Land zugetheilt werden sollen. Wie bei diesem geringen Ausmasse die Colonisten auf dem unfruchtbaren Boden der Colonie ihr Fortkommen finden, überhaupt leben sollten, ist nicht erklärlich, und die Weisheit der Männer, von denen diese Verordnung nach den schon gemachten traurigen Erfahrungen ausging, nicht zu ergründen. Eine Familie von 10 Personen sollte mit 620 Quadratbrazas der nämlichen Ländereien ihre Zukunft begründen, auf denen eine künstliche Familie von 17 Personen bei einem Ausmasse von 225000 Quadratbrazas nicht existiren konnte! Obgleich ein grosser Theil von den den Schweizern zugetheilten Landlosen von diesen wieder verlassen und also disponibel waren, so dauerten doch die neuen Vermessungen zur

grossen Entmuthigung der Colonisten ein volles Jahr lang. Diesen neuen Ansiedlern wurden für die zwei ersten Jahre ebenfalls Geldsubsidien zugetheilt wie den Schweizern, aber weder Sämereien noch Hausthiere verabfolgt.

Wie leicht vorauszusehen, fiel auch dieser zweite Versuch, die Colonie zu heben, ebenso unglücklich aus wie der erste. Die deutschen Colonisten ahmten das Beispiel der Schweizer nach und verliessen, sobald ihnen die Verhältnisse klar geworden waren, ebenfalls die Ansiedelung. Pastor Sauerbronn erzählte mir, dass sich nach Ablauf des ersten Jahres bereits die Hälfte seiner Reisegefährten in andere Gegenden zerstreut haben. Ich hätte gern von ihm nähere Umstände über die etwas mysteriöse Versetzung seiner Landsleute nach Neu-Freiburg erfahren; er war aber bei meiner Anwesenheit so leidend, dass längere Unterhaltungen zu angreifend für ihn waren.

Nach den Aufzeichnungen des Polizeivorstandes C. F. M. Quivremont hatte bis zum Jahre 1825 von 2024 auf der Colonie angekommenen Schweizern und Deutschen bereits ein Drittel dieselbe verlassen, über 200 waren gestorben, sodass damals nur noch die Hälfte der Ansiedler zurückblieb. Die günstigen Erfolge, die sehr viele der Colonisten in andern fruchtbaren Gegenden der Provinz erzielten, und besonders die sehr rasch sich emporschwingende Kaffeecultur im District Cantagallo verlockten auch in den folgenden Jahren eine grosse Anzahl der Freiburger, ihre Ansiedelungen zu verlassen. Infolge dieses Exodus sah sich die kaiserliche Regierung schliesslich veranlasst, die fast überflüssig gewordene Administration der Colonie aufzulassen, den Coloniedistrict Neu-Freiburg zu einem eigenen Municipium zu erheben und dessen Verwaltung in die Hände einer Municipalkammer zu legen. Das geschah im Jahre 1831.

Monsenhor Pedro Machado de Miranda Malheiros, 1824 vom Kaiser Dom Pedro I. zum Generalinspector der fremden Colonisation befördert, hat durch den verunglückten Versuch in Neu-Freiburg den Beweis seiner gänzlichen Unfähigkeit als Colonisator geliefert. Die Hauptschuld des Mislingens dieses Versuchs lag, wie schon früher erwähnt, in der unvernünftigen, gewissen-

losen Wahl des für die Colonisation bestimmten Landstrichs. Wenn auch der Wunsch König Johann's VI. die Aufmerksamkeit Miranda's nach dieser Gegend hinlenkte, so hätte doch eine noch so oberflächliche Untersuchung des Terrains den Inspector von dessen Untauglichkeit überzeugen können, und sicherlich wäre der Monarch vernünftigen Einwendungen gegenüber nicht bei seiner Ansicht verharrt.

Wie hoch sich die Unkosten dieses Colonisationsversuchs beliefen, konnte Hr. Cansanção aus Mangel an officiellen Anhaltspunkten nicht ermitteln. Fonseca berechnet die an die Schweizer verabfolgten Subsidien an Geld, einigen Sämereien und Hausthieren auf die Summe von 153000 Milreis, die Vorarbeiten zur Niederlassung auf 50000 Milreis. Rechnen wir nun die Ueberfahrtsunkosten von 1883 Personen über 3 Jahren à 100 spanische Thlr. per Kopf, die Landtransportauslagen, Unterstützungsgelder für die deutschen Colonisten, die zweite Vermessung, Beamtengehalt u. s. f. dazu, so resultirt eine Summe, die eine halbe Million Thaler weit übersteigt.

Die in der Ansiedelung zurückgebliebenen Colonisten betrieben, nachdem sie sich überzeugt hatten, dass das ziemlich rauhe Klima die Kaffeecultur nicht erlaube, vorzüglich den Anbau von Mais, Kartoffeln und Bohnen, für die sie stets einen sehr günstigen Markt fanden und noch finden, theils in Neu-Freiburg selbst, wo die aus den Kaffeedistricten nach der nächsten Eisenbahnstation durchziehenden Tropeiros stets willige Abnehmer dieser Producte sind, theils in Cantagallo, theils in der Reichshauptstadt.

Ausserdem beschäftigen sich die Colonisten eifrig mit der Zucht von Hausthieren. Die Milch der Kühe verwerthen sie entweder als solche in Neu-Freiburg, oder sie bereiten Butter und Käse. Das Schlachtvieh verkaufen sie zu guten Preisen. Mit dem Ueberflusse von Mais mästen sie Schweine und schicken den Speck nach Rio de Janeiro. Die Zucht von Hausgeflügel verschafft ihnen ebenfalls eine hübsche Einnahme, ebenso der Anbau von Gemüsen.

Die fleissigen auf den bessern Landlosen zurückgebliebenen

Colonisten haben sich allmählich zu einer ziemlich günstigen Lage emporgearbeitet; einige haben es zu einem gewissen Grade von Wohlhabenheit gebracht. Armuth und Elend herrschen nicht in der Colonie, aber wenn mir Pastor Sauerbronn 1861 versicherte, dass es dort gar keine Bettler gebe, so mag er nur insofern recht haben, als er einen anstössigen Strassenbettel meint, denn unter den alten Colonisten gibt es noch einige sehr hülfsbedürftige.[1])

Hr. Cansanção sagt in seiner Broschüre: „Die Colonisten kleiden sich anständig und beobachten im Innern ihrer Häuser eine Ordnung und Reinlichkeit, welche wol den Neid mancher reichen Fazendeiros erwecken könnten.“

Was die Bevölkerungszahl der Colonie Neu-Freiburg betrifft, so ist mir kein neuerer Census bekannt als jener vom Jahre 1851, den wir Hrn. Cansanção verdanken. Diesem zufolge betrug dieselbe 1990 Individuen, nämlich 1496 Freie und 404 den Colonisten gehörige Sklaven. Von erstern waren 857 aus der schweizerischen, 639 aus der deutschen Colonie. Jene sind Katholiken, diese Protestanten. Die Villa Novo Friburgo zählte 684 Personen, nämlich 489 Freie und 195 Sklaven. Das ganze Kirchspiel São João Baptista de Novo Friburgo lieferte folgendes Zählungsresultat:

Gesammtbevölkerung			4810 Seelen.		
Freie	Männer	Brasilianer	741	1614	3046
		Colonisten	746		
		Fremde	109		
	Weiber	Brasilianerinnen	675	1432	
		Colonistinnen	731		
		Fremde	26		
	Sklaven	Männer	1108	1764	
		Weiber	656		

Der älteste Einwohner des Kirchspiels war der brasilianische

[1]) Die schweizerische Hülfsgesellschaft in Rio de Janeiro sendet seit einer langen Reihe von Jahren alljährlich eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes nach Neu-Freiburg zur Vertheilung an solche Hülfe bedürftige Schweizercolonisten.

Landwirth Francisco José da Silva, der 136 Jahre zählte. Das hohe Alter, das auch so viele der Colonisten erreichen, ist ein Beweis der gesunden Lage der Colonie, das Beste, was man ihr nachrühmen kann. Pastor Sauerbronn sagte mir, dass er durchschnittlich auf 30 Taufen 8 Leichen habe, sicherlich ein der Bevölkerungszunahme möglichst günstiges Resultat.

In den Jahren 1844 und 1847 war Neu-Freiburg der Schauplatz grosser politischer Aufregungen, denn die brasilianischen Wahlmänner wollten das den deutschen Colonisten gebührende Wahlrecht nicht anerkennen, indem sie deren brasilianische Nationalität bestritten, und diese konnten dasselbe auch nicht direct nachweisen, da ihre Contracte, die es ihnen zusicherten, nicht mehr vorhanden waren. Die Regierung entschied indessen schliesslich die Streitfrage zu Gunsten der Colonisten.

Obgleich die Colonie Neu-Freiburg als ein verfehltes Unternehmen bezeichnet werden muss, da sie bei glücklicher Terrainwahl ohne Zweifel einen ausserordentlichen Aufschwung genommen hätte, indem auf günstige Berichte der ersten Schweizeremigranten ihnen viele Tausende ihrer Landsleute nachgefolgt wären, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, dass sie einen sehr wichtigen und nachhaltigen Einfluss auf den District Cantagallo ausgeübt hat. Erst durch die Niederlassung in Neu-Freiburg wurden die reichen Agriculturschätze Cantagallos dem Weltverkehr eröffnet; eine arbeitsame und intelligente Bevölkerung breitete sich vom Colonialdistrict nach allen Richtungen aus, baute Strassen, drang in die Urwälder vor, gründete dort erst kleine Ansiedelungen, gab den Impuls zu einer grossartigen Entwickelung des Landbaues in jenen fruchtbaren Gegenden und zu vielfachen Verbesserungen in den bis dahin noch so rohen Maschinen zum Reinigen der Kaffeebohnen. Die Colonisten und ihre Nachkommen gehören zum besten Theile der Bevölkerung des Districts. Dieses Lob ertheilen ihnen selbst fremdenfeindliche Brasilianer. König Johann's VI. Project hat gute Früchte getragen; hätten es ehrliche und gescheite Executivbeamte unterstützt, so wäre sein Erfolg ein grossartiger gewesen.

Bei Hrn. Leuenroth finden seine Gäste stets die nöthigen

Maulthiere zur Reise nach der $5^3/_4$ Legoas entfernten Eisenbahnstation Cachoeira. Sonntag den 2. Dec. verliessen wir morgens um 8 Uhr in zahlreicher Gesellschaft von Herren und Damen, die das nämliche Reiseziel wie wir hatten, Neu-Freiburg. Nach einem ziemlich raschen Ritte durch nicht fruchtbares, meist waldbedecktes Hügelland, von dem ein Theil zu den Colonienummern gehört, erreichten wir gegen 10 Uhr die Venda dos Ramos, auf der Höhe des Orgelgebirges (Alto da Serra). Hier machten wir halt und frühstückten, um die Thiere etwas rasten zu lassen. Wir fanden in der Venda schon eine zahlreiche Gesellschaft, meist Engländer, die nach Morro queimado reisten. Als wir zugleich mit den nach Norden ziehenden Reisenden die Herberge verliessen, traf dort der Rest unserer Gesellschaft ein. Der Weg von Alto da Serra das Orgelgebirge hinunter in das Thal des Rio Macacú ist nur stellenweise steil, im ganzen genommen ein ziemlich guter Reitpfad. Wenn man aber den ausserordentlich starken Verkehr auf dieser Strasse und ihre grosse Wichtigkeit berücksichtigt, so muss man gestehen, dass sie weit hinter den bescheidensten Anforderungen zurückbleibt. Die Mittagssonne glühte in erstickender Hitze in das schmale Thal; wir wollten daher am Fusse der Serra im Wirthshause eines gewissen Schott kurze Zeit rasten. Wir fanden aber, wahrscheinlich weil es Sonntag war, das Zimmer so voll lärmender Gäste, dass wir es vorzogen, uns wieder in den Sattel zu setzen und nach der eine kleine Legoa entfernten Bahnstation Cachoeira zu reiten. Wir fanden in dem neuen Gasthofe ein gutes Unterkommen. Da es erst 1 Uhr nachmittags war und der Wirth uns erklärte, dass um 4 Uhr das gemeinschaftliche Mittagsessen eingenommen werde, so blieb uns Zeit genug übrig, einige Besuche zu machen und uns im Orte selbst umzusehen.

Cachoeira war früher ein ganz armseliges Dörfchen und gelangte erst in neuerer Zeit als vorläufiger Endpunkt der sogenannten Cantagalloeisenbahn zu einiger Bedeutung. Es hat gegewärtig viele neue leichtgebaute Häuser, zahlreiche Verkaufsgewölbe und grosse Stapeldepots. Es sollen durchschnittlich täglich 5—600 Sack Kaffee hauptsächlich aus dem District Can-

tagallo einlaufen; hier werden sie von den Agenten in Empfang genommen und weiter nach Rio de Janeiro befördert. Vor der Erbauung der Eisenbahn waren die Fazendeiros, deren Export diese Richtung einschlagen musste, genöthigt, ihre Tropas durch das ganze Thal des Rio Macacú bis da, wo der Fluss für grössere Fahrzeuge schiffbar wird, zu schicken, und verloren auf diesen Reisen immer viele Neger an den höchst gefährlichen Sumpffiebern und zahlreiche Maulthiere auf den besonders während der Regenzeit grundlosen Wegen. Die Eisenbahn hat ihnen also eine grosse Ersparniss an Kapital und Zeit gebracht.

Früher war Cachoeira weit mehr als unter diesem Namen unter dem von „Mendonza“, den man selbst auf einigen Karten findet, bekannt. Es hatte nämlich ein Fazendeiro Namens Francisco d'Assis Furtado de Mendonza in der Nähe des alten Dörfchens ein Wirthshaus mit der Aufschrift „Hôtel Mendonza“ errichtet, das ein beliebter Ruhepunkt und bequemes Nachtquartier für Reisende und Tropas abgab. Wir machten, der Einladung eines Bekannten folgend, nach Tisch einen Spaziergang nach der Fazenda von Mendonza und wurden dort vom Besitzer freundlichst aufgenommen. Das Innere seiner Wohnung gab eine treffliche Illustration zu der oben angeführten Bemerkung von Hrn. Cansanção hinsichtlich der Reinlichkeit der Colonistenwohnungen: ein baufälliges Haus, überall Schmuz und Unordnung, verlotterte Möbels, zerlumpte Neger! Während uns ein vorzüglicher Kaffee vorgesetzt wurde, erzählte uns der Fazendeiro, wahrscheinlich um einen Beweis seiner Belesenheit zu geben, in wahrhaft komischen Auszügen die Geschichte von Wilhelm Tell, von Telemach und von Monte Christo. Aus dem Eifer, mit dem er seine Erzählungen vortrug, konnte ich mir recht lebhaft vorstellen, wie er in frühern Zeiten, als das „Hôtel Mendonza“ noch im Blüte stand, abends seinen Gästen diese und ähnliche Geschichten zum besten gab. Da er vermuthlich diesen Genuss schon lange entbehrt hatte, mussten wir nun als willkommene Opfer seiner Manie herhalten. Mendonza baut auf seiner Fazenda zwar ausgezeichneten, aber wenig Kaffee; er sagt, er finde seine Rechnung weit besser, wenn er seine Sklaven zu 1800 Reis

täglich bei den Eisenbahn- und Strassenarbeiten vermiethe, als mit ihnen Kaffee zu bauen.

Am folgenden Morgen um 8 Uhr bestiegen wir den Train, auf dessen Locomotive, den Namen der Eisenbahn allegorisirend, ein krähender Hahn gemalt war. Die Eisenbahn von Porto das Caixas nach Cachoeira ist die erste vollendete Section der projectirten Eisenbahn nach Neu-Freiburg und misst 25 englische Meilen, die in der Regel in $1^3/_4$ Stunden zurückgelegt werden. Die zweite Section von Cachoeira nach Neu-Freiburg misst $5^1/_4$ Legoas und hat den Kamm des Orgelgebirges zu übersteigen. Sie ist zwar vermessen und die Unkosten sind veranschlagt auf $3^1/_2$—4 Millionen Milreis, der Bau aber ist, wie es scheint aus Mangel an den nöthigen Kapitalien, noch nicht in Angriff genommen. Eine ebenfalls projectirte Verlängerung der jetzigen ersten Section von Porto das Caixas nach der Provinzialhauptstadt Nicterohy (auch in der ungefähren Ausdehnung von 25 englischen Meilen) würde wenigstens für die Bequemlichkeit des reisenden Publikums ein grosser Vortheil sein.[1])

Obgleich die bisjetzt befahrene Section die Verbindung mit so wichtigen Ackerbaudistricten befördert, so hat sie doch bisher noch keine günstigen Resultate geliefert. Alljährlich übersteigen noch die Ausgaben die Einnahmen um ein Bedeutendes; 1862 betrugen die erstern 185590 Milreis, letztere 167017 Milreis, das Deficit belief sich also noch auf 18572 Milreis. Die Personenfrequenz war eine auffallend schwache, da die Linie nur von 11337 Passagieren befahren wurde.[2]) Die Actionäre werden daher noch sehr lange auf eine Dividende warten können.

[1]) Im November 1861 beschloss der Landtag der Provinz Rio de Janeiro die Fortsetzung der Eisenbahn von Porto das Caixas nach Nicterohy auf Kosten der Provinz. Die Bauunkosten sind auf 1,800000—2,400000 Milreis veranschlagt. Bei Gelegenheit dieses Beschlusses wurde Nicterohy, das wirklich aus Mangel an hinreichendem Einkommen nicht einmal den bescheidensten Anforderungen an eine Provinzialhauptstadt zu entsprechen vermag, mit einem Eisenfresser mit diamantener Vorstecknadel, Pantoffeln und einem schmuzigen Hemde verglichen. Im Mai 1865 wurde von den Ingenieuren Rowland Cox und William John die Strecke zwischen Porto das Caixas und Villa nova in Angriff genommen.

[2]) Die folgende Liste der von Cachoeira beförderten Güter gibt auch eine

Bei dieser Gelegenheit will ich auch der dritten Eisenbahn der Provinz Rio de Janeiro erwähnen, die bisjetzt nicht nur die bedeutendste dieser Provinz, sondern auch des ganzen Kaiserreichs ist.[1]) Diese, den Namen des regierenden Kaisers Dom Pedro II. führende Eisenbahn beginnt auf dem Campo Sant' Anna in Rio de Janeiro und führt in n. w. Richtung an den Fuss der Serra do Mar, übersteigt die Wasserscheide des Gebirges bei Joaquim do Alto und senkt sich dann in das Thal der Parahyba bis zum Vereinigungspunkte dieses Stromes mit dem Rio Pirahy. Das Kapital zur Herstellung dieser Eisenbahn besteht in 38 Millionen Milreis und zwar in einem Anlehen von 12,666666 Milreis, das 1858 in London behoben wurde, und in 60000 Actien. Der Staat und die Provinz Rio de Janeiro leisten den Kapitalgebern und Actionären eine Zinsengarantie von 7%.

Die erste Section vom Campo Sant' Anna bis Belem ($38\frac{1}{4}$ englische Meilen) ist, trotz der verhältnissmässig geringen Terrainschwierigkeiten und der sehr bedeutenden dafür verwendeten Kapitalien, geradezu schlecht gebaut. Die Verwaltung zahlte dem englischen Unternehmer Ed. Price für $36\frac{1}{2}$ englische Meilen von S. Cristovão nach Belem 560084 Pf. St. oder 11090 Pfd. St. per englische Meile. Die zweite Section von Belem bis nach Mendes (17 englische Meilen) wurde von dem ausgezeichneten

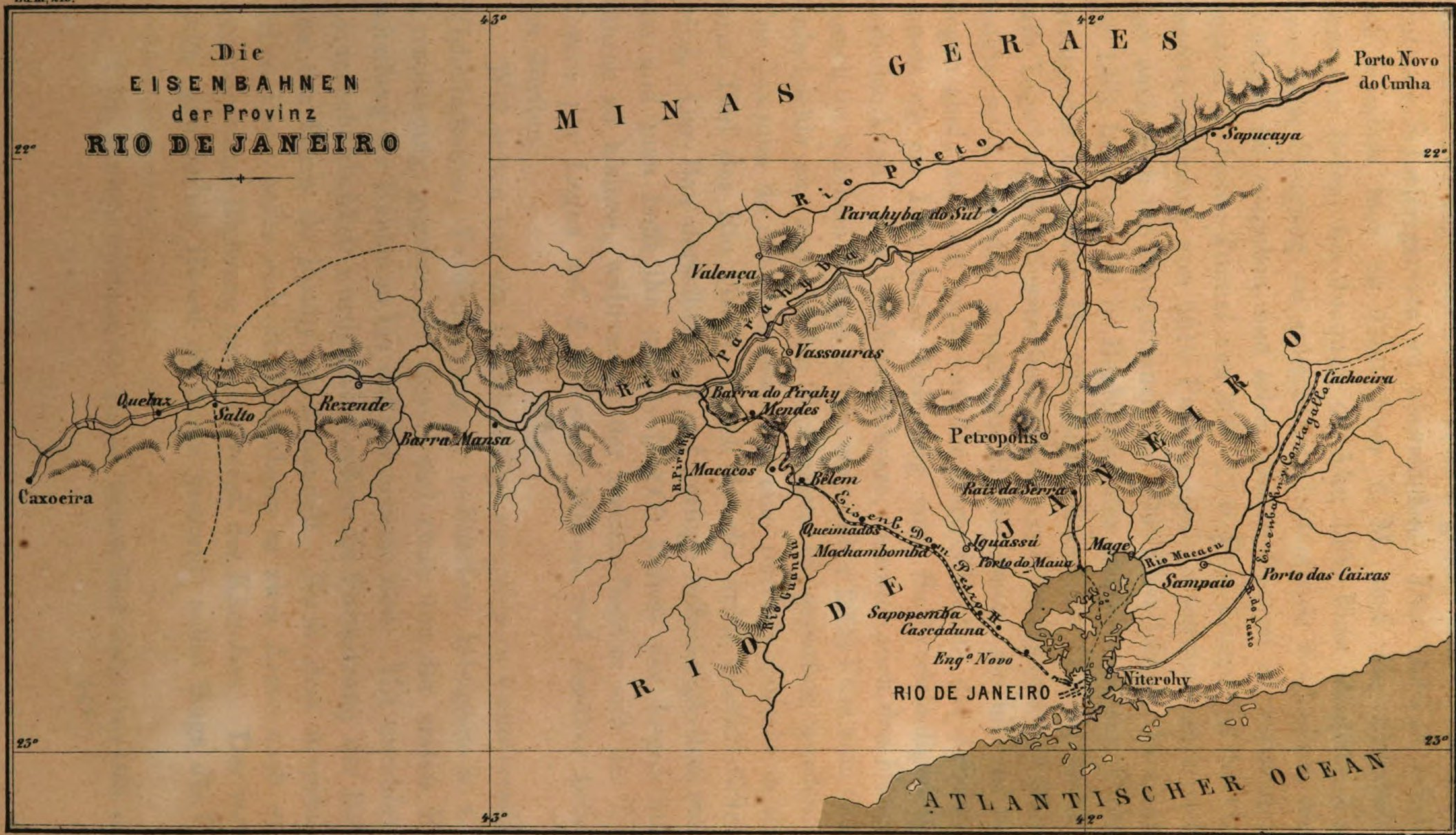
Uebersicht über die Natur und Verhältnisse der aus dem District Cantagallo nach Rio de Janeiro exportirten Producte. Es waren:

Kaffee	271919	Arrobas.
Kartoffeln	12072	„
Mais	24854	„
Bohnen	1654	„
Reis	238	„
Speck	682	„
Farinha	31950	„
Stärke	224	„

Der officielle Bericht sagt Gomma, was Gummi und auch Stärke heisst, im vorliegenden Falle gilt wol letztere Bedeutung. Zu bemerken ist noch, dass ein Theil des im District Cantagallo producirten Kaffees über São Fidelis und São João da Barra, ein anderer über Macahé nach Rio de Janeiro befördert wird.

[1]) Auf dem beigegebenen Kärtchen sind die drei Eisenbahnen der Provinz Rio de Janeiro, nämlich die von Mauá, die von Cantagallo und die Eisenbahn Pedro Segundo verzeichnet.

Zu III, 210.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

amerikanischen Ingenieur Major Ellison gebaut und hat sehr bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden. Das Gebirge erhebt sich nämlich hier zu 1550 Fuss ü. M. und die Eisenbahn muss von Belem bis Joaquim do Alto 1400 Fuss steigen. Um diese hohe Steigung zu erleichtern, bedeutende Schluchten und Abhänge zu umgehen und allzu scharfe Curven zu vermeiden, mussten 13 kleine Tunnel von 300—2146 Fuss Länge (in der Gesammtausdehnung von 8510 Fuss) gegraben werden, ausserdem aber auch noch ein Haupttunnel von 7040 Fuss Länge. Im October 1861 besuchte ich in Begleitung des Präsidenten des Directoriums der Eisenbahn, Hr. Christiano Benedicto Ottoni, anderthalb Tage lang die Riesenarbeiten dieser zweiten Section und überzeugte mich von den gewaltigen Hindernissen, die hier zu besiegen sind, zugleich auch von der Vortrefflichkeit der Arbeiten, soweit sie ein Laie unter Anleitung eines Sachverständigen beurtheilen kann. Wir befuhren mehrere, darunter auch den Haupttunnel, in welchem damals schon etwas über 2000 Fuss vom Centralschachte aus nach beiden Richtungen hin gegraben wurden.[1]) Von Joaquim do Alto genossen wir eine reizende Ansicht in das ferne Thal des Rio Pirahy, durch das die dritte Section führen wird. Der Bau derselben soll auf geringe Schwierigkeiten stossen und man hofft ihn mit 4—500000 Milreis per Legoa ausführen zu können, während in der zweiten Section sich die Unkosten per Legoa auf 2 Millionen Milreis und darüber belaufen dürften.

Wol selten hat ein Eisenbahnbau zu grössern Controversen, Mishelligkeiten, Verdächtigungen, politischen Intriguen u. s. f. Veranlassung gegeben als dieser und zwar von der ersten Beschaffung der Gelder an bis auf die neueste Zeit. Mit unerhörter Leidenschaftlichkeit wurde insbesondere die Fortsetzung der Bahn von der Barra do Pirahy an behandelt. Nach dem ursprünglichen Plane sollte sich die Hauptbahn in zwei Arme nach entgegengesetzter Richtung trennen (vergl. das Kärtchen). Der westliche (gewöhnlich Ramal do Norte genannt) sollte längs des Rio

[1]) Die feierliche Eröffnung des grossen Tunnels fand den 2. Dec. 1865 statt.

Parahyba thalauf bis nach Cachoeira, an die Grenze der Provinz São Paulo, der östliche (Ramal do Sul) Parahyba abwärts bis nach Porto novo da Cunha an die Grenze der Provinz Minas geraes geführt werden. Wie es scheint, wurde der westliche Arm aufgegeben, desto hartnäckiger aber am östlichen festgehalten.

Diese östliche Verlängerung der Eisenbahn entspricht nach meiner Ansicht durchaus nicht den wahren Interessen des Landes. Während der ersten 10 Jahre nach Vollendung ihres Baues würde sie allerdings für die zahlreichen Kaffeeplantagen längs des Parahyba sehr bedeutende Vortheile durch wohlfeilern und schnellern Transport ihrer Producte gewähren und das Ertrāgniss könnte ein verhältnissmässig günstiges werden; aber diese heute reichen Plantagen nähern sich mit Riesenschritten dem Stadium der Bodenerschöpfung und nach 25 Jahren geht dieser Theil der Bahn nur noch durch culturarmes Land mit sehr geringem Export und hat dann nur noch als Verbindungsglied mit dem Süden der Provinz Minas geraes einige Bedeutung, steht dann aber auch mit zwei andern concurrirenden Hauptwegen im Kampfe, nämlich mit der Kunststrasse União e Industria und mit der Cantagalloeisenbahn. Warum gerade in dieser Richtung mit ausserordentlichem Geldaufwande mehr oder weniger rivalisirende Strassen gebaut werden, während der grösste Theil des Reichs sich mit elenden Saumpfaden begnügen soll, ist nicht leicht einzusehen.

Eine auf vernünftige Grundsätze basirte Staatsökonomie kann unter den gegebenen Verhältnissen nur eine einzige Fortsetzung der Eisenbahn Dom Pedro II. von der Barra do Pirahy an befürworten, nämlich die directe nach Norden durch die Provinz Minas geraes, um den Rio de São Francisco da zu erreichen, wo er für Dampfboote schiffbar zu werden beginnt. Diese Eisenbahn müsste naturgemäss nach Uebersteigung der Serra da Mantiqueira, die keine ausserordentlichen Schwierigkeiten darbieten soll, den grossen Flussthälern und weiter nach Norden den sanftgeneigten Plateaux folgen.

Ich betrachte es als eine Hauptaufgabe der brasilianischen Regierung, eine Verbindung von Pernambuco oder Bahia mit

Rio de Janeiro mittels Benutzung des 300 Legoas lang schiffbaren Rio de São Francisco und mittels Schienenwegen mitten durch das Reich herzustellen. Durch eine solche Verbindung würde dem Handel ein sehr fruchtbares Territorium mit herrlichem Klima, von einer Ausdehnung von halb Europa, erschlossen. Die südlichen Districte der Provinz Minas geraes, durch welche diese Eisenbahn führen würde, besitzen, neben ausgezeichnetem Ackerboden, herrliches Weideland, auf dem jetzt schon eine schwunghafte Viehzucht, deren Producte wegen des allzu kostspieligen Landtransports nur zum kleinern Theil nach der Reichshauptstadt geliefert werden können, betrieben wird. Es würden der Metropole auf diesem Wege wohlfeile Lebensmittel und dem Handel eine ausserordentliche Fülle Exportartikel zugeführt; denn nicht nur die Provinz Minas geraes, sondern auch die angrenzende überschwenglich reiche Provinz Goyaz, die, gegenwärtig ihrer centralen Lage wegen, sozusagen von jeder Handelsverbindung abgeschnitten, ein bettelarmes Land ist, die Vortheile dieser Handelsstrasse geniessen. Diese Eisenbahnstrecke würde eine festbegründete, grossartige, durch keine Bodenerschöpfung gefährdete Zukunft haben.

Vor einigen Jahren tauchte einmal vorübergehend das dem Gehirn eines müssigen Ingenieurs entsprungene Project auf, Pernambuco mit Rio de Janeiro durch eine Eisenbahn längs der Meeresküste zu verbinden, und selbst in Regierungskreisen wurde diesem gegen den gesunden Menschenverstand sündigenden Plane einige Beachtung geschenkt. Von Pará bis Rio grande do Sul stehen alle Küstenstädte durch eine regelmässige einheimische Dampf- und durch eine beträchtliche Küstenschiffahrt mit Seglern unter sich in Verbindung; Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro, überdies noch durch zwei europäische Dampferlinien. Die Frachten auf dieser Wasserstrasse sind daher unvergleichlich weit billiger, als sie je auf einem Landwege zu stehen kämen. Diese Seestädte, von denen ein grosser Theil dem überseeischen Schiffsverkehr geöffnet ist, haben sich gegenseitig verhältnissmässig wenig zu bieten, jedenfalls aber lange nicht hinreichend, um einen lebhaften und lucrativen Eisenbahnverkehr zu unterhalten.

Da auch eine solche Eisenbahn dem Handel kein neues productives Hinterland eröffnen würde, so könnten die Einnahmen des Unternehmens nicht einmal von fern die laufenden Betriebskosten decken. Der Bau einer Eisenbahn von Pernambuco nach Rio de Janeiro längs der Meeresküste würde nach der mässigsten Berechnung ein Kapital von 150 Millionen Milreis verschlingen. Brasilien, das den grössten Theil der wenigen Eisenbahnen, die es bisjetzt besitzt, mit englischem Gelde zu 7% baute, kann also nie einem so unsinnigen Project die geringste Beachtung schenken. Hingegen sollte es einer Telegraphenverbindung der Residenz mit den wichtigsten Provinzialhauptstädten eine grössere Aufmerksamkeit widmen, als es bisher der Fall war.

Bei meinem Besuche der Arbeiten der zweiten Bahnsection war die Eisenbahn Dom Pedro II. nur bis Belem mit dem Seitenzweige nach Macacos dem Verkehr eröffnet. Bei einer frühern Excursion nach einem andern Theil der Provinz Rio de Janeiro hatte ich Gelegenheit, in der Station Belem die Nonchalance und Rücksichtslosigkeit der brasilianischen Bahnbeamten kennen zu lernen. Der Kassirer sass mit übereinandergeschlagenen Beinen, die Feder hinter dem Ohre, seine Cigarritos drehend und rauchend, in gemüthlichster Plauderei mit einem Bekannten hinter der Barrière, während das Publikum noch ¼ Stunde vor Abgang des Zugs in grösster Ungeduld auf die Ausgabe der Billets harrte. Endlich verlor ein Fazendeiro, der mit zahlreicher Familie nach der Hauptstadt reisen wollte, doch die angeborene paciencia und interpellirte, von den übrigen Reisenden lebhaft secundirt, auf derbe Weise den Beamten. Nach Austausch einiger höflichen Redensarten, die man in andern Ländern impertinente Grobheiten nennen würde, erhob sich der Kassirer, dehnte sich einigemal, steckte ein Palito in den Mund und begann sein Geschäft. Die Abgangsstunde schlug auch lange, bevor er damit fertig war. Der Train ging dann genau um so viel später, als der Kassirer noch zur Befriedigung der Reisenden brauchte, ab. Der durch alle Administrationskreise herrschenden und für Brasilien so charakteristischen leichtfertigen Nachlässigkeit und laxen Pflichterfüllung der untergeordneten Beamten könnte nur durch häufige

Controle und unerbittliche Strenge der Vorgesetzten gesteuert werden; doch dazu scheinen diese in der Regel zu wenig Energie und guten Willen zu besitzen.

Die Waggons auf dieser Bahn sind nach amerikanischem System (und wenn ich nicht irre, auch in den Vereinsstaaten gebaut), elegant und bequem; die Sitze und Rückenlehnen, wie es in heissen Ländern nicht anders angezeigt ist, von zierlichem Rohrgeflechte. Gefahren wird mit mässiger Schnelligkeit. Wie ich aus den officiellen Berichten ersehe, kommen auf dieser Bahn nicht mehr Unglücksfälle vor als durchschnittlich auf den europäischen. Die Mehrzahl betrifft das Ueberfahren von Personen durch eigene Schuld der Verunglückten. Die Brasilianer, überhaupt wenig geneigt, Gesetzen und Vorschriften zu gehorchen, fügen sich auch nicht gern den Eisenbahnverordnungen, lassen daher die vorgeschriebenen Vorsichtsmassregeln ausser Acht und büssen dann sehr oft ihre Nachlässigkeit mit dem Leben. Auch mag mancher der Verunglückten sich keinen rechten Begriff von der Schnelligkeit der Locomotive machen und wird von ihr erreicht, ehe er an ein Ausweichen denkt.

Seit Eröffnung der ersten Strecke dieser Bahn (im März 1858) hat sich ihre Einnahme in einem ziemlich günstigen Verhältniss gesteigert. Im Jahre 1862 betrug sie 1,079751 Milreis gegen 818575 Milreis der Ausgaben. Die Personenfrequenz vermehrte sich im Jahre durchschnittlich um 40000 Individuen. Im Jahre 1862 beförderte diese Bahn 300000 Personen. Eine vergleichende Uebersicht der fünf gegenwärtig in Betrieb stehenden brasilianischen Eisenbahnen ist in statistischer Hinsicht nicht ohne Interesse. Ich theile sie hier für 1862 nach officiellen Angaben mit:

Es beförderte:

Die Eisenbahn Dom Pedro II.	300255	Passagiere
„ „ von Pernambuco	119383	„
„ „ „ Bahia	75083	„
„ „ „ Mauá	50716	„
„ „ „ Cantagallo	11337	„
Zusammen	556774	Personen

wol eine äusserst geringe Zahl für fünf Bahnlinien.

Das Verhältniss der Ausgaben zu den Einnahmen dieser Bahnen war in dem eben angegebenen Jahre folgendes:

Es betrugen die Ausgaben

bei der Eisenbahn	Dom Pedro II.	84,7 %	der Einnahmen
„ „ „	von Pernambuco	93 %	„ „
„ „ „	„ Bahia	158 %[1])	„ „
„ „ „	„ Mauá	55 %	„ „
„ „ „	„ Cantagallo	111 %	„ „

Von den fünf Bahnlinien haben also nur drei durch ihre Einnahmen die laufenden Ausgaben gedeckt und zwar eine von ihnen ziemlich knapp (Pernambuco). Das noch sehr klägliche Resultat der Eisenbahn von Bahia dürfte sich voraussichtlich nur sehr langsam zum Bessern wenden[2]) und vorzüglich von einer zweckmässigen Verlängerung der Linie abhängen. Das sehr günstige Verhältniss der Mauábahn, die den Actionären im erwähnten Jahre 6 % Dividende (im Vorjahre 9 %) abwarf, ist vorzüglich ihrer ungemein vortheilhaften Lage für Waaren und Personentransport und ihrer sehr geringen Länge zuzuschreiben. Viel tragen dazu auch die enorm hohen Fahrpreise, die geringen auf den Schienenweg verwendeten Unkosten und die Rücksichtslosigkeit, mit der die wahrhaft ekelhaften Waggons beibehalten werden, bei.

Auf eine wesentliche Verbesserung der materiellen Verhältnisse der Cantagallobahn ist kaum zu rechnen, selbst dann nicht, wenn die Linie ihre beiden Endpunkte Niterohy und Cantagallo erreicht haben wird, denn wenn sich auch zweifelsohne die Personenfrequenz und der Waarentransport durch die Verlängerung der Bahn gegen jetzt bedeutend vermehren, so steigen auch die Unkosten in einer viel bedeutendern Progression.

Wir erreichten eine halbe Stunde nach unserer Abfahrt von Cachoeira die Station Sant' Anna, die einzige nennenswerthe

[1]) Im Jahre 1864 belief sich das Deficit dieser Eisenbahn schon auf 218:314 Milreis. Vgl. Bd. I, S. 44.

[2]) Im Jahre 1863 betrugen die Ausgaben 421148 Milreis, gegen 241866 Milreis der Einnahmen.

auf der ganzen Linie und $^5/_4$ Stunden später die Endstation Porto das Caixas. Statt die Bahn bis an den Landungsplatz der Dampfboote am Rio Macacú fortzuführen, wie es die Vernunft und die Interessen des Unternehmens selbst, vorzüglich aber die des Publikums geboten hätten, brach man sie, Privatvortheilen und Localintriguen fröhnend, in Porto das Caixas ab. Von hier müssen die Passagiere in Wagen, die Waaren auf Karren nach dem eine halbe Stunde entfernten Landungsplatz Sampaio transportirt werden. Da gewöhnlich viel zu wenig Wagen vorhanden sind, so muss ein Theil der Reisenden entweder zu Fusse gehen oder warten, bis die Wagen wieder zurückkehren, um sie abzuholen, und dabei Gefahr laufen, die Abfahrt des Dampfers zu versäumen.

Sampaio, am linken Ufer des Rio Macacú gelegen, hat durch die Dampfverbindung mit Rio de Janeiro einige Bedeutung gewonnen und besonders an den Tagen der Ankunft und des Abgangs der Dampfer herrscht dort ein reges Leben. Seit ältern Zeiten besteht hier eine Schiffswerfte, auf der kleine Küstenfahrer gebaut werden, auch beschäftigen sich die Eingeborenen mit einem nicht unbeträchtlichen Holzhandel nach der Residenz.

Der Rio Macacú, der grösste Fluss der Provinz Rio de Janeiro, entspringt auf der Serra das Agoas compridas und durchströmt in unzähligen Windungen in der Hauptrichtung von N. O. nach S. W. das fruchtbare, aber ungesunde Thal. Die zahlreichsten Zuflüsse erhält er in seinem sehr gebirgigen Quellgebiet, die grösste Wassermenge aber in seinem untern Verlaufe, denn es ergiesst sich von Westen in ihn der bedeutende Rio Guapy assu und von Osten der Rio Cassarubú und etwas südlicher der Rio do Pasto, an dem Porto das Caixas liegt. Längs seiner Ufer befinden sich einige Dörfer und zahlreiche Fazendas; unter erstern ist das bedeutendste die schon erwähnte Bahnstation Sant' Anna. Bis hierher ist der Rio Macacú für grössere Canots, die daselbst Breter und Bauholz holen, schiffbar, für kleinere ist er es noch eine Strecke weiter stromaufwärts, bis da, wo sich der Ribeirão Batatal grande mit ihm vereint. Kleinere Küstenfahrer (Sumacas) finden nur bis zum Engenho

do Collegio, einige Legoas seewärts von Sant' Anna, genügendes Fahrwasser.

Der Hauptort des Macacúthales ist die am linken Ufer etwas oberhalb der Mündung der Flüsse Rio Guapy assu und Cassarubú gelegene Villa de Santo Antonio de Sá, gewöhnlich Villa de Macacú genannt. Sie ist zwar eine alte Villa (seit 1679), aber doch eine verkommene, unbedeutende Ortschaft. Im Jahre 1829 brach hier eine sehr heftige Epidemie des im ganzen Thale vorkommenden typhösen Sumpffiebers (Macacúfieber genannt) aus und raffte in kurzer Zeit so viele Menschen weg, dass der Rest entsetzt die Unglücksstätte verliess. Acht Jahre lang blieb die Villa fast gänzlich entvölkert und verödet; 1837 fingen die Bewohner wieder an, in ihre verlassenen Wohnungen zurückzukehren. Der Ort hat sich aber seitdem zu keiner Bedeutung mehr emporschwingen können.

Als die Glocke des Dampfers das Zeichen zur Abfahrt gab, entleerte sich alsbald die gegenüberliegende, mit Reisenden überfüllte Restauration und das Gedränge setzte sich nun an Bord fort. Da die Schiffe wöchentlich nur dreimal von Sampaio und ebenso von Rio de Janeiro nach dieser Richtung fahren, so sind sie in der Regel stark besetzt, fast überfüllt. Die Flussschifffahrt bietet wenig Interesse dar, da eine Fernsicht theils durch die vielen scharfen Windungen des Flusses, theils durch die Mangle- und Schilfvegetation der Ufer gänzlich gehemmt ist. Ungefähr 2½—3 Legoas von der Mündung entfernt liegt auf dem linken Flussufer das armselige Dorf *Villa nova.* Es war einst eine Indianeraldea, in der sich im 18. Jahrhundert einige Portugiesen niederliessen. In der Hoffnung, dass sich hier eine ansehnliche Ortschaft entwickeln werde, erhob sie der Vicekönig Marquez de Lavradio zum Rang einer Villa und ertheilte ihr den pompösen Namen Villa nova de São José d'El Rei. Die sanguinischen Hoffnungen erfüllten sich nicht und die neue Villa siechte wie die alte Aldea fort, sodass sich der Reichsrath im Jahre 1834 veranlasst sah, ihr die Prärogative einer Villa wieder zu entziehen. Die Einwohner, grösstentheils indianischer Abstammung, beschäftigen sich mit Strohflechterei (sie verfertigen

Matten, ordinäre Hüte, Siebe und dergl.), die sie meistens bunt färben, mit etwas Ackerbau und Obstzucht (Apfelsinen) und bringen ihre Erzeugnisse nach der Hauptstadt zu Markt. Vom Flusse aus bemerkt man kaum das etwas landeinwärts gelegene Dörfchen. Eine einzelne dicht am Wasser stehende Hütte bezeichnet den Landungsplatz. Nach anderthalbstündiger Fahrt von Sampaio verliessen wir das braune Fahrwasser des Flusses und liefen in die herrliche Bai ein, um $1^3/_4$ Stunden später am Ponte de Mauá an der Prainha in Rio de Janeiro zu landen.

Drittes Kapitel.

Besuch der Parceriecolonien in der Provinz São Paulo.

(1860.)



Sonnabend den 21. Juli 1860 begab ich mich an Bord des nach Santos bestimmten Dampfers Piratininga, der um 2 Uhr nachmittags nach erfüllten Polizei- und Douanenvorschriften das Fort Villegaignon verliess und zur Barre hinaus nach Süden steuerte. Unter den Mitreisenden traf ich neben einigen andern Bekannten auch Major von Sukow[1]), dessen Reiseziel uns ein mehrtägiges Zusammenbleiben in Aussicht stellte.

Die unangenehmsten Passagiere, mit denen man auf Seereisen in Brasilien zusammentrifft, sind die elsässer Juden, und leider geniesst man nur

[1]) Bd. I, S. 97.

selten, wenigstens auf den besuchtern Routen, das Glück ihrer Abwesenheit. Ihre charakteristischen Physiognomien, ihre insektenartige Zudringlichkeit und Unverschämtheit, ihre gewöhnlich sehr vernachlässigte Kleidung machen sie ebenso kenntlich als ihr schlechtes französisirtes Portugiesisch, ihr verdorbenes Französisch und ihr jüdisch-deutscher Jargon, ihre Lieblingssprache, wenn sie untereinander sind und sich nicht etwa von einem Deutschen beobachtet glauben. Wir hatten auch diesmal einige dieser Industrieritter in der Gesellschaft. Einer von ihnen zeichnete sich besonders durch eine unglaubliche Frechheit aus und suchte offenbar eine hervorragende Rolle zu spielen. Während des Mittagessens fing er an auf Deutschland und die Deutschen zu schimpfen und verflocht in seinen Gallimathias auch auf beleidigende Weise den deutschen Befreiungskrieg gegen Napoleon. Das wurde dem guten Major, der in jenen denkwürdigen Kämpfen selbst mit Ehren den Degen geführt hatte, endlich doch zu viel und nun brach sein lange mühsam unterdrückter Zorn los und entlud sich wie ein unheilbringendes Gewitter über die Häupter des sinnlosen Schwätzers und seiner ihm secundirenden Glaubensgenossen. Die ebenso treffende als derbe Abfertigung rief selbst bei den Brasilianern einen allgemeinen Jubel hervor, auf die Getroffenen aber übte sie eine wahrhaft drastische Wirkung. Einer nach dem andern schlich sich vom Essen weg, um frische Luft zu schöpfen, und jeder von ihnen wich, solange wir noch zusammen waren, mit ängstlicher Scheu unserm Jupiter tonans aus.

Sonntags abends um 5 Uhr landeten wir nach achtundzwanzigstündiger Fahrt im Hafen von Santos. Den folgenden Tag kaufte ich mir ein tüchtiges Reitmaulthier, miethete die nöthigen Lastthiere und verliess Dienstag den 24. Juli in Begleitung des Majors v. Sukow die Hafenstadt. Ueber Santos und den Weg nach São Paulo behalte ich mir vor, in einem spätern Kapitel zu sprechen, und bemerke hier nur, dass ich die Strasse über die Serra do Cubatão etwas besser fand als 2 Jahre früher; den Weg im ganzen, trotz der grossen Summen, die darauf verwendet worden, kleine Strecken abgerechnet, ebenso schlecht wie

damals. Nach Uebersteigung der Serra hielten wir in Caveiras eine kurze Rast. Gegen Abend schlugen wir in Rio grande unser Nachtquartier auf und fanden hier alle Herbergenbequemlichkeiten, auf die man im Innern Brasiliens bescheidenerweise Anspruch machen darf. Nach siebenstündigem Ritte sass mein Reisegefährte, der schon vor mehrern Jahren seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert hatte, noch so stramm und schulgerecht im Sattel, als gelte es einen Spazierritt durch die Strassen von Rio de Janeiro. Ein heftiger Regen verhinderte uns am folgenden Morgen vor 9 Uhr unsere Reise fortzusetzen. Die Wege waren durchweicht und schlüpfrig, sodass wir erst nachmittags um 2 Uhr in São Paulo eintreffen konnten. Ich stieg in dem mir vielfach empfohlenen Hôtel Palm ab, wo ich zwar nur mittelmässige Zimmer erhalten konnte, dafür aber durch eine sehr freundliche Aufnahme, aufmerksame Bedienung und guten Tisch entschädigt wurde. Der Besitzer dieses Gasthofes ist ein Deutscher, er war früher Colonist in Santa Francisca, besass dann einige Jahre lang eine Herberge in der Strasse von Santos und errichtete schliesslich mit günstigem Erfolg in der Provinzialhauptstadt ein deutsches Hôtel. Noch am nämlichen Abende besuchten mich mehrere Bekannte von meiner frühern Reise und bald hatte sich ein kleiner deutscher Cirkel versammelt, den Hrn. v. Sukow's trefflicher Humor animirte. Den Tag nach meiner Ankunft machte ich dem Präsidenten der Provinz, der schon officiell von meiner Ankunft unterrichtet war, meinen Besuch und verabredete mit ihm nach Tisch einen Ritt nach der in kurzer Entfernung von der Stadt liegenden Strafanstalt. Dort befanden sich nämlich zwei schweizerische Halbpartcolonisten seit nahezu 2 Jahren in Haft. Sie hatten sich auf der Colonie Laranjal bei Campinas wiederholt grober Excesse schuldig gemacht und waren schliesslich von derselben entflohen. Sie wurden wieder eingefangen und vom Gerichte in Campinas verurtheilt, so lange im Arbeitshause gefangen zu bleiben, bis sie durch den Erlös ihrer dortigen Arbeit ihre Schulden an den Fazendeiro getilgt haben. Wie ich mich später in Campinas durch Einsicht der Acten überzeugte, war der Process durchaus ordnungsgemäss geführt

worden; der Vertheidiger der Colonisten war sogar ein erbitterter persönlicher Feind des Besitzers der Fazenda Laranjal. Das Urtheil entsprach auch vollkommen dem Criminalcodex, nicht aber den Strafgesetzbestimmungen, welche speciell die Verhältnisse der Colonisten berühren. Diesen zufolge darf nämlich die böswillige Flucht eines Colonisten mit Hinterlassung von Schulden nur mit einer in keinem Falle 2 Jahre übersteigenden Haft bestraft werden. Der Erlös der Arbeiten der Sträflinge muss ebenfalls zur Tilgung ihrer Schulden verwendet werden. Nach dem in Campinas gefällten Urtheile hätten jedenfalls die Colonisten ihr Leben lang im Strafhause bleiben müssen, denn sie schuldeten dem Fazendeiro eine sehr beträchtliche Summe und der Verdienst im Arbeitshause ist verhältnissmässig gering.

Nachdem ich mich ganz genau über den Stand der Angelegenheit informirt hatte, liess ich durch einen geschickten Advocaten den Recurs gegen das Strafausmass des Gerichts in Campinas ergreifen und that sowol in São Paulo, wo mir der Präsident hülfreich an die Hand ging, als auch in Campinas die nöthigen Schritte, um die Entscheidung soviel wie möglich zu beschleunigen. Sie erfolgte auch in dem gewünschten Sinne und die Colonisten wurden ein paar Wochen nach Ablauf der zweijährigen Haft in Freiheit gesetzt.

Das Strafhaus überraschte mich in hohem Grade durch seine zweckmässige, vortreffliche Organisation und ich gehe gewiss nicht zu weit, wenn ich sage, dass es den besten europäischen Anstalten ähnlicher Art an die Seite gestellt werden darf; ja sehr viele in gutem Rufe stehende noch übertrifft. Ueberall herrschte eine musterhafte Reinlichkeit und Ordnung. Die Schlafstellen und Werkstätten sind geräumig und tadellos. In letztern werden die Sträflinge als Strohflechter, Schneider, Schuster, Schmiede, Buchbinder verwendet. Wer bei seinem Eintritte in die Strafanstalt noch kein Handwerk kann, muss sich zu einem solchen entscheiden. Jeder Werkstatt steht ein freier Werkführer vor. Die Sträflinge dürfen nur mit ihm sprechen und sich dabei blos auf ihre Arbeiten bezügliche Bemerkungen und Fragen beschränken. Ich besuchte später noch zweimal allein die Anstalt und wohnte auch der Hauptmahl-

zeit bei. Die Kost war die landesübliche und so reichlich, dass die meisten Gefangenen ihre Ration nicht ganz aufassen. Das Aussehen der Sträflinge, von denen die meisten der farbigen Bevölkerung angehörten, war vortrefflich. In dem sehr reinlichen Spital der Anstalt fand ich nur vier Kranke, von denen einer an einer Bauchfellentzündung, ein anderer an Arthritis litt, und zwei an leichten Verwundungen, die sie sich in den Werkstätten zugezogen hatten (der eine von diesen war ein Hamburger, dem ein Nagel in den Fuss gedrungen war).

Die beiden Schweizercolonisten, mit denen ich mich jedesmal längere Zeit unterhielt, äusserten sich überaus günstig über die Behandlung im Strafhause und hoben besonders die Freundlichkeit und Güte des Directors hervor. Beide wurden nur zu leichten Arbeiten im Garten und Hofe, bei denen sie die grösstmögliche Freiheit genossen, verwendet und hatten noch die Vergünstigung, von ihren Weibern, die sich in der Stadt als Wäscherinnen niedergelassen hatten, beliebig oft Besuche annehmen zu dürfen.

Wichtige Geschäfte hielten mich mehrere Tage lang in São Paulo zurück und brachten mich in nähere Beziehungen zum Präsidenten der Provinz. Er war einer jener ephemeren Machthaber, die, um wenigstens so lange als das Ministerium, dem sie ihre Stellung verdanken, am Ruder bleibt, geschickt zwischen den schroff entgegengesetzten politisehen Parteien hindurchlaviren und sich sehr hüten, es mit der einen oder andern direct zu verderben. Solche Manöver nützen ihnen in der Regel sehr wenig und entziehen ihnen jeden einflussreichen politischen Halt. Diese zweideutige, haltlose Zwitterstellung des damaligen Präsidenten wurde mir besonders klar, als er mir im Auftrage der kaiserlichen Regierung officielle Empfehlungsbriefe für die Behörden und die Fazendeiros, deren Parceriecolonien ich zu besuchen beabsichtigte, ausfertigte. Nach Einsicht dieser Briefe fand ich sie für meinen Zweck und für meine Stellung gänzlich unbrauchbar. Ich konnte daher nicht umhin, unter scharfer dem Herrn Präsidenten wenig behagender Erklärung eine neue Abfassung nach einem von mir vorgeschlagenen Concept zu ver-

langen. Ich erhielt sie am Vorabende meiner Abreise und hatte während meines Besuchs der Colonien die Genugthuung, die von mir durch sie gewünschte Wirkung erreicht zu sehen.

Wie sehr eine jede, auch die unverfänglichste Handlung eines Präsidenten von seinen leidenschaftlichen politischen Gegnern ausgebeutet und nach Belieben entstellt wird, mag folgendes kleine Beispiel zeigen. Der Präsident lud mich und Major v. Sukow, mit dem er schon seit mehrern Jahren bekannt war, zu einer Soirée ein. Wir fanden dort in einem nicht sehr zahlreichen Cirkel einzelne hervorragende Persönlichkeiten der Stadt und unterhielten uns gerade so gut, als es in den steifen ceremoniösen brasilianischen Abendgesellschaften der Fall sein kann. Einige Wochen später wurde mir ein Ausschnitt aus einem der ersten Journale von Rio de Janeiro zugeschickt, in welchem ich zu meiner grossen Ueberraschung einen Correspondenzartikel aus São Paulo fand, in dem erzählt wurde, der Präsident habe den schweizerischen Gesandten und den Major v. Sukow zu einer Soirée eingeladen; als aber die beiden in schwarzem Fracke, weisser Halsbinde und Handschuhen von Jouvin zur bestimmten Stunde erschienen seien, habe sie die dienstthuende Ordonnanz mit dem Bemerken abgewiesen, der Präsident schlafe und empfange heute niemand. An diese durchaus unwahre Angabe knüpfte der Correspondent noch eine Menge beleidigender Aeusserungen gegen den Präsidenten und meinte, die Regierung könne einen Mann, der so wenig Bildung und Sitte habe und sich dem Gesandten einer befreundeten Macht gegenüber so flegelhaft betrage, unmöglich lange in der Stelle eines Präsidenten der Provinz São Paulo belassen. Das also war des Pudels Kern. Der Correspondent verleumdete den Präsidenten, um womöglich zu dessen Entfernung beizutragen, indem er an den gewöhnlichen Verleumdungsgrundsatz semper aliquid haeret gedacht haben mochte.

Während meiner Anwesenheit in São Paulo besuchte mich eine grosse Anzahl Colonisten, die nach Abzahlung ihrer Schulden ihre Halbpartcontracte gelöst, oder sich denselben durch die Flucht entzogen hatten und nun zum Theil wenigstens

meine Vermittelung in Anspruch nahmen, um ihr Verhältniss zu den Fazendeiros zu ordnen und sich somit von der steten Furcht vor gerichtlicher Verfolgung zu befreien. Alle diese Leute waren mit ihrer nunmehrigen Stellung als Handwerker, Tagelöhner u. s. f. zufrieden. Viele hatten sich schon eine gesicherte Stellung errungen, manche kämpften noch mit bitterer Noth, aber sie fühlten sich als freie Leute; einzelne aber lebten (besonders als Säufer) in tiefem Elende.

Ich kam auch mit einigen Bewohnern der alten Colonie von São Amaro, Leuten eines eigenthümlichen Schlags, zusammen. Auf Befehl des Kaisers Dom Pedro I. wurde durch Ministerialerlass vom 8. Nov. 1827 dem Präsidenten der Provinz São Paulo der Befehl ertheilt, die nöthigen Vorkehrungen zur Aufnahme einer grössern Zahl deutscher Colonisten zu treffen, die auch im nächstfolgenden Jahre in São Paulo eintrafen. Es waren 149 Familien und 72 einzeln stehende Personen, im ganzen 926 Individuen. Von diesen wurden 336 in dem Municipium Santo Amaro angesiedelt, 238 übernahm der Baron von Antonina und gründete in der spätern Provinz Paraná mit ihnen bei Capella do Rio negro die Colonie „Rio negro", 39 kamen nach der Villa da Conceição de Itanhaen und 57 nach Cubatão de Santos. Der Rest trat in kein Colonialverhältniss, sondern suchte sich als freie Tagelöhner, Handwerker oder Handelsleute den Unterhalt. Die nach Santo Amaro gebrachten Colonisten waren meistens Rheinpreussen aus der Gegend des Hundsrück und fanden am Baron von Santo Amaro (späterm Marquis gleichen Namens) einen wohlwollenden Protector. Ein Theil von ihnen, vorzüglich Katholiken, nahm die ihnen von der Regierung gemachten Propositionen an. Sie lauteten: 1) Jede Familie erhält 400 Quadratbrazas Land geschenkt. 2) Jeder Erwachsene empfängt 1½ Jahr lang täglich 160 Reis in Geld (Kinder die Hälfte). 3) Das nöthige Rindvieh, Pferde, Schafe, welche nach 4 Jahren entweder in natura oder in Geld zurückzubezahlen sind. 4) Achtjährige Steuerfreiheit für die von der Regierung importirten Colonisten, zehnjährige für die, welche ihre Ueberfahrt selbst bezahlten. 5) Verpflichtung im Falle der Gefahr, auf Aufforderung der

Regierung die Waffen zu ergreifen. 6) Rekrutirungsverpflichtung der Kinder. 7) Verpflichtung der Regierung, Arzt und Geistliche 1½ Jahr lang zu bezahlen. Ein anderer Theil, meistens Protestanten, nahm diese Bedingung nicht an, sondern zog es vor, mit dem aus Europa mitgebrachten Gelde schon urbar gemachtes Land zu kaufen, wozu sich ihnen eine günstige Gelegenheit auf einer früher den Jesuiten gehörigen, ein paar Legoas von Santo Amaro gelegenen Sesmaria, in der Nähe des Dorfes Itapecirica, darbot. Diese Colonisten erhielten durchaus keine fernern Regierungsunterstützungen, sondern wurden sich gänzlich selbst überlassen, und gerade dies trug am meisten zu einer zwar langsamen, aber durchaus günstigen Entwickelung der Colonie bei. Nach ein paar Jahren wusste man kaum, dass diese Ansiedelung bestehe, aber die Leute dort befanden sich zufrieden, arbeiteten fleissig, beschäftigten sich mit Ackerbau und Viehzucht und gelangten zu einem nennenswerthen Wohlstande. Keine einzige Familie hat diese Ansiedelung verlassen; ihre Bewohner bewahren die einfach schlichten heimatlichen Sitten und Trachten und mancher reife Mann und Greis zieht noch sonntäglich den langen blauen Rock an, in dem er confirmirt wurde. In der ganzen Gegend sind diese Deutschen sehr geachtet. Ihre Producte verkaufen sie entweder in der Villa de Santo Amaro oder bringen sie nach São Paulo zu Markt. Nach meinen Erkundigungen soll sich die Zahl der Deutschen in den beiden Niederlassungen Santo Amaro und Itapecirica im Jahre 1860 auf etwas über 500 Individuen belaufen haben. Ich kann jedoch diese Angabe nicht verbürgen.

Dieser Colonisationsversuch war jedenfalls der am wenigsten kostspielige von allen, die zu irgend einer Zeit in Brasilien gemacht wurden.

Das deutsche Element ist in São Paulo ziemlich stark vertreten. Hervorragende Männer der Provinz sind deutschen Ursprungs. In der Provinzialhauptstadt finden wir in allen Schichten der Bevölkerung Deutsche, von denen die meisten sich erst in der neuern Zeit infolge der Colonisation dort niedergelassen haben. Die Protestanten besitzen ein Bethaus. Der protestan-

tische Geistliche, der während meiner Anwesenheit dort fungirte, war Pastor Hölzl, ein geborener Oesterreicher.

Einige Tage nach meiner Ankunft erhielt ich den Besuch eines Portugiesen, der sich mir als Dr. Lopez vorstellte. Der Mann war mir schon zwei Jahre früher an der Tafel des Hotels, in dem ich damals abgestiegen war, sowol durch seine scharfmarkirte Physiognomie als durch seine exaltirte Conversation aufgefallen. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, er sei homöopathischer Arzt und in der ganzen Stadt als ein überspannter, aber harmloser Mensch bekannt. Der Zweck seines Besuches bei mir war auch sehr originell. Nach einem höchst animirten, ziemlich verworrenen Präambulum, in dem er mir die brasilianischen Verhältnisse schilderte und besonders das Unrecht, das die Brasilianer gegen portugiesische und andere europäische Einwanderer begangen haben und noch fortwährend begehen, kam er zum Schlusse, dass es kein anderes Mittel gebe, um dieses Unrecht zu strafen und ihm für die Zukunft Einhalt zu thun, als dass Brasilien der Krieg erklärt werde. Da nun England und Frankreich bei der Sache entweder gar nicht oder doch nur sehr wenig betheiligt seien, Deutschland aber einem transatlantischen Lande gegenüber keine einheitliche Macht bilde, so bleibe nichts übrig, als dass sich Portugal und die Schweiz miteinander verbünden, um diesen Krieg zu führen. Portugal solle die Schiffe, die Schweiz die Landtruppen liefern. Er fügte bei, dass er den Plan bis in das geringste Detail ausgearbeitet habe, und er werde ihn mir in den nächsten Tagen mit der Bitte überreichen, ihn an meine Regierung zu befördern. Er zweifle keinen Augenblick, dass diese beiden Staaten das Project mit Freuden erfassen werden, um Brasilien zu züchtigen; der Erfolg sei ein sicherer und könne ihnen nur zum Ruhme gereichen. Dr. Lopez war sehr verstimmt, als es ihm nicht gelang, mich für sein tolles Project zu enthusiasmiren, und er unterliess es wahrscheinlich deshalb auch, mir seinen ausgearbeiteten Plan zu überreichen.

Von den zahlreichen Schaudergeschichten, mit denen er seine Schilderungen der socialen Zustände Brasiliens illustrirte, will ich nur eine anführen, bemerke aber ausdrücklich, dass ich nicht

für deren historische Wahrheit einstehe, da sie mir trotz vielfacher Erkundigungen von keiner Seite mit voller Bestimmtheit bestätigt wurde.

In der Nähe von Mugim mirim (Provinz São Paulo) lebten zwei befreundete Fazendeiros. Der eine, ein junger Mann, knüpfte, obgleich verheirathet, mit der Tochter seines Freundes ein intimes Verhältniss an. Ihr Vater fasste Verdacht und das Mädchen sah sich bald darauf genöthigt, ihm die unglücklichen Folgen ihres unerlaubten Umganges zu gestehen. Der beleidigte Mann ritt zu seinem Nachbar und erklärte ihm in dürren Worten: „Sie müssen meine Tochter heirathen.“ Ich würde es gern thun, erwiderte der Angeredete, aber ich bin, wie Sie wissen, verheirathet. „Das ist mir gleichgültig“, entgegnete der Vater, „ich wiederhole Ihnen, Sie müssen meine Tochter heirathen“, und entfernte sich ohne irgendeine fernere Bemerkung. Kurze Zeit darauf machte der junge Mann eine Geschäftsreise nach Santos. Während seiner Abwesenheit wurde eines Nachts die Decke vom Schlafzimmer seiner Frau durchbrochen, zwei Capangos liessen sich durch die Oeffnung hinunter und erdrosselten auf eine scheussliche Weise die unglückliche Frau in ihrem Bette. Sie wurde, als am Schlagfluss verstorben, den zweiten Tag beerdigt, wobei sich der Vater des Mädchens als theilnehmender Freund thätig besorgt zeigte. Bei der Rückkehr des jungen Mannes war alles vorüber, er empfing die üblichen Beileidsbezeigungen und heirathete einige Zeit darauf die Tochter seines Freundes.

Mein Wirth überraschte mich eines Morgens mit der Nachricht, dass mein treffliches Maulthier schwer krank und nicht im Stande sei aufzustehen. Ich erwähne dieses unbedeutenden Umstandes einzig, um eine sehr eigenthümliche Curmethode, die ich bei dieser Gelegenheit zum ersten mal angewendet sah, mitzutheilen. Das Thier war von einer intensiven katarrhalischen Affection ergriffen, die sich durch schleimigen Ausfluss aus den Nüstern, Husten, schweres Athmen und gänzlichen Mangel an Fresslust und grosse Schwäche äusserte. Ich hielt bei der Heftigkeit der Symptome dasselbe für meine fernern Dienste wenigstens für verloren und gab daher den Auftrag, mir ein anderes

zu verschaffen. Nachdem den Tag über verschiedene angewendete Mittel gänzlich fruchtlos geblieben waren, empfahl mir ein Bekannter, das Thier zu einem Schmiede am Universitätsplatze bringen zu lassen, wenn irgend noch Hülfe möglich sei, so werde es dieser ausgezeichnete Praktiker noch retten. Mit vieler Mühe brachte man bei einbrechender Nacht das Thier auf die Füsse und halb ziehend, halb stossend zu dem nahe wohnenden Schmiede. Nach genauer Untersuchung des Patienten meinte er, der Fall sei zwar sehr bedenklich, aber Hülfe dennoch möglich. Er schlug nun dem Thiere eine Ader und übergoss es an allen Theilen des Körpers mit einigen Flaschen sehr starken Branntweins, den er sogleich an verschiedenen Stellen anzündete. Nachdem es eine Zeit lang lichterloh in blauer Flamme gebrannt und sich dabei wie rasend geberdet hatte, löschte er das Feuer mit wollenen Decken und liess dann das Maulthier eine Stunde lang herumführen. Dieses heroische Mittel half vollständig. Am nächsten Morgen war das Thier munter, frass gern und konnte drei Tage später als ganz geheilt den Dienst wieder antreten. Solange ich es besass, hat ihm nie mehr das Geringste gefehlt.

Den 1. Aug. verliess ich, von meinem Bedienten und einem berittenen Camarada für mein Lastmaulthier begleitet, São Paulo auf dem Wege nach Jundiahy. Eine Stunde von der Stadt passirt man Agoas brancas und ersteigt dann die Höhe von O, auf der ein unbedeutendes Dörfchen mit einer lieblich kleinen Kirche Nossa Senhora d'O liegt. Beim Bergansteigen stürzte mir eine leere Maulthiertropa wie toll entgegen. Viele Thiere hatten schon die Packsättel am Bauche, andere sie ganz abgeworfen und rasten wie von Furien gepeischt daher. Vergeblich suchten die Tropeiros die wilde Jagd aufzuhalten. Durch ihr Nachsprengen und Schreien wurden die scheuen Thiere nur noch mehr zur sturmesschnellen Flucht angehetzt. Ich konnte mich nur mit Mühe etwas zur Seite drängen, um nicht von ihnen über den Haufen gerannt zu werden. Solche Begegnungen sind immer sehr unangenehm, oft auch höchst gefährlich, besonders wenn sie in Hohlwegen, wo ein Ausweichen durchaus nicht möglich ist, stattfinden. Es begegnete mir einige Monate später,

dass ich in einem solchen Hohlwege, der nicht zwei Thieren neben einander Raum gestattete, glücklicherweise noch rechtzeitig die mir drohende Gefahr einer wild gewordenen, mir entgegenstürzenden Tropa bemerkte und mich nur dadurch retten konnte, dass ich mein Thier schnell herumwarf und ebenso toll den Hohlweg hinunterraste wie die mir dicht auf der Ferse folgenden Maulthiere.

Der Weg führt von São Paulo fünf Legoas lang immer über wellenförmiges Land bis zum kleinen Rio de Juquiri und übersteigt dann einen Gebirgsrücken, um sich auf der entgegengesetzten Seite in das Waldthal Mugilinho hinabzusenken. Ich machte hier in einer einzeln stehenden Herberge halt, um die Nacht zuzubringen. Von O bis hierher bemerkt man längs des ganzen Weges keine Dörfer, keine Fazendas, überhaupt keine Cultur, obgleich der Boden productionsfähig zu sein scheint. Etwas mehr, aber dennoch ganz spärlich und ärmlich bevölkert ist die 4½ Legoas lange Wegstrecke von hier nach Jundiahy, meistens durch Schluchten und Hügel coupirtes und mit Capoeiras bedecktes Terrain.

Von Mugilinho zieht sich die Strasse anfangs längs der Serra do cabello branco. Sie führt ihren Namen „das Gebirge des weissen Haares", weil der Kamm während der kalten Jahreszeit in den Frühstunden oft mit Reif bedeckt ist. Auf ihrem waldlosen Rücken sollen sich ziemlich gute, natürliche Weiden, aber kein Wasser befinden. Unterwegs machte ich einen kurzen Halt in „California", wo ein Deutscher Namens Müller eine Herberge hält. Eine Stunde hinter diesem Punkte verflacht sich die Gegend etwas, wird mehr hügelig und gestattet wenigstens einige Fernsicht. Um 2 Uhr langte ich in *Jundiahy* an, musste aber, da in dem ganzen Orte keine auch nur halbwegs anständige Herberge ist, ¼ Legoa weiter bis an die Brücke des Rio Jundiahy reiten, wo eine grosse vielbesuchte, kasernenartige Hospedaria liegt.

Jundiahy war in frühern Zeiten eine bedeutende und reiche Villa, in deren Umgegend auf zahlreichen Fazendas eine grosse Quantität Zucker producirt wurde. Die Einwohner betrieben

einen schwunghaften Handel mit Maulthieren, die sie in Sorocaba wild einkauften, zu Last- und Reitthieren abrichteten und mit gutem Gewinn wieder verkauften, und verfertigten vortreffliche Reit- und Packsättel. Gegenwärtig ist der einst so fruchtbare Boden vieler Plantagen so ausgesaugt, dass er nur noch unbedeutende Erträgnisse abwirft; der Maulthierhandel ist auf sehr bescheidene Dimensionen reducirt, die Sattelindustrie ist kaum noch nennenswerth und die Villa selbst bietet den Anblick einer verkommenen, halbverlassenen Ortschaft dar. Fast die Hälfte der Häuser steht leer und wird von ihren Besitzern, die für gewöhnlich auf ihren Sitios [1]) in der Umgegend leben, nur an Sonn- und Festtagen besucht, wenn sie in die Stadt zum Gottesdienste kommen. Von ihrer ehemaligen Herrlichkeit ist ihr nur noch ein Benedictinerkloster geblieben. Sie wurde 1659 vom Grafen Monsantos, dem Erben des ersten Donatars, auf einem kleinen Plateau am linken Ufer des Rio Jundiahy gegründet. Der Fluss (und nach ihm die Villa) führt seinen Namen von den vielen Jundias (kleinen Fischen, Platystoma patula Agas), die in demselben vorkommen. Jundiahy dürfte übrigens bald an Bedeutung gewinnen, wenn die in Bau begriffene Eisenbahn hier ausmündet.

In der erwähnten Hospedaria an der Brücke finden die Reisenden ein gutes Unterkommen, reinliche Betten und ordentliche Nahrung. Ihr Besitzer, ein Portugiese Namens Pinto, ist wahrscheinlich wegen seiner Behäbigkeit und der freundlichen Protectionsmiene, mit der er seine Gäste behandelt, allgemein unter dem Namen des „Brückenbarons“ (Barão do ponte) bekannt. Er war ein grosser Feind der projectirten Eisenbahn, denn sie bedrohte sein lucratives Geschäft in hohem Grade; wiederholt frug er mich, ob in Europa auch schon eine Eisenbahn über eine so bedeutende Höhe wie die Serra do Cubatão gebaut worden sei, und auf meine bejahende Versicherung schien auch seine letzte Hoffnung zu schwinden.

[1]) Sitios sind Güter vom grösserm oder kleinerm Umfange. In der Provinz São Paulo werden auch grosse Fazendas mit dem Namen Sitio bezeichnet, wie in Minas geraes mit dem Ausdrucke Roças.

Ich besuchte von hier aus die ersten Parceriecolonien. Da wol einem grossen Theile meiner Leser das sogenannte Parcerieverhältniss der Colonisten unbekannt sein dürfte, so will ich dasselbe hier in gedrängter Kürze erklären.

Das Agricultursystem der Parceria [1]) beruht auf einer Theilung der Ernte zwischen dem Gutsbesitzer und dem Arbeiter. Ersterer setzt sein Kapital ein, das in vorliegendem Falle durch Kaffeebäume repräsentirt ist, der letztere seine Arbeit, d. h. er pflegt den Kaffeeberg, hält ihn von Unkraut rein und pflückt die reifen Kaffeebohnen. Der Reinertrag nach Abzug aller Unkosten, als da sind: Arbeiten auf dem Trockenplatz, Stampfen und Reinigen des Kaffees, Fracht nach dem Hafenplatze, Lagerzinsen, Mäklerprovisionen, allfällige Verluste durch Nasswerden der Ladungen während des Transportes, Cursschwankungen u. s. w., wird nach festgestelltem gegenseitigen Uebereinkommen zwischen beiden getheilt. Dieses System der Gewinntheilung ist ein durchaus gesundes und streng genommen das einzige rationelle, indem Kapital und Arbeit in einem vernünftigen gegenseitigen Verhältniss zueinander stehen, alle Vortheile und Gefahren miteinander theilen und ersteres nicht durch tyrannische Ausbeutung der letztern sich nährt und vergrössert, wie dies bei Accordarbeiten und Verabreichen von Tagelöhnen so häufig der Fall ist. Es ist daher auch in manchen grossen industriellen Etablissements Europas mit Glück eingeführt. In manchen Gegenden Deutschlands wird auf grossen Gütern den Tagelöhnern statt des Geldes ein Theil des Erdrusches verabfolgt und Gutsbesitzer und Tagelöhner stehen gut dabei. In den peruanischen Silberbergwerken wird, sobald sich die Ausbeute günstig gestaltet, den Bergleuten und Beamten statt des Lohnes ein Antheil an den gewonnenen Metallen zugesichert. Die Matrosen an Bord der Walfischfänger empfangen bei ihren langen und gefahrvollen Reisen statt der monatlichen Löhnung einen Gewinnan-

[1]) Parceria oder Parcaria, ein portugiesisches Wort, das Antheil, Theilhaberschaft, Gesellschaft, Compagnie bezeichnet.

theil[1]) an der Ladung. Ich brauche kaum weitere Beispiele anzuführen und bemerke nur, dass in allen Fällen, in denen *gegenseitig ehrlich* gehandelt wird, das System der Gewinntheilung für beide Parteien, den Kapitalbesitzer als Arbeitsgeber und den Arbeiter, sich vortheilhaft erwiesen hat. Warum es gerade in Brasilien gänzlich misglückte, werden wir später sehen.

Seit langer Zeit besteht in jenen Theilen Brasiliens, in denen die Cultur des Zuckerrohres fast ausschliessliches Object der Agricultur ist und in denen fast alles Land aus Latifundien besteht, eine Art Parcerieverhältniss zwischen den Grossgrundbesitzern und einem Theile der Eingeborenen, den sogenannten Lavradores. Mit Einwilligung des Fazendeirôs lassen sich diese nämlich auf einem ihnen angewiesenen Theile des Gutes nieder, legen dort vorzüglich kleinere Zuckerpflanzungen an, führen das geschnittene Rohr in die Fazenda und empfangen dafür die Hälfte des daraus gewonnenen Zuckers. Die andere Hälfte bleibt dem Gutsherrn als Pachtschilling und für die Arbeit der Zuckerbereitung. Es ist also ein Pacht um die Hälfte des Feldertrages; ein reines Halbpachtverhältniss. Der Fazendeiro hat dabei nur den Vortheil, dass Grund und Boden, den er selbst nicht bearbeitet, ihm einen Gewinn abwirft, aber bei seinen eigenen Pflanzungen hat er durch den Lavrador keine Hülfe.

Auf vielen hauptsächlich Kaffee-Fazendas einiger Küstenprovinzen haben die Fazendeiros ebenfalls seit vielen Jahrzehnten ein anderes System befolgt, um sich mit möglichst geringen Kosten Arbeitskräfte für ihren eigenen Landbau zu verschaffen. Portugiesische Rheder schicken nämlich alljährlich eine Anzahl Schiffe, in deren Zwischendeck sie eine Menge blutarmer Portugiesen, meistens Bewohner der Azorischen Inseln (Ilheos) auf-

[1]) Der Kapitän des Schiffes, auf dem ich meine erste Seereise machte, der jahrelang Walfischfänger commandirt hatte, erzählte uns folgende Anekdote. Als er das letzte mal auf den Walfischfang auslief und mit den Matrosen vor der Hafenbehörde den Contract abschloss, versprach er im Namen der Rheder jedem Vollmatrosen $\frac{1}{35}$ des halben Reingewinnes der Expedition; das war den guten Leuten zu wenig und sie verlangten stürmisch $\frac{1}{40}$, den ihnen der Kapitän auch ohne weiteres zugestand.

nehmen, nach Brasilien. Diese Leute besitzen gewöhnlich keinen Vintem Geld, können daher auch die Ueberfahrt nicht bezahlen. Das schadet aber nichts, denn sobald ein solches Schiff in den Hafen einläuft, so begeben sich Kaufleute, Handwerker, Agenten von Fazendeiros, Kuppler u. s. w. an Bord, suchen die ihnen passenden Individuen, Männer, Weiber, Knaben, Mädchen aus, zahlen dem Kapitän die Passage und nehmen die Ausgelösten mit, die nun in ihren neuen Verhältnissen vor allem den für sie erlegten Ueberfahrtspreis abverdienen müssen. Es wird zwar durchaus keiner gezwungen, gegen seinen Willen dem ersten besten, der für ihn Passage zahlen will, zu folgen, aber die Behandlung dieser armen Leute an Bord der Schiffe, ihre Nahrung, das Wasser u. s. w. sind der Art, das sie nicht allzu wählerisch sind, sondern Gott danken, wenn sich nur einer findet, der sie auslöst und sie ans Land können, unbekümmert darum, wie sich ihre nächste Zukunft gestalten möge; schlechter, als sie in ihrem Vaterlande gewesen wäre, ist sie wol selten, meistens aber weit besser. Der arme Ilheo hat in seiner Heimat ja nur mit Mangel und Elend zu kämpfen, dabei die Gewissheit, dass er seine Lage dort nie verbessern kann, während ihm in Brasilien ein weites Feld für seine Hoffnungen und Wünsche geöffnet ist und das Beispiel von Tausenden seiner Landsleute, die mit einigem in Brasilien erworbenen Vermögen an den heimischen Herd zurückgekehrt sind, ihm stets ebenso anregend und verlockend vorschwebt. Die Auswanderung ist für den jungen Ilheo auch ein Mittel, der Rekrutirung zu entfliehen, und er zieht es weit vor, in Brasilien ein paar Jahre Sklavendienste zu leisten, als im zweifarbigen Rocke von seiner Insel in ein festländisches Regiment versetzt zu werden, wo er harte Behandlung erleidet, schlechte Nahrung erhält, sich einer seinem leichten Sinne wenig behagenden Zucht lange Jahre hindurch fügen muss, um endlich ebenso arm und hoffnungslos in seine väterliche Hütte zurückzukehren.

Die vorwiegende Mehrzahl der auf diese Weise nach Brasilien kommenden Portugiesen sind Knaben und junge unverheirathete Männer. Sobald solche Individuen vom Agenten eines

Fazendeiros ausgelöst sind, werden sie möglichst bald nach dem Orte ihrer Bestimmung gebracht und dort im allgemeinen den Negern gleich gehalten. Ihre Lebensweise ist nach den mir genau bekannten Verhältnissen der Fazenda des Hrn. J. C. d'A, wo sich stets eine ziemliche Anzahl ausgelöster Portugiesen befindet, folgende: Morgens früh mit Tagesanbruch wird gefrühstückt, dann begeben sich sämmtliche Arbeiter, Portugiesen und Neger, miteinander in den Kaffeeberg, wo sie bis gegen 2 Uhr nachmittags unter der Aufsicht eines Feitors (Aufsehers) die von der Jahreszeit gebotenen Arbeiten verrichten. Während die übrigen europäischen Colonisten, Deutsche, Franzosen u. s. f., nur mit dem grössten Widerwillen sich der Leitung eines Feitors fügen und darin etwas Erniedrigendes erblicken, finden die Portugiesen durchaus nichts Anstössiges daran, da auch auf den grössern Gütern ihrer Heimat die Arbeiter unter Aufsicht eines Feitors arbeiten.

Um 2 Uhr wird das Mittagsmahl aus schwarzen Bohnen (oft mit Speck) und Farinha genossen, eine Stunde gerastet, dann wieder bis Sonnenuntergang gearbeitet und nach der Rückkehr auf die Fazenda die Nachtmahlzeit eingenommen. Die weissen Arbeiter schlafen zusammen in einem geräumigen luftigen Saale, abgesondert von den Sensales der Neger. Sonntags wird bis 9 Uhr vormittags im Kaffeeberge gearbeitet, nachher empfängt jeder frische Wäsche und kann sich dann die Zeit vertreiben, wie es ihm beliebt. An diesem Tage wird dem Mittagsessen ein Stück Fleisch (carne secca) beigefügt. Alle vier Wochen erscheint ein Geistlicher auf der Fazenda und liest in der Hauskapelle Messe.

Bei den Neuankömmlingen, besonders den in der Entwickelung begriffenen Knaben stellen sich in der Regel nach einiger Zeit, wahrscheinlich infolge der überwiegend stärkemehlhaltigen Nahrung, Erscheinungen von Anämie ein, die sich in Mangel an Munterkeit und Appetit, Kopfweh, Herzklopfen, blasser Gesichtsfarbe, Geschwätzigkeit u. s. f. äussern. Die Aufseher sind strengstens angewiesen, dem Gutsbesitzer unverzüglich Anzeige zu machen, falls er bei einem diese Erscheinungen bemerkt. Die

Kranken kommen dann sogleich in das Spital (Enfermeria), erhalten dort frisches, gebratenes Fleisch vom Tische des Fazendeiro und etwas Rothwein und sind bei leichten Garten- und Hausarbeiten gewöhnlich in kurzer Zeit wiederhergestellt. Erhalten sie aber zu früh wieder die Arbeiternahrung, so werden sie leicht wieder recitiv und die Krankheit dauert dann oft sehr lange.

In zehn Monaten kam auf dieser Fazenda kein einziger Fall von Bestrafung vor; es war auch keine nöthig gewesen. Die Sorge für Reinlichkeit, Ordnung, Wäsche u. s. f. war musterhaft. Nachdem ein Ausgelöster etwa die halbe Passage abverdient hat, erhält er gewöhnlich vom Fazendeiro monatlich ein bis zwei Milreis für Taback und andere Liebhabereien. Manche Fazendeiros schenken ihnen dies Geld, andere setzen es ihnen in Rechnung. Nach ein bis zwei Jahren haben die Leute ihre Ueberfahrt abverdient und können dann gehen wohin sie wollen. Die meisten von ihnen contrahiren von neuem mit dem Gutsherrn, aber gewöhnlich nur auf ein Jahr. Der Lohn ist gering und beträgt für einen erwachsenen Portugiesen selten mehr als zwölf Milreis monatlich, für einen Jungen acht Milreis. Ausgelöste Handwerker erhalten von Anfang an einen weit bessern Lohn, sind natürlich auch schneller frei.

Diese beiden Systeme, das ersterwähnte der Lavradores und das des Auslösens armer Portugiesen durch Bezahlung ihrer Ueberfahrtskosten an den Kapitän, theils um aus sonst unbenutztem Grund und Boden eine Rente zu ziehen, theils um sich mangelnde Arbeitskräfte zu beschaffen, scheinen einen grossen Gutsbesitzer der Provinz São Paulo, den nun verstorbenen Senator Nicolaó Perreira de Campos Vergueiro, auf die Idee gebracht zu haben, arme portugiesische Familien auf seine Plantage zu versetzen und mit ihnen den Ertrag der ihnen zur Bearbeitung zugewiesenen Parcellen des Kaffeeberges zu theilen. Die Grundzüge dieses neuen, ebenfalls Parcerie genannten Systems waren folgende: der Fazendeiro lässt durch Agenten in Europa arme Leute, am liebsten Familien anwerben, zahlt für sie die Schiffspassage, Aufenthalt in der Hafenstadt, sämmtliche Trans-

portkosten bis nach der Fazenda und verabfolgt ihnen für das erste Jahr Lebensmittel und die übrigen nöthigen Bedürfnisse, dagegen verpflichten sich die Auswanderer mit Leib und Gut, dem Fazendeiro alle für sie gehabten Auslagen sammt landesüblichen Zinsen durch ihre Arbeit zu ersetzen, und zwar so, dass sie von dem durch sie bearbeiteten Theile des Kaffeeberges die Hälfte der gepflückten Kaffeebohnen dem Gutsbesitzer abliefern, die andere Hälfte zwar als ihr Eigenthum beanspruchen können, dieselbe aber auch dem Fazendeiro so lange zu einem alljährlich nach dem Verkaufe des Kaffees zu bestimmenden Preise abgeben müssen, bis ihre sämmtlichen beim Gutsherrn contrahirten Schulden getilgt sind. Ausserdem haben die Colonisten für ihre Wohnungen und Viehweiden einen jährlichen Zins zu bezahlen und müssen von dem Erträgnisse eines kleinen ihnen angewiesenen Grundstückes, auf dem sie Lebensmittel pflanzen können, die Hälfte vom verkauften Erträgnisse abliefern.

Man hat im Deutschen diese „Parcerie" irrig mit Halbpacht übersetzt. Aus der kurzen von diesem System gegebenen Erklärung geht klar hervor, dass es sich nicht um ein Pacht-, sondern um ein Gesellschaftsverhältniss handelt, das auf einer Theilung der Ernte von Kaffeebäumen, an der der Colonist durchaus keinen Eigenthumsanspruch hat, basirt, also ganz das nämliche ist wie das eines Fabrikarbeiters, der mit den Werkzeugen des Fabrikinhabers arbeitet und statt des Lohnes eine gewisse Quote des Reinertrags erhält; oder das des Dreschers, dem für seine Arbeit eine gewisse Anzahl Scheffel des Erdrusches abgegeben werden. Für seine Wohnung zahlt der Colonist Miethe und für jedes Stück Vieh, das er auf die Weide gehen lässt, ebenfalls eine bestimmte jährliche Abgabe. Ein gewisses Pachtverhältniss findet nur in Betreff des kleinen dem Colonisten zu eigener Benutzung übergebenen Grundstückes statt, von dem er die Hälfte des Ertrages dem Gutsbesitzer abgeben soll. Aber abgesehen davon, dass diese Grundstücke selten einen bedeutendern Flächeninhalt als ein grosser Küchengarten einnehmen, wurde nur auf der einzigen Fazenda Vergueiro die drückende Bestimmung dieser halben Ernteablieferung aufrecht

erhalten [1]), alle übrigen Fazendeiros der Provinz São Paulo, die Parceriecolonisten auf ihren Gütern haben, überliessen denselben die erwähnten Grundstücke zur unentgeltlichen Benutzung. Nach dem Gesagten wird also Parceria weit richtiger, als durch Halbpacht, durch „Halbpart" übersetzt.

Senator Vergueiro versuchte sein neues System zuerst im Jahre 1841 auf seiner Fazenda Ibicaba in der Provinz São Paulo, circa 38 Legoas westlich von der Hafenstadt Santos, und zwar mit einer grossen Anzahl Portugiesen, seinen Landsleuten (es sollen 90 Familien gewesen sein). Der Versuch misglückte gänzlich, denn während der im Jahre 1842 in den Provinzen Minas geraes und São Paulo ausgebrochenen grossen politischen Bewegungen verliessen die meisten Colonisten die Fazenda und zerstreuten sich übers Land. So ziemlich zu jener Zeit vertauschte ein sehr grosser Theil der Fazendeiros von São Paulo, und unter ihnen auch Senator Vergueiro, die früher grossartig betriebene, aber im ganzen nicht gewinnbringende Cultur des Zuckerrohres gegen die weit lucrativere des Kaffeebaumes. Da diese aber auch weit mehr Arbeitskräfte erfordert, so griff Vergueiro seinen Plan im Jahre 1846 von neuem auf, um ihn diesmal mit deutschen Familien auszuführen. Durch Agenten in Hamburg wurden für seinen Zweck 64 Familien, aus 364 Personen bestehend, meistens Rheinpreussen, Rheinbaiern und Holsteiner, angeworben und nach Brasilien spedirt. Sie langten im Juli 1847 auf der Fazenda von Ibicaba an, wo damals 215 Sklaven und 7 Colonistenfamilien von früher in Arbeit standen.

Die erste Idee dieses Systems ging, wie schon bemerkt, vom Senator Vergueiro aus, mit der Ausführung und der traurigen Entwickelung desselben beschäftigte sich aber vorzüglich einer seiner Söhne Namens José, während bei den spätern Verhandlungen mit der Regierung immer der Einfluss und der Name des Vaters gelten musste. José Vergueiro hat seine Erziehung in

[1]) Jedoch mit der Beschränkung, dass nur die Hälfte von dem etwa zum Verkaufe kommenden Theile der Ernte, nicht aber auch von jenem, den die Colonisten zur eigenen Nahrung brauchen, abgegeben werden soll.

Deutschland genossen und war selbst eine Zeit lang Gardelieutenant in preussischen Diensten. Im Jahre 1846 gründete er in Compagnie mit sämmtlichen Mitgliedern seiner zahlreichen Familie ein vorzüglich dem Export von Kaffee bestimmtes Handlungshaus in Santos und war zugleich der intellectuelle Leiter der sogenannten Colonie „Senator Vergueiro" auf der Fazenda Ibicaba. Wäre der Senator Vergueiro zu jener Zeit noch körperlich rüstig und geistig frisch gewesen und hätten es ihm seine übrigen Geschäfte noch erlaubt, dem Parcerieunternehmen selbst vorzustehen, so würde höchst wahrscheinlich das ganze System eine für den Gutsbesitzer und die Colonisten glückliche Wendung genommen haben, denn der Senator Nicoláo Perreiro de Campos Vergueiro war ein ehrenwerther, rechtlicher, billig denkender und humaner Mann. Ein grosser Theil der deutschen Tagespresse hat mit Unrecht den Namen „Senator Vergueiro" jahrelang mit Abscheu und Verachtung genannt; die schweren Vorwürfe, die sich mit diesem Namen verknüpfen, treffen nicht den Vater, sondern seinen Sohn, den ehemaligen preussischen Gardelieutenant José Vergueiro.

Nach der Versicherung von durchaus glaubwürdigen und gänzlich unparteiischen Männern konnte der neue Versuch der Parceria als durchaus gelungen betrachtet werden. Die Colonisten fügten sich ziemlich leicht in ihre neuen Verhältnisse; sie waren weder mit zu hohen, noch mit ungerechten Schulden belastet, die Preise der ihnen verabfolgten Lebensmittel waren noch billig, sodass jede nur einigermassen arbeitsame Familie ohne besondere Unglücksfälle nach vier Jahren schuldenfrei die Fazenda verlassen konnte, oft schon nach drei Jahren ein beträchtliches Saldoguthaben hatte. José Vergueiro seinerseits behandelte die Colonisten mit Rücksicht und Gerechtigkeit, indem er wohl einsah, welche Vortheile ihm dieses neue System bringen könne.

Die günstigen Erfolge auf der Fazenda Ibicaba munterten andere Fazendeiros der Provinz São Paulo auf, ebenfalls Versuche mit Parcerie-Colonisten zu machen, als im Jahre 1850 die Sklaveneinfuhr von der afrikanischen Küste aufhörte. Da sie

selbst aber keine Verbindungen mit Werbagenten in Deutschland hatten, so wendeten sie sich an José Vergueiro, um durch ihn Colonisten zu beziehen. Nun trat eine neue Phase in der Entwickelung des Parceriesystems ein. José Vergueiro (als Gesellschaft Vergueiro) wurde Colonistenimporteur und verlangte von der Provinzialregierung die Ermächtigung, von jedem erwachsenen Colonisten 10 Milreis, von jedem Kinde unter 10 Jahren 5 Milreis Commissionsgebühren beheben zu dürfen, was auch die Deputirten des Provinziallandtages in unbegreiflicher Verblendung gestatteten. Die Contracte der Colonisten von 1847 wurden auch für die folgenden auf eine sehr ungünstige Weise abgeändert. Jenen zufolge mussten die Colonisten erst nach zwei Jahren Zinsen von dem noch restirenden Ueberfahrtspreise und nach einem Jahre die Zinsen der für sie ausgelegten Summen für die Reise von Santos nach der Fazenda und für die gelieferten Lebensmittel zahlen; nach den neuen Contracten aber wurden die Zinsen gleich vom Moment der Vorauszahlung des Geldes an berechnet. Diese Contracte waren aber auch noch in anderer Hinsicht unvortheilhaft, ja in hohem Grade laesiv für die Colonisten. Sie bestimmten nämlich: dass jede Familie solidarisch haftbar für die contrahirten Schulden sei und dass der mit Vergueiro und Compagnie abgeschlossene Contract auf jeden andern entsprechenden Fazendeiro übertragen werden könne.

Diese neuen Bedingungen, von denen besonders die Solidarität der Schuldhaftung eine grosse Garantie für die Sicherung des ausgelegten Kapitals bot, fanden bei den brasilianischen Gutsbesitzern Anklang, um so mehr, da ihnen die Vortheile des Parceriesystems in verlockendster Weise in einer Broschüre des ehemaligen schweizerischen Generalconsuls Charles Perret-Gentil[1]) geschildert wurden, der Sklavenmangel immer fühlbarer wurde und auch die Erfolge auf Ibicaba günstig waren. José Vergueiro entwickelte nun sowol in Brasilien als auch durch seine Agenten in Deutschland eine ungemeine Rührigkeit, um eine

[1]) Estudos sobre colonisação ou consideraçãoes sobre a colonia Senador Vergueiro por Carlos Perret-Gentil. Santos 1851.

möglichst grosse Zahl auswanderungslustiger Familien für die Parceria anzuwerben. Von Perret-Gentil aufmerksam gemacht, richtete er sein Augenmerk vorzüglich auf die dichtbevölkerte Schweiz, und in seinem Auftrage bemühten sich seine Agenten dort durch Schrift und Wort die öffentliche Meinung günstig für dieses Colonisationssystem zu stimmen, was ihnen leider auch nur zu gut gelang. Den Gemeinden mehrerer Cantone wurde weisgemacht, es sei ihnen nun das beste Mittel geboten, des armen und unglücklichen Theiles der Bevölkerung los zu werden, wenn sie demselben die Ueberfahrtskosten nach Brasilien vorstrecken, die ihnen contractlich durch das Haus Vergueiro aus dem Ernteerlöse der betreffenden Colonisten wieder zurückerstattet werden. Viele Gemeinden gingen mit grösster Bereitwilligkeit auf diesen verlockenden Vorschlag ein und es meldeten sich auch zahlreiche auswanderungslustige Familien, die ohnehin in ihrer Heimat im grössten Elend lebten und auf eine Besserung ihrer Verhältnisse nur jenseit des Oceans hoffen konnten. Leider überschritten manche Gemeinden mehrerer Cantone das Mass der Billigkeit und Gerechtigkeit gegen ihre Angehörigen, indem sie, um bei dieser Gelegenheit einmal recht gründlich aufzuräumen, auch einzeln stehende physisch und moralisch verkommene Individuen, welche entweder aus dem Armenfonds erhalten werden oder demselben voraussichtlich bald zur Last fallen mussten, zur Auswanderung bewogen und diese an andere Familien anschlossen, letztern oft sogar nur unter der Bedingung Reisevorschüsse bewilligten, dass sie sich erklärten, einen oder zwei solche Angeschlossene in ihren Contract aufzunehmen. Diese „Angeschlossenen“ waren zum überwiegend grossen Theile arbeitsscheue oder arbeitsunfähige, oft mit schweren körperlichen Gebrechen behaftete Personen. Offenbar haben sich weder die Gemeindevorsteher noch die Auswanderer selbst eine klare Rechenschaft von §. 6 des Artikels 5 der Contracte, in dem die solidarische Haftung für die Schulden bestimmt ist, abgelegt, sonst hätten sie sicherlich nicht solche künstliche Familien gebildet und dadurch ein langjähriges Unglück besiegelt. Die Werbagenten unterliessen es natürlich, die Gemeinden darüber aufzuklären, denn ihnen lag

nur daran, eine möglichst grosse Zahl Auswanderer zu befördern und dadurch auch eine möglichst grosse Einnahme zu erzielen. Dieses traurige Verfahren hat sich später bitter gerächt.

Die Colonistenimportation durch die Gesellschaft Vergueiro wurde mehrere Jahre lang in ausgedehntem Massstabe betrieben und von ihr die ausgewanderten Familien hauptsächlich Gutsbesitzern der Provinz São Paulo übergeben. Auf der Fazenda Ibicaba selbst befanden sich 1856 über 800 fremdländische Colonisten, wovon 216 Portugiesen, die übrigen Deutsche und Schweizer. Letztere (die Schweizer) bildeten 87 Familien, von denen zehn ganz schuldenfrei waren, einige sogar ein beträchtliches Guthaben (eine 522 Milreis) bei Vergueiro stehen hatten; vier Familien schuldeten weniger als 100 Milreis und vier zwischen 100 und 200 Milreis, konnten also auch durch die nächste Ernte schuldenfrei werden. Die andern waren zum grössten Theile noch tief verschuldet. Die übrigen Parceriecolonisten waren in der Provinz São Paulo in den Comarcas Campinas und Mogymirim, im Municipio de Jundiahy und in der Comarca Taubaté (Municipio de Ubatuba) vertheilt. Ausserdem befanden sich noch auf fünf Fazendas der Provinz Rio de Janeiro deutsche Parceriecolonisten, vorzüglich Thüringer und Holsteiner.

Während noch von Vergueiro's Agenten in Deutschland auf das eifrigste geworben wurde, gelangten so viele Briefe voll der bittersten Klagen über die unglückliche Lage der Parceriecolonisten in deren Heimat, dass sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen und eine lebhafte und wahrlich vollkommen begründete Opposition gegen dieses System in der Presse hervorriefen.

Abgesehen davon, dass z. B. antwerpener Auswanderungsagenten mit den Parceriecontracten einen so schamlosen Misbrauch trieben, dass sie ohne Auftrag Colonisten auf Verträge hin anwarben, in denen sowol die Stelle für den Namen des Fazendeiro als der Fazenda unausgefüllt blieb, und die in den öffentlichen Blättern der brasilianischen Hauptstadt vor Ankunft der mit Auswanderern beladenen Schiffe an die Gutsbesitzer zum Verkaufe angeboten wurden, so hätten auch die regel-

recht im Namen der Gesellschaft ausgestellten Contracte, selbst wenn sie von den Fazendeiros mit grosser Gewissenhaftigkeit gehalten worden wären, doch den Colonisten stets Anlass zu gerechten Klagen geben müssen. Ich will hier nur mit wenigen Worten die Nachtheile dieser Contracte hervorheben und auch die Hauptklagen der Colonisten erwähnen.

Artikel 3 heisst: „Sobald die Colonisten im Hafen von Santos angekommen sind, haben sie sich zur Verfügung der Gesellschaft Vergueiro zu stellen, welche sie zu empfangen, zu verpflegen und an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen hat.“ In diesem Artikel ist nicht ausgedrückt, wer die Kosten des Landtransports zu tragen habe. Die Colonisten waren allgemein der Meinung, dass sie auf Rechnung der Gesellschaft Vergueiro fallen, und waren deshalb bitter getäuscht, als sie sich bei ihrer Ankunft auf den 40—50 Legoas von Santos entfernten Fazendas mit bedeutenden Summen für den Aufenthalt in der Hafenstadt und die Ausgaben während der 14—20tägigen Landreise belastet sahen.

Im Artikel 4, §. 2, verpflichtet sich die Gesellschaft Vergueiro, den Colonisten nach Ankunft in einer der Colonien der Gesellschaft das Erforderliche zu verabreichen und damit so lange, wie auch mit Anweisung von Arbeit fortzufahren, bis sie im Stande seien, sich das Nothwendige selbst zu verschaffen. Auf diesen Paragraphen gestützt, glaubten die Colonisten, die Fazendeiros seien verpflichtet, sie auf unbestimmte Zeit zu ernähren, schoben daher oft aus Faulheit den Zeitpunkt, um sich durch eigene Ernten zu erhalten, so lange als möglich hinaus. Manche misbrauchten diese vage Bestimmung in der Art, dass sie unbekümmert, ob sich ihre Schuldenlast mehr und mehr vergrössere, jahrelang von der Gutsverwaltung Lebensmittel fassten; ja einzelne bezogen von der Fazenda Schweine, Bohnen, Maismehl u. s. f., um sie unter der Hand wieder zu verkaufen, und das Geld zum Ankaufe von Branntwein, zum Spielen u. s. f. zu verwenden. In spätern Contracten wurde die Zeit, während der Lebensmittel vom Gutsherrn verabfolgt werden sollten, auf 6—12 Monate festgesetzt.

Im folgenden §. 3 verspricht die Gesellschaft Vergueiro jedem

Familienvater diejenige Zahl von Kaffeebäumen zu übertragen, welche er bebauen, pflücken und pflegen kann. Vielen Familien wurden aber alte oder zurückgestutzte Kaffeebäume zugewiesen, deren Erträgniss ein sehr geringes war, daher die Hälfte der Ernte kaum zum nothdürftigsten Unterhalt der Familie hinreichte, an ein Abzahlen der Schulden aber nicht zu denken war.

§. 4 lautet: „Die Gesellschaft Vergueiro ist verpflichtet, den Colonisten auf einem dazu tauglichen und an dem dazu bestimmten Orte den Anbau der zu ihrem Lebensunterhalte nöthigen Lebensmittel zu ermöglichen.“ In manchen Fazendas wurde diese Bestimmung vertragsmässig erfüllt und den Colonisten hinreichendes und gutes Pflanzland für ihre Lebensmittel angewiesen, in andern aber erhielten sie steinige unfruchtbare Parcellen und zuweilen auch mehr als eine Wegestunde von ihren Wohnungen entfernt, sodass der Anbau derselben nur mit grosser Mühe und ungeheurem Zeitverluste geschehen konnte und doch nur ein höchst unbefriedigendes Resultat lieferte.

Unter den im Artikel 5 verzeichneten Verpflichtungen der Colonisten hebe ich den §. 6 hervor, der da lautet: die im Contract bezeichneten Colonisten verpflichten sich: „der Gesellschaft Vergueiro den Belauf des Passagegeldes, des Unterhaltes und der Aushülfe zur Arbeit' mit den gesetzlichen Interessen von sechs Procent vom Tage der Auslage an zu verzinsen, solidarisch dafür haftbar zu bleiben und zur Tilgung dieser Schuld mindestens die Hälfte des jährlichen Gewinnes zu verwenden.“

Diese Paragraphsbestimmung war die unglücklichste von allen, denn sie versetzte die Colonisten in ein Abhängigkeitsverhältniss der drückendsten Art, insbesondere jene Schweizerfamilien, denen ein oder ein Paar arbeitsuntüchtige Individuen angeschlossen waren. Die Familien mussten die Unkosten für deren Passage, Landreise, Lebensunterhalt u. s. f. übernehmen, dieselben verzinsen und abarbeiten. Starben die Aeltern einer Familie, so mussten die oft noch unmündigen Kinder für die ganze noch vorhandene Schuldenlast haften und waren also für unbestimmte lange Zeit gänzlich der Willkür des Gutsherrn anheimgegeben, die sechsprocentigen Zinsen vom Tage des aus-

gelegten Geldes häuften sich für den Colonisten auf eine schreckenerregende Weise, denn die Unkosten vom Tage der Abreise aus der Heimat bis zur Ankunft auf der Fazenda beliefen sich für eine erwachsene Person durchschnittlich auf mindestens 500 Franken. Zahlreiche Familien mit den Angeschlossenen hatten also beim Antritte ihrer neuen Verhältnisse an ihrem Bestimmungsorte schon eine Schuld von mehrern tausend Franken zu verzinsen, und zwar liefen diese Zinsen des grössten Theiles dieser Summe schon seit Monaten, d. h. seit die Auswanderer ihre Heimat verlassen hatten.

Gegen den Zinsfuss von 6 % lässt sich nichts einwenden, da es der landesübliche ist. Einige Fazendeiros berechneten den Colonisten 12 %, weil sie bei der Uebernahme derselben von der Gesellschaft Vergueiro das von dieser ausgelegte Geld nicht baar bezahlen konnten, sondern ihr dasselbe mit 12 % verzinsen mussten.

Vergueiro berechnete auch den Colonisten, die Reisevorschüsse von den Heimatsgemeinden ohne Zinsen erhalten hatten, für dieselben 6 % Interessen, bis ein kaiserlicher Regierungscommissar diesen Unfug abstellte. Der Geldwerth der von den Fazendas bezogenen Lebensmittel, wohlverstanden fast ausnahmslos Producte der Güter selbst, und die von den Colonisten von den Fazendeiros gekauften übrigen Bedürfnisse, als Kleidungsstücke, Küchengeräthe u. s. w., bei deren Verkauf die Gutsherren ohnehin schon ihren guten Profit hatten, mussten denselben ebenfalls vom Tage des Bezuges an mit 6 % verzinst werden! Darf man sich unter solchen Verhältnissen über die erdrückenden Schulden selbst fleissiger und ordentlicher Familien wundern? In welcher Progression sie sich aber bei arbeitsscheuen, leichtsinnigen Familien, die jahrelang alle Lebensmittel vom Gutsherrn bezogen, vermehrten, ist leicht einzusehen. Bei solchen reichte die halbe Ernte kaum zur Deckung der Zinsen aus.

Im folgenden Paragraphen des nämlichen Artikels unterwerfen sich die Colonisten dem auf der Colonie bestehenden Reglement, das ihnen aber erst beim Abschlusse des Contracts mitgetheilt wurde und auf manchen Fazendas wirklich drückende Bestimmungen enthielt.

Im Artikel 9 heisst es: „Alle Zweifel, welche zwischen den Colonisten und der Gesellschaft Vergueiro entstehen könnten, werden durch Schiedsrichter von den dazu befugten Behörden des Landes geschlichtet und zwar ohne weitere Förmlichkeit noch Appellation.“ Wie das Schiedsgericht zusammengesetzt sein soll, ist aber nicht bestimmt. In Fällen, in denen sich die Colonisten auf diesen Paragraphen beriefen, wurde das Schiedsgericht aus Brasilianern gebildet und sein Spruch fiel, bis auf eine einzige mir bekannte Ausnahme, stets zu Ungunsten der Colonisten aus.

Der Artikel 10 des Contracts sagt: „Die Gesellschaft Vergueiro kann diesen Contract mit allen darin enthaltenen Verbindlichkeiten auf jeden andern Gutsbesitzer zur Erfüllung übertragen, vorausgesetzt, dass der erwähnte Colonist keine gerechten und begründeten Bedenken habe, in dessen Dienst einzutreten.“ Durch diesen Artikel erklärt sich die Gesellschaft Vergueiro als Colonistenimporteurs, die über die Einwanderer ganz nach Belieben verfügen und sie dem Grundbesitzer abtreten, der sie bedarf und der sie der Gesellschaft bezahlt. Der beschönigende Nachsatz ist rein illusorisch, denn wie kann der fremde Einwanderer gerechte und begründete Bedenken angeben, nicht in den Dienst eines Mannes zu treten, von dessen Existenz er nicht einmal eine Ahnung hatte? Uebrigens gestehe ich offen, dass ich diesen Artikel durchaus nicht drückend für die Colonisten gefunden habe, denn sie hatten auf den meisten andern Fazendas ein weit besseres Los als auf der Colonie Senador Vergueiro in Ibicaba.

Diese kurze Analyse der Contracte zeigt zur Genüge, wie nachtheilig sie, selbst von den Gutsherren ehrlich gehalten, für die Colonisten waren. Noch muss ich beifügen, dass es einigemal vorgekommen ist, dass Auswandererfamilien, z. B. allen einer Gemeinde angehörigen, contractlich versprochen wurde, sie nicht zu trennen, dass sie aber nach ihrer Ankunft in Santos von José Vergueiro auf verschiedene Fazendas vertheilt wurden.

Die tiefste Entrüstung aber, nicht nur unter den Colonisten, sondern auch in allen jenen Kreisen, die sich diesseit und jenseit des Oceans für das Schicksal der Parcerieemigranten interessirten,

rief das von der sogenannten Gesellschaft Vergueiro erhobene Kopfgeld hervor. Wie schon bemerkt, hatte der Provinziallandtag diese Gesellschaft ermächtigt, einen jeden von ihr importirten, erwachsenen Colonisten mit 10 Milreis (über 25 Franken), jedes Kind unter 10 Jahren mit 5 Milreis zu belasten. Man kann über die Kurzsichtigkeit und Verblendung der Provinzialdeputirten nur staunen und mit vollem Rechte fragen, ob denn solche Männer überhaupt zu Gesetzgebern taugen, die, in der Ueberzeugung, dass eine starke Einwanderung ihrer Provinz noththut, doch einem Colonistenimporteur gestatten, von den von ihm eingeführten Familien so hohe Summen zu fordern, dass die Wohlfahrt derselben da gefährdet wird. Ich kannte Familien, die mit 100—110 Milreis durch Kopfgeld belastet wurden! Die Gesellschaft Vergueiro erhob auch das Kopfgeld von den während der Seereise Verstorbenen! Nach der im Contract ausgedrückten Solidarität mussten nämlich die Hinterbliebenen die Commissionsgebühren für die während der Seereise Gestorbenen bezahlen, denn obgleich sie nicht importirt wurden, so standen sie doch auf dem Contract!

Diese Handlungsweise charakterisirt die Principien, nach denen die Gesellschaft Vergueiro verfahren ist, scharf genug, und ich halte es nicht für nöthig, mehr darüber zu sagen.

Die Unzufriedenheit der Colonisten über das Kopfgeld, die hohen Zinsen, die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage, die Art und Weise, wie sie auf einigen Fazendas behandelt wurden, wo sie sich durch Mass und Gewicht sowie bei den Verkaufsrechnungen übervortheilt glaubten und sehr oft durch die Roheit und Falschheit der Directoren, meistens Deutsche, zu leiden hatten, nahm allgemein überhand. Zu offenen Widersetzlichkeiten kam sie zuerst auf der Fazenda „Nova Olinda“ im Municipio Ubatuba. Die Folge davon war, dass auf Reclamation des schweizerischen Generalconsuls in Rio de Janeiro, Hrn. H. David, die kaiserliche Regierung sich ins Mittel legte und die Colonisten (Schweizer) von dort nach der Colonie Santa Leopoldina in der Provinz Espiritu Santo versetzte. Ueber ihr ferneres Schicksal habe ich im ersten Kapitel dieses Bandes gesprochen. Den Fazendeiros wurde der grössere Theil ihrer Auslagen durch die kaiserliche

Regierung vergütet. Einen weit ernstern Charakter und grössere Dimensionen nahm die Unzufriedenheit auf der Colonie Senador Vergueiro auf Ibicaba an. Gegen Ende 1856 brach dort ein förmlicher bewaffneter Aufstand los, gegen den Militär requirirt werden musste. Glücklicherweise kam es zu keinen Thätlichkeiten, bei denen wol die brasilianischen Soldaten ohne sehr bedeutende Verstärkung den kürzern gezogen hätten. Den Bemühungen des Abgeordneten mehrerer Schweizercantone zur Untersuchung der Lage der Parceriecolonisten, Dr. Heuser und seines ihm vom schweizerischen Generalconsulate beigegebenen Begleiters Hr. Diethelm, und dem klugen Benehmen José Vergueiro's gelang es, nach Entfernung des intellectuellen Urhebers des Aufstandes, des Schullehrers Thomas Davatz, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Eine Untersuchung, der Beschwerden der Colonisten im Auftrage der Regierung durch den Appellationsrichter Manoel de Jesus Valdetaro vorgenommen, brachte die Colonie wieder in ein leidlich geregeltes Gleis. Auf mehrern andern Colonien der Nachbarschaft herrschte zwar eine heftige Gärung, aber zum offenen Ausbruche wäre es nur bei besserm Erfolge der Revolution auf Ibicaba gekommen. Die deutschen Colonisten betheiligten sich nicht an dem Aufstande. Sie begnügten sich damit, die Faust in der Tasche zu machen. Diese Vorgänge sind seinerzeit auch in der deutschen Tagespresse vielfach erzählt und commentirt worden. Der Umfang und Plan des gegenwärtigen Reisewerks erlauben mir nicht, in nähere Details darüber einzutreten. [1])

Die Haupträdelsführer wurden von der Fazenda weggejagt. Sie begaben sich vorerst nach der 2 Legoas entfernten Villa Limeira. Dort liess ihnen José Vergueiro ihre ärmlichen Effecten mit Beschlag belegen und folgte sie ihnen jahrelang nicht aus! Einer von ihnen erzählte mir in São Paulo, José Vergueiro habe

[1]) Sollte sich jemand für diese Vorgänge speciell interessiren, so möge er die Broschüre: „Die Colonisten in der Provinz São Paulo“, von dem ehemaligen Colonisten Thomas Davatz, Chur 1858, nachlesen. Der Verfasser hat dieselben in redlicher Absicht, aber, wie leicht begreiflich, mit starker Beigabe von Parteifärbung sehr eingehend dargestellt.

ihn auf der Fazenda in ein Nebenzimmer gerufen, dort eine Pistole von einem Spiegeltisch genommen und ihm damit gedroht; er (der Colonist) habe aber sogleich nach der zweiten auf dem Tische befindlichen Pistole gegriffen, den Hahn gespannt und sie Vergueiro auf die Brust gesetzt; nun habe dieser beschwichtigend eingelenkt, ihn aber am folgenden Tage von der Fazenda entfernt. Er behauptete, man habe ihn, als er nach Campinas ging, ermorden wollen, statt seiner aber einen andern Colonisten, Namens Marquis (?) aus dem Canton Freiburg, der mit ihm von der nämlichen Grösse gewesen sei, erschossen; er habe selbst den Ermordeten auf seinen Schultern nach Campinas getragen. Bei dem exaltirten Wesen des Erzählers musste ich diese Angabe mit Vorsicht aufnehmen und konnte trotz sorgfältiger Nachforschungen nicht den nähern Sachverhalt in seinem vollen Umfange ermitteln.

Die Vorgänge auf Ibicaba wirkten begreiflicherweise hemmend auf das Colonistenimportationsgeschäft des Hauses Vergueiro & Comp. und hatten strenge Massregeln gegen die Auswanderungsagenten sowol in der Schweiz als in Preussen zur Folge. Seit jener Zeit (1857) kam kein einziger Parceriecolonist aus deren Ländern mehr nach Brasilien. Das ganze System hat dadurch den Todesstoss erlitten. Einige wenige Fazendeiros, deren Colonisten ruhig geblieben waren, hielten sich daher von nun an streng an den Wortlaut der Contracte, behandelten die Colonisten humaner und gewährten ihnen sogar manche kleinere Vergünstigungen, um sie zufrieden zu stellen. Bei den grossen Vortheilen, die sie von dieser Theilhabergesellschaft zogen, trachteten sie selbst ihre Colonisten durch neue Zufuhr zu vermehren und zwar ohne Dazwischenkunft des Hauses Vergueiro. Es gelang ihnen auch, den nöthigen Bedarf theils durch Portugiesen, theils durch Holsteiner zu decken. Man kann daher nicht sagen, dass die Colonisation mit Parceristen schon gänzlich aufgehört habe, sie wird aber in einem äusserst geringen Massstab betrieben, ohne sich aller Wahrscheinlichkeit nach je wieder zu heben.

Die Parceriecolonien in der Provinz Rio de Janeiro vegetirten bis 1860. Im October dieses Jahres verliessen 89 Familien

die drei dortigen Colonien, nachdem die meisten erst nach neunjähriger Arbeit ihre Schulden bezahlt hatten. Unter den zurückgebliebenen 43 Familien brachen bald darauf ernste Unruhen aus. Ihre Rechte, den Fazendeiros gegenüber, vertheidigte mit grossem Geschick und Energie in den öffentlichen Blättern Rio de Janeiros der verstorbene, ausgezeichnete ungarische Jurist Carlos Kornis de Totvárad. Ich habe einen grossen Theil dieser Colonisten theils in Rio de Janeiro, theils in den Provinzen des Südens gesprochen und darf nicht verschweigen, dass diejenigen der Fazenda Santa Rosa des Visconde Baependy sich durchaus lobend über ihren Gutsherrn ausgesprochen und ihr lebhaftes Bedauern ausdrückten, dass sie von ihren Landsleuten der beiden andern Colonien sich zu dem Entschlusse haben hinreissen lassen, das Gut zu verlassen.[1])

Wie oben bemerkt, verpflichtete sich die Gesellschaft Vergueiro contractlich, den Heimatsgemeinden der schweizerischen Colonisten die von ihnen verabfolgten Reisevorschüsse aus dem Erlöse der Arbeit der Betheiligten wieder zu ersetzen. Die meisten Fazendeiros, die durch Vergueiro Colonisten bezogen, bezahlten sogleich oder in kurzen Raten die ganzen Schulden dieser Colonisten. Hätte die Gesellschaft Vergueiro & Comp. loyal und wie es einer Firma, die auf Ehre und guten Namen Anspruch macht, handeln wollen, so hätte sie nach Empfang dieser Summen die Colonistenvorschüsse den Heimatsgemeinden zurückzahlen sollen. Das that sie nicht, sondern unterschlug die Gelder (im Gesammt-

[1]) Die Colonisten der beiden andern Fazendas, nämlich von Santa Justa des Herrn Braz Carneiro Bellens und von Independencia des Herrn Nicoláo Antonio Nogueira Valle da Gama, hatten wol sehr viele Ursachen zu gegründeten Klagen. Besonders letztere wurden von dem Colonieverwalter José Antonio Furtado, einem in jeder Beziehung elenden Subject, auf eine empörend rohe Weise behandelt. Ehe er auf die Fazenda kam, hatten z. B. die Colonisten viel Reis gebaut. Das litt Furtado nicht mehr und wollte nicht, dass die Estranjeiros mehr Lebensmittel ernteten, als sie zu ihrem Lebensunterhalte nothwendig brauchen; „denn wenn sie ihren Ueberschuss verkaufen, werden sie schneller schuldenfrei und die Fazenda verliert ihre Kaffeepflücker, die man ja nur zu diesem Geschäfte habe kommen lassen“. In allen drei Fazendas wurde übrigens der Kaffee den Colonisten zu einem zu niedrigen Preise berechnet.

betrage von circa 200000 Franken) bis auf die unbedeutende Quote von 10—14000 Franken, die sie in den ersten Jahren zurückerstattete. José Vergueiro gibt als Grund seiner unschwer zu charakterisirenden Handlungsweise an, er behalte das Geld, um sich für die Nachtheile schadlos zu halten, die ihm durch die Revolution in Ibicaba und durch die Uebersendung vieler untauglicher Individuen entstanden seien. Gesetzt nun, eine strenge Untersuchung sämmtlicher Verhältnisse würde herausstellen, dass José Vergueiro wirklich Schaden durch diese Vorgänge gelitten habe und dass die Schuld einzig und allein auf die Colonisten zurückfalle, so könnte er ja nur in den Gemeindevorschüssen jener Individuen, die wirklich arbeitsscheu und untauglich waren oder die sich am Aufruhr betheiligt hatten, einen Ersatz suchen, nie und nimmermehr aber in dem Gelde, das ihm die andern Fazendeiros für ihre Colonisten baar bezahlt hatten, oder in dem, das sich seine eigenen ordentlichen Colonisten mit saurem Schweiss verdient hatten. José Vergueiro durfte eine so empörend ungerechte Handlung nur in einem Lande wagen, in dem Gewalt und politischer Parteieinfluss über das Recht geht und die Regierung zu schwach ist, den Gesetzen mit eiserner Strenge Geltung zu verschaffen. In keinem civilisirten Lande Europas hätte er es je ungestraft unternehmen dürfen, einen solchen Schritt zu thun.

Als die Schweizergemeinden genau von der Lage ihrer Landsleute unterrichtet waren, beschlossen sie, denselben einen Nachlass an ihren Schulden zu bewilligen. Viele Gemeinden erliessen sie ihnen ganz, andere zur Hälfte. Doch was nützte dies den Colonisten? Die Fazendeiros hatten an José Vergueiro das Geld für ihre empfangenen Colonisten ausbezahlt und konnten daher diesen die nachgelassenen Gemeindevorschüsse nur dann gutschreiben, wenn ihnen dieselben von Vergueiro zurückerstattet wurden. Seit 1861 unterschlägt José Vergueiro nicht mehr das Geld von den Gemeinden allein, sondern auch das der Colonisten, und zwar nicht blos das von jenen seiner Familie, sondern auch das von den meisten schweizerischen Parceriecolonisten der Provinz São Paulo! Unter den Gutsbesitzern der Provinz erregte dieses hin-

terlistige Verfahren José Vergueiro's eine allgemeine Indignation und wurde von ihnen mit den allerschärfsten Prädicaten belegt; auf die Colonisten aber wirkte es in hohem Grade entmuthigend, denn nun mussten sie das ihnen geschenkte Geld zu Gunsten eines Menschen, der die Hauptursache ihres Misgeschicks war, abarbeiten. Wären diese Parceriecolonisten Engländer, Nordamerikaner oder Franzosen, so würden die Kanonenmündungen einiger Kriegsschiffe ihrer Nation in den Häfen von Rio de Janeiro und Santos vollkommen hinreichen, um die Angelegenheit in kürzester Zeit zu ordnen und dem kaiserlichen Ministerium in Erinnerung zu bringen, dass in einem geregelten Rechtsstaate die Regierung stets strengste Hüterin der Gesetze sein soll. Wie schwach und ohnmächtig sich die kaiserliche Regierung den Gewaltthätigkeiten José Vergueiro's gegenüber fühlt, beweist der Umstand, dass sie bisjetzt noch nicht den geringsten Schritt zu thun vermochte, um den Colonisten zu ihrem mit Füssen getretenen Rechte zu verhelfen.[1]) José Vergueiro erklärte mir auch unumwunden, dass er nie mehr einem Regierungscommssar den Eintritt in seine Fazenda gestatten werde (23. Juli 1860).

Trotz dieser ungünstigen Sachlage für die Schweizercolonisten hat sich doch ein grosser Theil durch ihre Arbeiten schuldenfrei gemacht und alljährlich gelingt es einer Anzahl von Familien, sich aus dem Parcerieverhältnisse zu befreien. Wären ihnen die Gemeindevorschüsse zurückbezahlt worden, so würden heute nur noch sehr wenige und insbesondere arbeitsscheue oder von hartem Unglücke verfolgte Familien sich nicht eine selbstständige Stellung geschaffen haben.

Man würde unrecht thun, wollte man die Miserfolge des Parceriesystems in der Provinz São Paulo hauptsächlich den laesiven Contracten und den Fazendeiros zu schreiben. Nach meiner Ueberzeugung tragen in den meisten Fällen die Colonisten selbst die allergrösste Schuld daran. Die Auswanderer-

[1]) Die Erklärung des Bankhauses d'Illion e Marques Braga vom März 1865 liefert einen schneidenden Beweis der Stellung des damaligen Ministeriums zum Hause Vergueiro & Comp.

agenten, die ihre Provision nach der Kopfzahl der von ihnen verschifften Emigranten erhielten, suchten nur die möglichst grosse Zahl Individuen anzuwerben, unbekümmert, ob sie fleissige und sittliche Personen seien und ob sie ihren frühern Beschäftigungen nach für die neuen Verhältnisse taugen werden. Durch verlockende Vorspiegelungen theils in eigenen Broschüren, theils in öffentlichen Blättern und durch gutbezahlte Unteragenten logen sie den Auswanderungslustigen eine glänzende, mit wenig Arbeit zu erringende Zukunft vor. Nach ihrer Ankunft auf den Colonien erkannten diese die herbe Täuschung und es folgte eine Entmuthigung, aus der sich herauszukämpfen nur die wenigsten die moralische Kraft hatten. Sie arbeiteten in der Regel mit Unlust, verliessen sich auf fremde Hülfe statt auf eigene Kraft, und kamen daher stets tiefer in Schulden. Eine grosse Anzahl von Colonisten bestand aus durchaus unbrauchbaren, verkommenen Individuen, die schon ihren Heimatsgemeinden zur Last waren und deshalb mit Reisevorschüssen bedacht wurden. Ist anzunehmen, dass solche Menschen, die schon in ihrem Vaterlande nichts taugten, auf Parceriecolonien besser würden, und dass dort, wo ihnen Gelegenheit geboten war, ohne Geld Lebensmittel u. s. f. zu erhalten, sie sich etwa viel darum bekümmern werden, ob ihre Schulden wachsen oder nicht? Man muss diese Leute selbst gesehen, mit ihnen verkehrt, ihre Raisonnements aus ihrem eigenen Munde gehört haben, man muss die Geschichte ihres frühern Lebens kennen und auch wissen, was sie als Colonisten geleistet haben, um richtig beurtheilen zu können, welchen Antheil sie selbst am Mislingen des Systems hatten. Philanthropische Floskeln und auf sie gestützte Verdammungsurtheile sind ganz werthlos.

Dass fleissige Colonisten selbst mit den ungünstigen Contracten der Gesellschaft Vergueiro und Compagnie sich schuldenfrei machen und eine hinreichende Summe Geld ersparen konnten, sich einen Grundbesitz zu erwerben, steht ebenso fest, als dass Colonisten, die Mühe und Arbeit scheuen, selbst unter den günstigsten Verträgen dem Gutsbesitzer nur Nachtheil bringen und sich nicht aus den Schulden herausarbeiten. Zur Un-

terstützung dieses letzten Satzes will ich hier die Geschichte einer Colonie erzählen, die freilich jenen, welche alle Schuld auf die Fazendeiros zu werfen gewöhnt sind, nicht besonders behagen wird.

Im Jahre 1856 schloss Hr. A. C. Robillard (wohlverstanden, kein sogenannter brasilianischer Negerbaron), Gutsbesitzer bei Ubatuba in der Provinz São Paulo, in der Schweiz mit acht Familien (aus 49 Köpfen bestehend) aus dem Canton Freiburg einen Contract auf folgender Basis ab: Hr. Robillard gibt einer jeden Familie Wohnung und hinreichendes Pflanzland, um sich die nöthigen Lebensmittel anzubauen; er gibt ferner einer jeden Familie diejenige Anzahl von Kaffeebäumen, die sie zu bearbeiten im Stande ist. Jede Familie zahlt ihm für je 1000 der ihr übergebenen Kaffeebäume jährlich 50 Milreis, dafür gehört ihr die ganze Ernte dieser Bäume ohne den geringsten Abzug. Für ein jedes Tausend Kaffeebäume, die die Colonisten auf einer neuen Anlage pflanzen, zahlt ihnen Hr. Robillard 100 Milreis, dann können sie dieselben zu 50 Milreis pro Tausend in Pacht nehmen. Die Colonisten verpflichten sich, die ihnen gemachten Vorschüsse, falls sie die Fazenda verlassen, ehe der Contract abläuft, zurückzubezahlen. Zinsen zahlen sie keine, weder für die erhaltenen Reisevorschüsse noch für die Lebensmittel; sie verpflichten sich ferner, sich ordentlich zu betragen, den Kaffeeberg rein zu halten und Hrn. Robillard regelmässig die 50 Milreis von je einem Tausend Bäumen zu bezahlen. Alle Streitigkeiten zwischen dem Gutsbesitzer und den Colonisten sollen letztinstanzlich von dem *schweizerischen Generalconsul* in Rio de Janeiro entschieden werden.

Diese Contracte sind die günstigsten für Colonisten, die je abgeschlossen wurden, und die Freiburger waren damit auch so zufrieden, dass sie, wenn sie von ihrem Gutsherrn sprachen, ihn immer nur „le bon Mr. Robillard“ nannten. Jede dieser Familien konnte mit Leichtigkeit zum allerwenigsten 2000 Bäume besorgen. Ein jeder Kaffeebaum gibt im Durchschnitt der guten und schlechten Jahre ein jährliches Erträgniss von zwei Pfund (die Bäume waren alle im besten Ertragsalter), was 4000 Pfund oder 150 Ar-

robas ausmacht. Berechnet man die Arroba Kaffee zu 5 Milreis, so konnte jede Familie für 625 Milreis Kaffee ernten. Nehmen wir von dieser Summe die 100 Milreis für den Gutsherrn weg, so bleiben 525 Milreis, und ziehen wir von diesen für Reinigen des Kaffees, Preiseventualitäten, die sehr unbedeutenden Transportkosten, da die Fazenda in geringer Entfernung vom Meereshafen liegt, noch 125 Milreis ab, so bleibt jeder Familie ein Nettoerträgniss von 400 Milreis. Bei 3000 Kaffeebäumen, die jede Familie leicht behandeln konnte, ist der Bruttoertrag 935 Milreis und nach obigem Verhältniss der Nettoertrag 600 Milreis. Fügen wir hinzu, dass diese Colonisten hinreichendes und gutes Pflanzland hatten, jeden Ueberschuss der von ihnen gebauten Lebensmittel sowie die Erzeugnisse ihrer Küchengärten zu den besten Preisen in der nahe gelegenen Villa Ubatuba verkaufen konnten, dass sie keine aufreibenden Urwaldsarbeiten zu verrichten, nie die geringsten Entbehrungen zu erdulden hatten, in der Entfernung von einer halben Meile Kirche, Schule, Arzt, Apotheke u. s. f. vorfanden, ihre Bedürfnisse nicht vom Gutsbesitzer beziehen und über ihren Werth bezahlen mussten, sondern im Städtchen, wo es ihnen am wohlfeilsten schien, kaufen konnten, so muss man gestehen, dass die Bedingungen für ein glückliches Fortkommen dieser Colonisten nicht günstiger sein konnten.

Die Freiburger verstanden es jedoch nicht, die grossen Vortheile, die ihnen durch Fleiss und ein geregeltes Leben erwachsen konnten, zu würdigen. Einige Familien verliessen die Fazenda, weil es ihnen dort nicht gefiel, und befinden sich gegenwärtig in nichts weniger als günstiger Lage in andern Provinzen; andere waren faul, vernachlässigten die Arbeiten im Kaffeeberge, pflanzten lieber Gemüse zum Verkaufe in Ubatuba, als den lucrativen, aber beschwerlichern Kaffeebau zu betreiben, und nur ein Paar von ihnen arbeiteten fleissig und verdienten sich eine hübsche Summe Geldes. Aber keine von allen acht Familien hat während fünf Jahren dem Gutsbesitzer einen Pfennig für die Kaffeebäume bezahlt, obgleich sie fortwährend ungeschmälert den von ihnen geernteten Kaffee behielten. Der Gutsverwalter Mr. Dubosq erklärte mir im Jahre 1861 im Namen des Hrn. Robillard, dass

dieser den Colonisten auch die diesjährige Ernte (von 1861) vollständig belassen werde, dass er ihnen die 5533 Milreis (circa 14000 Franken), die sie ihm als Ueberfahrtsvorschuss schuldeten, gänzlich schenke und durchaus keinerlei Forderungen an sie stelle, als dass sie nach Ablauf des fünfjährigen Contracts im August 1861 die Fazenda verlassen und ihm nicht noch muthwillig Kaffee- und andere Fruchtbäume zerstören, wie sie es schon wiederholt gethan haben!

Ein Abgeordneter der Colonisten kam nach Rio de Janeiro, um sich bei mir und beim Generalconsulat zu beklagen, dass sie Hr. Robillard im August von der Fazenda fortschicken wolle. Bei dem mit ihm aufgenommenen Protokolle bestätigte er den hier mitgetheilten Sachverhalt in seinem ganzen Umfange, brachte nicht die leiseste Klage weder gegen den Gutsherrn noch gegen dessen Verwalter vor und beklagte sich nur über die Hartherzigkeit des Hrn. Robillard, dass er die Familien jetzt, da sie auf der Fazenda eingewohnt seien und es ihnen gut gehe, fortschicke! Er war endlich so gnädig, in seinem und der übrigen Colonisten Namen zu erklären, dass sie sich verbindlich machen wollen, in Zukunft den Contract zu erfüllen, und als dieser Vorschlag begreiflicherweise nicht angenommen wurde, so äusserte er sich auf das heftigste über die schreiende Ungerechtigkeit, mit der man die armen Colonisten behandle, wie man sie verstosse und dem Elende preisgebe. Die Unverschämtheit und Dummheit dieser Leute ging so weit, dass sie verlangten, der Gutsbesitzer müsse zur Erneuerung des abgelaufenen Contracts gezwungen werden, trotzdem sie eingestandenermassen während der fünf Jahre keine einzige der contractlichen Bedingungen gehalten und dem Gutsbesitzer nur Schaden und grosse Nachtheile gebracht hatten. Der Abgeordnete gestand auch die Thatsache ein, dass die Colonisten, statt ihr Brennholz im nahen Walde zu holen, Orangen- und andere im besten Ertrage stehende Fruchtbäume gefällt und verbrannt und den Kaffeeberg im Mismuthe darüber, dass sie die Fazenda verlassen sollten, vielfach beschädigt haben.

Die vielen Beispiele eines sowol für den Gutsherrn als für die Colonisten günstigen Erfolges des Parceriesystems, das, wie

schon oben bemerkt, auf durchaus gesunden Principien basirt, beweisen, dass dasselbe für Brasilien und speciell bei der Kaffeecultur durchaus angezeigt wäre und für die Betheiligten mit gegenseitigem grossen Nutzen durchgeführt werden könnte. Die Schuld aber, dass es einen so kläglichen Ausgang nahm und in den möglichsten Miscredit kam, liegt in erster Reihe an der Gesellschaft Vergueiro und Compagnie, die demselben durch die zweideutigen Contracte, durch Erhebung des Kopfgeldes, durch Verweigerung der Rückzahlung der Gemeindevorschüsse den Todesstoss gab. Ausserdem lastet noch eine bedeutende Schuld auf den Fazendeiros und vorzüglich auf ihren Directoren, auf den Colonisten selbst und auf der mangelhaften brasilianischen Gesetzgebung, die den Colonisten nicht den nöthigen Rechtsschutz gewährt, und endlich auf der brasilianischen Regierung, der es entweder an Kraft oder an gutem Willen fehlt, energisch den Misbräuchen und der Ungerechtigkeit entgegenzutreten, die schon bestehenden Gesetze und Verordnungen durchzuführen und neue den Verhältnissen anpassende Gesetzesvorschläge den Kammern zu unterbreiten.

Das Parceriesystem könnte für den Einwanderer eine äusserst wichtige und vortheilhafte Zwischenstufe zur freien Ansiedelung sein, wie es auch in der That vielfältig geworden ist. Will nämlich ein armer Bauer oder Pächter nach Brasilien auswandern, um hier freier Landeigenthümer zu werden, besitzt aber nicht das Geld zur Ueberfahrt und zum Ankaufe eines Grundstücks, so bietet ihm das Halbpartsystem die Mittel und Wege dazu; er erhält die Reiseunkosten bis an den Ort seiner Bestimmung vorgestreckt und Lebensmittel, bis er sich selbst solche in hinreichender Menge bauen kann, und ist bei Fleiss und Mässigkeit im Stande, nach höchstens vier Jahren Arbeit auf der Kaffeeplantage seine Vorschüsse zurückzubezahlen und sich einige hundert Milreis zu erübrigen. Während dieser Zeit kann er sich die Sprache des Landes aneignen und sich mit der ihm gänzlich unbekannten Cultur der Tropenpflanzen vertraut machen. Dieser letztere Punkt ist von grosser Wichtigkeit. Colonisten an freien Colonien haben mir mehrmals versichert, dass sie aus Unkennt-

niss der richtigen Behandlung der Culturpflanzen ein ganzes Jahr Mühe und Arbeit verloren haben. Für den alles Geldes entblössten Auswanderer sind die vier bis fünf Jahre seines Parcerieverhältnisses ein grosser Gewinn. Um dieses Resultat zu erzielen, bedarf es aber des Zusammentreffens möglichst günstiger Umstände, die bisher in Brasilien nur äusserst selten stattgefunden haben. Die oben angeführten Krebsschäden, an denen die Parceria nach Vergueiro's System leidet, liegen viel zu tief, als dass es möglich wäre, sie auszumerzen, und deshalb bin ich auch ein entschiedener Gegner derselben.

Wählt arme, aber ordentliche und arbeitsame deutsche Bauernfamilien aus, macht mit ihnen klare, unzweideutige Contracte, mit billigen gegenseitigen Verpflichtungen, gebt sie auf die Fazendas von durchaus ehrenwerthen Männern und unter die Leitung von humanen, redlichen deutschen Directoren, erlasst die dringend nothwendigen Gesetze [1]) zum Schutz der Colonisten, ernennt Richter, die sie mit eiserner Strenge und ohne Ansehen der Person handhaben, und ihr werdet durch das Parceriesystem glänzende Erfolge erzielen.

Ich erlaube mir hier noch eine persönliche Bemerkung. Der Bundesrath der schweizerischen Eidgenossenschaft hat im Jahre 1860 meine, sowol an ihn, als an den kaiserlich brasilianischen Minister des Aeussern gerichteten officiellen Berichte über die Parceriecolonien der Provinz São Paulo veröffentlicht. Diese auf die gewissenhaftesten Untersuchungen gestützten Rapporte haben mir, weil ich nicht in blinder Leidenschaftlichkeit die Schuld der unglücklichen Lage der Parceriecolonisten auf die Fazendeiros wälzte und ein vernichtendes Urtheil über die sogenannten Negerbarone aussprach, von einem Theile der norddeutschen, besonders der berliner Tagespresse die erbittertsten Angriffe zugezogen. Ich lege stets einen grossen Werth auf Ansichten und Urtheile, die den meinen entgegengesetzt sind, wenn sie nur ehrlich gemeint, auf eigener Anschauung und ge-

[1]) Das Decret vom 11. Nov. 1858 hinsichtlich der Einführung, Vertheilung und Niederlassung von Colonisten, welche nach Brasilien einwandern, ist noch weit entfernt, diese Lücke auszufüllen.

nauer Kenntniss der Verhältnisse beruhen; aber Angriffen, wie die erwähnten, kann ich nur die tiefste Verachtung entgegensetzen. Eins jener Blätter entblödete sich nicht zu sagen, ich habe, wahrscheinlich durch die guten Mittagessen der Fazendeiros bestochen, die Verhältnisse in zu rosigem Lichte angesehen! Solch einen albernen Vorwurf kann nur ein Mann machen, der, jeder Ehre bar, selbst zu den niederträchtigsten Handlungen fähig ist. Ich könnte recht hübsche Geschichtchen erzählen, wie diese und andere Schmähartikel mit verschiedenen Poststempeln theils an mich, theils an mehrere andere Personen nach Rio de Janeiro (auch an den schweizerischen Bundesrath in Bern) geschickt wurden, wie sich in eine dieser Kreuzbandsendungen zufälligerweise vom Schreibtische des Absenders ein geschriebenes Notizenblatt hineinschob und in Brasilien unglücklicherweise in unrechte Hände, d. h. in meine gerieth, u. dgl. mehr. Ich sehe aber den Zweck solcher Enthüllungen und besonders an diesem Orte nicht ein und überlasse diesen Herren recht gern die Freude, ihr unsauberes Geschäft, zu dem sie sich berufen fühlen, nach wie vor zu betreiben.

Ich verliess die Herberge des behäbigen Pinto an der Brücke, um zuerst die Parceriecolonien des Municipiums Jundiahy zu besuchen. Die erste war die $3\frac{1}{2}$ Legoas von der Villa de Jundiahy entfernte Fazenda „São José da Lagoa". Ihr Besitzer, Antonio Joaquim Guimarães, war wenige Wochen früher gestorben und seine Witwe theilte mir mit, dass sie sich unter keiner Bedingung entschliessen könne, die Colonisten noch länger auf ihrem Gute zu behalten, da sie als einzeln stehende Frau der schweren Aufgabe, mit ihnen zu verkehren, sich nicht gewachsen fühle. Ihr Vater habe sich daher entschlossen, mit Einwilligung der Colonisten, sie auf seine nahe gelegene Fazenda zu nehmen, wo ohnehin schon eine grössere Anzahl ihrer Landsleute angesiedelt sei und sie jedenfalls weit besseres Pflanzland finden, als ihnen auf São José gegeben werden könne.

Die Colonie bestand nur aus acht Familien aus dem Canton Unterwalden und einem mit einer Unterwaldnerin verheiratheten Holsteiner. Er hatte an Bord des Schiffes, das diese Auswan-

derer nach Brasilien brachte, sich in die Schweizerin verliebt, in Santos das Schiff verlassen und das Mädchen geheirathet. Er übernahm den Schuldenantheil seiner Frau von ihrer Familie, hatte jedoch denselben schon im zweiten Jahre dem Gutsherrn abverdient und nun ein ziemlich bedeutendes Guthaben bei der Witwe Guimarães, die ihm wegen seines Fleisses und ordentlichen Betragens das grösste Lob ertheilte, stehen. Von den sieben übrigen Familien bezeichnete mir die Gutsbesitzerin drei als brav und arbeitsam, vier als das Gegentheil. Die Colonisten beklagten sich über weniges und schlechtes Pflanzland, über die schlechte Behandlung durch einen frühern Director und über den Kaffeeberg, der viele alte Bäume enthalte. Ihre beiden ersten Klagen waren begründet, denn die ihnen zum Eigenbau zugewiesenen Landparcellen waren wie das meiste alte Pflanzland der Fazenda steinig und mager. Den Beschwerden hinsichtlich des Directors war schon vor einem Jahre durch Entfernung desselben Rechnung getragen worden. Ueber den Kaffeeberg hatten die Leute aber keine Ursache zu klagen, er war zwar der Bonität des Bodens nach nicht einer der besten, aber die den Colonisten angewiesenen Bäume standen in ihrem vollen Ertrage. Auf mein Befragen erklärte mir jede Familie ihre volle Uebereinstimmung mit der projectirten Uebersiedelung; auch der schuldenfreie Holsteiner wollte daran theilnehmen, um noch ein paar Jahre als Colonist zu arbeiten und seine Ersparnisse zum Ankaufe eines eigenen Grundstückes zu vergrössern.

Am Abend ritt ich nach der zwei Legoas entfernten Fazenda „Sitio grande de São Antonio". Ihr Besitzer, Hr. Commendador Antonio de Queiroz Telles, ist ein allgemein geachteter, würdiger und streng rechtlicher Mann, der, wenn auch zuweilen im ersten Augenblick etwas barsch, doch nie weder hart noch ungerecht gegen die Colonisten war. Die Colonie, aus sechzehn unterwaldner Familien bestehend, nahm seit ihrem Beginne einen sehr regelmässigen Verlauf, denn der Gutsbesitzer hält sich streng an die Contracte und interpretirt sie auf eine für die Colonisten günstige Weise. Es kamen auf derselben nicht die geringsten Klagen über Mass, Gewicht, theure Lebensmittel und dergl. vor.

Die ordentlichen Colonisten erhalten so viel Geld, als sie verlangen, den nicht haushälterischen wird es kärglicher zugemessen. Der Kaffeeberg ist schön und trefflich gehalten. Hr. Queiroz Telles lässt die mit alten Bäumen bestandenen Theile desselben nur von seinen Sklaven bearbeiten, sodass die Colonisten ausschliesslich Bäume in ihrem Vollertrage haben. Das Pflanzland ist ihnen reichlich zugemessen und von guter Beschaffenheit; die Wohnungen sind geräumig und in gutem Zustande. Der Gutsherr ist mit seinen Colonisten zufrieden, er bezeichnete mir nur zwei als träge und leichtsinnig. Die Colonisten hatten nicht die geringste Klage über ihr Verhältniss auf der Fazenda, beschwerten sich aber bitter über die so drückenden Heimatvorschüsse und das von Vergueiro erhobene Kopfgeld.

Der Director der Colonie, ein Deutscher Namens F. Bolkau, ist ein vernünftiger, ruhiger Mann, der es mit den Colonisten aufrichtig gut meint. Zwei von den sechzehn Familien waren schuldenfrei; die eine hatte von der Ernte von 1859 gegen tausend Franken verzinslich beim Gutsherrn stehen; sieben hatten noch Schulden, die die Höhe eines ihrer letztjährigen Ernteerträgnisse nicht überstiegen. Von den fünf übrigen waren drei mit Angeschlossenen noch sehr stark verschuldet, könnten aber jetzt auch schon schuldenfrei sein, wenn José Vergueiro seinen Verpflichtungen nachgekommen wäre und Hrn. Queiroz Telles die von diesem schon 1855 an ihn ausgezahlten und später den Colonisten ganz oder zum Theil nachgelassenen Heimatvorschüsse zurückerstattet hätte.

Auf São Antonio haben die Colonisten höhere Kaffeepreise erzielt als auf irgendeiner andern Fazenda des Innern der Provinz São Paulo, was auch mit in den etwas geringern Transportkosten nach dem Hafen von Santos begründet ist.[1])

[1]) Den Colonisten wurde die Arroba Kaffee nach Abzug aller Unkosten verrechnet

1855	mit	3780	Reis
1856	„	3155	„
1857	„	2845	„
1858	„	3140	„
1859	„	4000	„

Die mir vom Gutsbesitzer vorgelegten Originalverkaufsrechnungen stimmten mit dieser Verrechnung, nach Abzug der ausgewiesenen Unkosten, vollkommen überein.

Zwei Legoas von Sitio grande liegt die Colonie „São Joaquim" des Oberstlieutenants Hrn. Joaquim Benedito de Queiroz Telles, des ältesten Sohnes des Besitzers von Sitio grande. Von den sieben Familien, die vom Gutsbesitzer hier genau so gehalten werden wie auf der Fazenda seines Vaters, waren fünf mit ihrer Lage sehr zufrieden; zwei klagten über alles, über den Kaffeeberg, über das Pflanzland, die Wohnungen, die Kaffeepreise u. s. f. Bei genauer Erhebung dieser Klagen stellten sich dieselben als grundlos heraus, selbst die Mitcolonisten gaben den beiden Familien, deren eine schon in der Heimat keines guten Rufs genoss, kein gutes Zeugniss und sagten, wenn wir es so machen wollten wie die, so würden unsere Schulden auch nie weniger. Eine unterwaldner Familie, die ohne Gemeindevorschuss auf die Fazenda gekommen war, hatte die durch die Reisen, Kopfgeld, Lebensmittelbezug u. s. f. contrahirten Schulden 1858 vollständig abbezahlt, mit der Ernte von 1859 sich circa 2800 Franken erspart und hoffte von der schon vollendeten Ernte von 1860 einen noch grössern Gewinn; wahrlich ein äusserst günstiges Resultat. Nach zweitägigem Aufenthalte auf diesen Gütern ritt ich in Begleitung eines Colonisten nach dem circa 4 Legoas entfernten Städtchen Campinas und hatte unterwegs noch vielfach Gelegenheit, mich bei ihm über seine und seiner Landsleute Verhältnisse zu erkundigen und von ihm die volle Bestätigung der Richtigkeit ihrer mir gemachten Angaben zu erhalten.

In Campinas, das trotz seines regen Verkehrs und seiner unbestreitbaren Wichtigkeit als eine der grössten Städte der Provinz São Paulo noch keine ordentliche Herberge besitzt, stieg ich beim Apotheker Hrn. Dr. Georg Krug ab. Die traurigen politischen Verhältnisse im Kurfürstenthum Hessen-Kassel hatten vor einer Reihe von Jahren Hrn. Krug's Vater, der in Kassel als ein allgemein geachteter, wohlhabender Kunsttischler etablirt war, aber das grosse Verbrechen begangen hatte, allzu freisinnig zu denken, genöthigt, mit seiner ganzen Familie auszuwandern. Er kam nach Brasilien und liess sich in Campinas nieder. Sein ältester Sohn errichtete hier eine Apotheke, der

jüngere setzte mit viel Talent und Glück das Geschäft seines alten Vaters fort.

Vor 30—36 Jahren war *São Carlos de Campinas* ein ganz unbedeutender Ort. Auf den Fazendas der Umgegend wurde in ausgedehntem Masse Zuckerrohr mit wenig Erfolg gebaut, da die Preise des Zuckers sehr gedrückt und die grosse Entfernung von Santos der Ausfuhr nicht günstig war. Damals zahlte man die Arroba Zucker mit 2 Patacas (circa 14 Silbergroschen). Heute kostet sie das Acht- bis Zwölffache, nämlich 6—8 Milreis. Als sich infolge gesteigerter Nachfrage nach brasilianischem Kaffee die Plantagenbesitzer der Provinz Rio de Janeiro mit Macht auf die Kaffeecultur warfen, folgten auch die Fazendeiros von Campinas diesem Winke, gaben den Anbau des Zuckerrohrs auf und heute sind Thal und Hügel von Jundiahy bis São João do Rio Claro mit Kaffeepflanzungen bedeckt. Diese Umwandlung in den Agriculturverhältnissen wirkte ungemein günstig auf die Villa von Campinas, die, 1840 zur Cidade erhoben, seither rasch an Ausdehnung und Bedeutung gewonnen hat. Die Stadt nimmt einen bedeutenden Flächeninhalt ein, da die Häuserreihen häufig durch Gärten und Chacras unterbrochen sind. Sie hat einzelne sehr stattliche Privatwohnungen, meistens Besitzungen reicher Fazendeiros der Umgegend; die öffentlichen Gebäude verdienen kaum einer Erwähnung. Die drei Kirchen Rosario, Santa Cruz und die Matriz velha erheben sich in nichts über die mittelmässigen Gotteshäuser der andern Provinzialstädte, hingegen verspricht die neue Matriz, wenn sie einmal vollendet sein wird, einen hervorragenden Rang einzunehmen.[1]) Die bemerkenswerthen Holzschnitzereien des Hauptaltars sind von dem greisen bahianer Bildhauer Victoriano dos Anjos ausgeführt. Die Stadt besitzt auch einen protestantischen Friedhof. An einem ordentlichen Spitale fehlt es zur Zeit noch. Es sind jedoch schon 30—34000 Milreis zum Baue einer Casa de Misericordia ge-

[1]) Den 11. Jan. 1866 stürzte ein Theil der noch im Baue begriffenen neuen Kirche ein und verschüttete eine Anzahl Arbeiter, bei deren Rettung sich Hr. Franz Krug mit wahrem Heldenmuthe betheiligte.

sammelt. Die Aussätzigen campiren in Zelten vor der Stadt. Im Theater wird sehr mittelmässig gespielt; abgesungene Primadonnen von Rio de Janeiro produciren sich hier noch mit gutem Erfolge.

Die deutsche Einwanderung nach diesem Theile der Provinz ist nicht ohne günstigen Einfluss auf die eingeborene Bevölkerung geblieben, und ich möchte sagen, sie hat sich aus einer gewissen Lethargie, die fast in allen centralen, vom Verkehr mit der Aussenwelt ziemlich abgeschlossenen Provinzen und Ländern vorkommt, aufgerüttelt. Ich erinnere mich, in einem wenn ich nicht irre österreichischen Zeitungsfeuilleton den Satz gelesen zu haben: „Die deutsche Bevölkerung scheint die Aufgabe des Salzes für die Bewohner der Erde zu haben. Wie das Salz fade und selbst ungeniessbare Speisen geniessbar macht, so wirkt eine mässig proportionirte Beimischung von Deutschen auf jede Bevölkerung eines Landes segensreich, wie es sich leicht an Beispielen, von jedem Punkte des Erdballes entnommen, darthun liesse.“ Die Richtigkeit dieses Ausspruchs habe ich sehr oft zu beobachten Gelegenheit gehabt und sie bewahrheitet sich auffallend in den Theilen der Provinz São Paulo, nach denen sich die deutsche Einwanderung gerichtet hat. Die Colonisten sowol wie die freien Einwanderer haben neue Industrien, neue Thätigkeiten, neue Ansichten unter die Bevölkerung gebracht, ein frischeres Leben bei ihr erweckt. Mehrere wackere Männer von Campinas und Rio Claro haben sich mir gegenüber mit aller Offenheit über diesen wohlthätigen Einfluss ausgesprochen und ihr Bedauern ausgedrückt, dass durch die fehlerhafte und zum Theil unredliche Ausführung des Parceriesystems der Zufluss deutscher Einwanderer nach der Provinz gänzlich ins Stocken gerathen sei. Gewerbe und Handwerke, die früher in dieser Provinz fast nie ausgeübt, zum Theil sozusagen unbekannt waren, werden jetzt von freien Colonisten mit grossem Erfolge betrieben. Auch die kleinen Nebenindustrien der Colonisten, wie Milchwirthschaft, Gemüsebau, Bienenzucht sind für die Stadtbewohner wie die Colonisten gleich vortheilbringend. Ehe die Fazendeiros dieser Binnenstädte Parceristen bei sich aufnahmen, wussten sich die

Hausfrauen weder frische Butter noch Milch und Gemüse zu verschaffen, wenn sie nicht ausnahmsweise in der Lage waren, Gärten zu besitzen und Rindvieh zu halten; heute bringen ihnen die Colonisten diese Producte täglich frisch ins Haus.

Schon den Tag nach meiner Ankunft in Campinas kamen von allen Seiten Colonisten mit ihren Anliegen zu mir, aber auch mehrere Fazendeiros von Parceriecolonien, um mich offen und freundlich einzuladen, ihre Güter zu besuchen. Es wurden mir auch zwei von der Colonie Senador Vergueiro eben eingelaufene Briefe vorgewiesen, welche die unzweideutigsten Merkmale trugen, dass sie eröffnet und wieder ungeschickt genug zugemacht worden waren. Ihr Inhalt war aber so unverfänglich, dass das schwarze Cabinet in Ibicaba sie anstandlos passiren lassen konnte. Sie dienten mir aber als Beweis, dass die Klage der Colonisten, die Direction von Ibicaba unterwerfe ihre Briefe einer Censur und vernichte diejenigen, die Klagen enthielten oder die ihr sonst nicht behagten, keine unbegründete sei. Es wurden mir auch später noch überzeugende Thatsachen zur Unterstützung dieser Anschuldigung mitgetheilt. Ich bemerke noch, dass mir ein paar Colonisten von zwei andern Fazendas die Vermuthung ausgesprochen haben, ihre deutschen Directoren eröffnen gewöhnlich ihre Briefe, dieselbe jedoch durch keine Beweise bekräftigen konnten. Wenn die Colonisten auf ihre Briefe nach der Heimat keine Antwort erhalten, so muthmassen sie immer eine Unterschlagung ihrer Correspondenz, und doch ist dies in den seltensten Fällen die wahre Ursache davon. Es muss in der That ein glücklicher Stern leuchten, wenn eine Colonistencorrespondenz aus einer Provinzialstadt im Innern Brasiliens Deutschland oder die Schweiz ungefährdet erreichen soll. Die Colonisten schreiben in der Regel ihre Adressen sehr unleserlich und mit deutschen Lettern, sodass der brasilianische Provinzialpostbeamte gar nicht weiss, wie er einen solchen Brief cartiren soll, und auf gut Glück in das Postpacket nach Rio de Janeiro wirft; dort die nämlichen Schwierigkeiten, ebenso bei den englischen oder französischen Postämtern. Trotz aller dieser Fährlichkeiten kommt der Brief wie durch ein Wunder in die Hände des Adressaten und dieser

beantwortet ihn, gewöhnlich auch mit einer kauderwelschen Adresse, auf der höchstens noch das Wort Brasilien zu entziffern ist. Er kennt aber in der Regel die überseeischen Francaturbestimmungen nicht, wirft den Brief in den nächstbesten Briefkasten, und wenn er noch glücklicherweise bis nach England gelangt, so bleibt er dort, ohne weiter befördert zu werden, liegen; bezahlt er aber das richtige Porto, so ist die erwähnte mangelhafte Adresse das Hinderniss, dass er den Ort seiner Bestimmung erreicht.[1]) Bedenken wir die grosse Zahl unbestellbarer Briefe bei sehr geregelten europäischen Postämtern, die sich alljährlich auf mehrere Millionen belaufende in den Vereinsstaaten, so darf es wirklich nicht befremden, wenn Briefe der Parceriecolonisten ziemlich selten die Adressaten erreichen, ohne gerade als Grund dafür eine böswillige Unterschlagung annehmen zu müssen.

Von Campinas aus besuchte ich zuerst die ungefähr vier Legoas von der Stadt gelegene Fazenda „Boavista“ des Hrn. Floriano de Camargo Penteado. Die anfänglich ziemlich starke Colonie bestand 1860 nur noch aus fünf Familien. Im Anfange dieses Jahres und im Vorjahre hatten acht Familien dieselbe schuldenfrei verlassen. Die Zurückgebliebenen waren im ganzen auch nicht bedeutend belastet und hatten meistens schon etwas baares Geld erspart, da sie in der günstigen Lage sind, täglich frische Milch und Gemüse in die Stadt zu Markt zu bringen. Hr. Camargo hat nie den geringsten Anspruch auf contractliche Theilung des Gewinnes beim Verkaufe dieser Producte gemacht.

Um nicht nach der Ernte ein Jahr lang auf die Abrechnung mit dem Fazendeiro warten zu müssen und von keinen Preisschwankungen des Kaffees berührt zu werden, kamen sie mit dem Guts-

[1]) Ich habe Briefe in Händen gehabt, auf denen nur, ausser dem Namen des Colonisten und der Fazenda, noch die Bestimmung Sangbaul in Brasilien stand. Wie soll nun der brasilianische Postbeamte in Rio de Janeiro aus Sangbaul São Paulo machen und der Postbeamte in Santos die bestimmte Fazenda ausfindig machen, da oft 10—20 und noch mehr in der Provinz den nämlichen Namen führen!

besitzer überein, dass er ihnen nach vollendeter Ernte den Alqueire gepflückter Bohnen mit 400 Reis vergüte. Sie behaupten, dass diese Art Verrechnung für sie vortheilhafter sei. Wir haben also hier die Umwandlung von Parceria oder Erntetheilung in einen einfachen Lohnvertrag. Nach genauen Erhebungen ist der Gewinn der Colonisten bei diesem Verfahren, wenn der Kaffeepreis niedrig und der Landtransport hoch ist, grösser als bei dem gewöhnlichen, bei dem drei Alqueires Bohnen in der Hülle auf eine Arroba gereinigten Kaffees gerechnet werden und nach Abzug sämmtlicher Unkosten dem Colonisten die Hälfte des Reinertrags zufällt. Bei hohen Kaffeepreisen und andern günstigen Umständen ist es zwar für den Colonisten nachtheiliger, hat aber für ihn den ungemein grossen Vortheil, dass es ihm klare Einsicht in die Verrechnungsart gibt und jedes Mistrauen wegen Uebervortheilung durch zu hohe Unkosten und zu niedrige Verkaufsberechnung beseitigt. Nach der Ernte weiss er genau, soviel Alqueires Bohnen in der Hülse habe ich gepflückt, mir also soviel mal 400 Reis verdient. Durch die unmittelbare Verrechnung nach der Ernte und Abzug des Verdienstes von seiner Schuld erspart er noch einen Theil der Interessen seines Schuldkapitals, denn wenn erst zur Erntezeit des Jahres 1860 der Verkauf der Ernte von 1859 verrechnet und dem Colonisten sein Antheil zugeschrieben wird, so lasten dieses ganze Jahr noch die Interessen von der ihm zukommenden Quote der Ernte von 1859 auf ihm.

Hr. Camargo war mit seinen Colonisten nicht sonderlich zufrieden und beklagte sich besonders über die grosse Roheit, mit der die Colonisten jede Forderung an ihn stellen. Es waren auch in der That ein paar zwar sehr fleissige, aber ungemein rohe Individuen, die stets die Wortführer machten, unter ihnen. Der Gutsherr sagte mir, er wünsche nichts sehnlicher, als dass bald alle Familien schuldenfrei würden, nur um sie los zu werden; dieser Versuch habe ihn so entmuthigt und ihm so viel Verdruss verursacht, dass er sich nach diesen Erfahrungen nie mehr entschliessen könnte, neue Colonisten aufzunehmen.

Eine Familie war dem Gutsbesitzer eine grosse Last. Sie

bestand bei ihrer Ankunft aus den Aeltern, vier Kindern, und einem Angeschlossenen. Der Vater wurde schon halb blind aus der Heimatsgemeinde fortgeschickt und erblindete bald nach seiner Ankunft vollständig. Sein Weib starb im ersten Jahre ihres Aufenthaltes auf der Fazenda, eins der Kinder ist ein Cretin. Der Gutsbesitzer, der der Gesellschaft Vergueiro die grossen Schulden der unglücklichen Familie bei ihrer Uebernahme bezahlte, hat nun dieselbe gänzlich zu erhalten. Nach dem Contracte hätte der Angeschlossene für die Schulden der Familie haften und wol sein ganzes Leben lang dem Fazendeiro dafür arbeiten müssen. Hr. Camargo hat ihm aber nur den auf ihn entfallenden Theil der Familienschuld angeschrieben, den dieser im Jahre 1859 abgearbeitet hatte und nun schuldenfrei war. José Vergueiro hält auch den dieser Familie von der Heimatsgemeinde geschenkten Reisevorschuss zurück und schädigt damit nicht etwa die Familie, sondern den braven Fazendeiro. Ich fand den blinden Mann, einen rüstigen Vierziger, gut genährt und gekleidet. Hr. Camargo liess ihm als Wegweiser seinen vierzehnjährigen Sohn, meinte aber, es sei nun Zeit, dass der Junge ein Handwerk lerne, dann aber müsse er dem Blinden einen Negerknaben als Führer geben. Die beiden Mädchen lernten bei der Gattin des Gutsbesitzers nähen. Einige Deutsche in Campinas, an deren Spitze Hr. Dr. G. Krug, geben jährlich dem Gutsbesitzer einen Kleidungsbeitrag für den Blinden und seinen blödsinnigen Knaben; der schweizer Hülfsverein in Rio de Janeiro folgte diesem Beispiele. Die edle Handlungsweise des Herrn Camargo ist über aller Lob erhaben.

Von Boavista ritt ich nach der Fazenda „Tapera“. Sie gehört der D[a]. Maria Inocencia de Souza und steht unter der Oberleitung des Senator Queiroz, des Bruders der Besitzerin. Der Administrator des Gutes liess bei meiner Ankunft sogleich die Colonisten von der Arbeit zusammenberufen und legte mir die Rechnungsbücher vor. Die Colonisten beklagten sich, dass ihnen ein Drittel alter zurückgestutzter Kaffeebäume zugewiesen sei, das Ernteerträgniss daher nicht so befriedigend ausfalle, wie wenn sie nur jüngere Bäume zu bearbeiten hätten. Der Ver-

walter und später auch der Senator Queiros sagten mir, dass sich die Colonisten anfangs durchaus nicht geweigert haben, diese Bäume zu übernehmen, weil sie in der Regel ein paar Jahre lang gute Mittelernten gaben, was mir die Leute auch selbst eingestanden, aber auch beifügten, dass nun seit zwei Jahren ihr Ertrag ein sehr geringer sei. Von den sieben hier befindlichen Schweizerfamilien war eine schuldenfrei, zwei wurden es mit der Ernte von 1860, eine im darauffolgenden Jahre. Zwei mit bedeutenden Gemeindevorschüssen belastete Familien hatten noch grosse Schulden und keine Aussicht, sie in den nächsten Jahren abzahlen zu können, waren daher auch sehr muthlos, besonders ein gewisser Anton Hatz. Er war ein kränklicher, nervöser Mann, seines Berufes ein Zuckerbäcker, seine Frau eine ehemalige Ladenmamsell einer berliner Conditorei, und natürlich keins von beiden an harte Feldarbeit gewöhnt. Häufige Krankheiten, eine Schar kleiner Kinder und ein Heimatsvorschuss von circa 1400 Franken machten ihre Lage zu einer wahrhaft trostlosen. Die siebente Familie, ein Würtemberger mit einer Schweizerin verheirathet, war auch ziemlich stark verschuldet, aber voll guten Muths, in ein paar Jahren schuldenfrei zu werden.

Die Buchführung der Fazenda war zwar richtig, aber sehr unordentlich, da öfter mit Tinte über Bleistift geschrieben ist und viele Correcturen vorkommen. Diesen Ausbesserungen lag, wie ich mich überzeugte, nicht etwa eine Beeinträchtigung der Colonisten zu Grunde, sondern ausschliesslich der Mangel an Uebung und Ordnungssinn des brasilianischen Directors.

Beim Zurückreiten nach Campinas holte ich einen auf müdem Thiere dahinziehenden Reisenden ein, der sogleich ein Gespräch mit mir anknüpfte. Er erzählte mir, dass er zu Lande aus Bahia in Geschäften hierher komme (ich vermuthe, dass er einen Transport Sklaven, um die hohe Provinzialexportabgabe für dieselben zu umgehen, auf Schmuggelwegen nach der Provinz São Paulo zum Verkauf brachte); er habe zwar sehr viel von der ausgedehnten Kaffeecultur dieser Gegend gehört, bei eigner Anschauung der herrlichen Fazendas finde er aber alles, was man ihm davon erzählt habe, weit übertroffen; er habe auf seinen

weiten Reisen keinen Theil des Landes so ausgezeichnet gut cultivirt gefunden wie diesen; er habe auch den Entschluss gefasst, seine Besitzung in Bahia zu verkaufen und sich hier niederzulassen.

Am folgenden Tage ritt ich nach der drei Legoas von Campinas entfernten Fazenda „Laranjal" des Hrn. Luciano Texeira de Nogueira, wo ich ausser einer bedeutenden Anzahl belgischer, portugiesischer und brasilianischer Parceristen auch neun der Französischen Schweiz (Canton Freiburg) angehörende Familien traf. Der Besitzer dieser Fazenda ist als ein streng rechtlicher, durchaus wohlwollender Mann allgemein bekannt; es kann ihm sogar der Vorwurf gemacht werden, dass er gegen seine Colonisten viel zu gutmüthig und nachsichtig war und ihnen baares Geld in nur zu reichlichem Masse vorstreckte. Die Folge davon war, dass in der Colonie häufig an Sonntagen wilde Gelage und bedenkliche Raufexcesse stattfanden, wobei auch einmal ein portugiesischer Colonist von einem brasilianischen todt gestochen wurde. Die etwas lockere Zucht und die unvorsichtige Freigebigkeit des Fazendeiro verführten auch die im Eingange dieses Kapitels erwähnten, in São Paulo in Haft befindlichen Colonisten zu Ausschweifungen aller Art [1]), wozu sie besonders durch den Schwiegersohn, einen gewissen Karl Zabel aus Hamburg, einen argen Excedenten, aufgestachelt wurden. Als einmal Hr. Texeira mit seiner Familie eines Sonntags nachmittags von Campinas nach der Fazenda zurückkehrte, stellte sich ihm Zabel beritten mit geladener Pistole entgegen und insultirte ihn unter lebensgefährlichen Drohungen. [2])

Zwei von den Schweizerfamilien, von denen die eine eine sehr brave Witwe mit vier Töchtern, waren schuldenfrei, wollten aber noch ein paar Jahre auf der Fazenda bleiben; mehrere andere

[1]) Einer dieser Colonisten soll für sein Weib einen reichen Damensattel für 60 Milreis und Kleider von den theuersten Stoffen gekauft haben.

[2]) Zabel befand sich ebenfalls im Strafhause von São Paulo. Der Director sagte mir, dass sich kein Neger oder Mulatte so widersetzlich betrage wie er, und dass er wegen Excesse im Strafhause schon einigemal körperlich abgestraft werden musste, was bei den Gefangenen nur äusserst selten vorkomme.

hatten Aussicht, binnen kurzem ihrer Verpflichtungen gegen den Gutsbesitzer los zu werden, viele Familien hatten aber noch so bedeutende Schulden, dass sie wol noch jahrelang in ihrem Dienstverhältnisse ausharren müssen, aber dennoch waren sie zufrieden und klagten nur über die zu hohen Zinsen von 12% (mit Ausnahme der Lebensmittel, von deren Preis 6% behoben wurden) die aber gegenseitig waren, denn der Gutsbesitzer verzinste z. B. der Witwe Broissaz ihr ziemlich bedeutendes Guthaben bei ihm ebenfalls mit 12 %. Sie sagten mir, wir haben was wir brauchen, arbeiten müssen wir überall, wir haben zwar grosse Schulden, aber auch baares Geld, das wir aus dem Erlöse von Mais und Gemüsen in Campinas erhalten, wir sind nun eingewöhnt und wollen auch hier bleiben; unser Herr ist gut und mit dem Director (Schwiegersohn des Hrn. Texeira) sind wir sehr zufrieden. Die Schulden kümmern uns nicht, wenn wir sie auch nie abbezahlen können; es wird schon Mittel und Wege geben, dass unsere Kinder, wenn sie gross sind, nicht darunter leiden. Nur eine stark verschuldete Familie fühlte sich sehr unglücklich, denn der Mann ist so kurzsichtig, dass er sein Feld nicht ordentlich bepflanzen, den Kaffee nur schwer pflücken kann und dabei ganz allein für die Arbeit ist.

Die portugiesische Buchführung fand ich durchaus in Ordnung, sie ist allen Colonisten leicht verständlich, da sich unter denselben keine deutschsprechenden befinden. Die Lebensmittelpreise waren sehr mässig; so wurde z. B. das Pfund Speck um 80 Reis wohlfeiler als auf der Fazenda Ibicaba berechnet. Den Gottesdienst können die Colonisten in Campinas besuchen, da die meisten von ihnen ein Pferd besitzen; auch können diejenigen, die das Bedürfniss dazu fühlen, bei einem französischsprechenden Geistlichen in der Stadt zur Beichte gehen.

Die Wohnungen der Colonisten, für die Hr. Texeira keinen Zins verlangt, sind in gesunder Lage, gut gebaut und geräumig. Interessant war es mir, hier den Unterschied zwischen dem Innern der Wohnungen der europäischen und brasilianischen Colonisten zu beobachten. Während die bessern belgischen und

schweizerischen Familien sehr behäbig eingerichtet waren, einfache, solide Möbel, reinliche, gute Betten, in den Zimmern die Fenster meist mit Vorhängen geschmückt und die zuweilen freundlich geweissten Wände mit Bildern verziert hatten, in der Küche einen ordentlichen Herd, mannichfaltiges, oft fast überflüssiges Kochgeräthe besassen, boten die brasilianischen Wohnungen den Anblick der trostlosesten Leere dar; im Wohnzimmer eine Strohmatte (Esteira) auf der Erde als Schlafstelle für die ganze Familie, eine rohe Bank, in irgendeinem Winkel hingeworfen oder an einem Nagel an der Wand aufgehängt einen alten Sattel und daneben eine einläufige Flinte, in der Küche mitten am Boden ein paar Steine als Herd und daneben zwei bis drei irdene Töpfe: das ist die ganze Einrichtung einer brasilianischen Colonistenwohnung.

Es hat kein anderer Fazendeiro so schwere unverschuldete Verluste durch seine Colonisten erlitten wie Hr. Luciano Texeira. Die von ihm von der Gesellschaft Vergueiro übernommenen Belgier hatten eine verderbliche Typhusepidemie auf die Fazenda eingeschleppt, an der ausser 36 Colonisten auch zwei Kinder, ein Enkel und sieben Sklaven des Gutsbesitzers starben. An den drei in São Paulo gefangenen Colonisten verlor er eine baare Summe von 13000 Franken. Da nach dem Gesetze von 11. Oct. 1837 durch eine zweijährige Haft auch die Schulden getilgt sind und der Dienstgeber dann keinen Anspruch auf Entschädigung an den Dienstthuenden mehr stellen darf, so konnte natürlicherweise nur die dringendste Nothwendigkeit Hrn. Texeira bewegen, jene drei Colonisten verhaften zu lassen; die ganze Colonie wäre demoralisirt worden, wenn er nicht zu diesem ihn so sehr beeinträchtigenden Mittel gegriffen hätte.

Eine belgische Colonistin starb auf der Fazenda wenige Tage nach ihrer Entbindung, und da die Gattin des Gutsbesitzers fast zu gleicher Zeit niedergekommen war, so liess sie sich unverzüglich das neugeborene Colonistenkind bringen, stillte es mit ihrem eigenen und theilte zwischen beiden gleich ihre mütterliche Sorgfalt und Zärtlichkeit. Als nach mehr als Jahresfrist der Vater, der sich unterdessen wieder verheirathet hatte, das Kind zurück-

verlangte, war die treffliche Frau so sehr ergriffen, als hätte sie ihr eigenes Kind verloren. Wird so leicht eine deutsche Gutsbesitzerin das mutterlose neugeborene Kind ihres Häuslers an ihrer eigenen Brust stillen, wie es die edle Gattin dieses „Negerbarons", der für unentgeltliche Behandlung seiner kranken Colonisten sorgt, gethan hat?

Von Laranjal begab ich mich nach der $1^1/_2$ Legoas entfernten Fazenda „Soledade" des Hrn. Herculano Florenze, wo ich die Nacht zubrachte. Es befanden sich hier im ganzen nur zwei Colonistenfamilien, beide aus der Schweiz (Canton Glarus). Die Männer blieben bis gegen 11 Uhr nachts bei mir sitzen und erzählten mir ausführlich, wie es ihnen in unserer Heimat und später nach ihrer Auswanderung ergangen sei. Diese beiden Familien waren die fleissigsten schweizerischen Parceriecolonisten, die ich in der Provinz São Paulo getroffen habe; sie haben aber auch die besten mir bekannten Erfolge erzielt. Anfangs waren sie mistrauisch; als sie sich aber überzeugt hatten, wie aufrichtig es der Gutsherr mit ihnen meine, wie klar und befriedigend seine Abrechnungen seien und wie sie durch Fleiss rasch ihre Schulden vermindern könnten, so fingen sie an unermüdlich zu arbeiten. Lebensmittel pflanzten sie nur hinreichend zum eigenen Gebrauche, verwendeten daher um so mehr Mühe auf den Kaffeeberg. Eine der beiden Familien übernahm 7000, die andere 6000 Kaffeebäume zur Bearbeitung, sie waren fast täglich ein paar Stunden vor Sonnenaufgang an der Arbeit und kehrten gewöhnlich erst bei Sternenlicht nach Hause.

Wenige Wochen vor meinem Besuche auf der Fazenda hatte einer dieser Colonisten eine Besitzung im Werthe von 2925 Milreis gekauft, mehr als $^2/_3$ baar daran abgezahlt und rechnete mit dem Ertrage der eben im Zuge befindlichen Ernte auch den Rest zu tilgen und dann sein Besitzthum schuldenfrei zu übernehmen. Der andere, der Hoffnung, nächstens noch einmal in seine Heimat zurückzukehren, hatte sein Geld verzinslich beim Gutsherrn stehen. Ich bemerke noch, dass der Kaffeeberg durchaus nicht zu den besten gehörte, da er dem Froste, von dem die Ernte oft sehr beeinträchtigt wird, ausgesetzt ist. Vom Gutsherrn ge-

nossen sie als einzigen Vortheil freie Wohnung und Viehweide, aber auch ein durchaus redliches und offenes Entgegenkommen. Wenn das Parceriesystem überall mit einer solchen Gegenseitigkeit wie hier ausgeführt werden könnte, dann freilich wäre es eine grosse Wohlthat für die Colonisten und die Gutsbesitzer.

Am folgenden Morgen wurde mir mein Maulthier auf eine sehr unliebsame Weise englisirt vorgeführt. In dem Corral, in dem es die Nacht zugebracht hatte, befanden sich nämlich auch einige Ochsen, von denen einer die nicht selten vorkommende Gewohnheit hatte, Pferden und Maulthieren die Schweifhaare abzubeissen. Der vertrocknete salzige Schweiss, der an diesen Haaren klebt, lockt die Ochsen, daran zu lecken und so lange damit fortzufahren, bis sämmtliche Schweifhaare abgeleckt oder abgebissen sind, oder bis sich das Thier durch einen kräftigen Hufschlag dieser nicht verschönernden Toilette entzieht.

Man versicherte mich, dass ein Ochse, der einmal diese Gewohnheit angenommen habe, sie nie mehr lasse, es daher das beste sei, ihn todtzuschlagen, da er auf einer Fazenda, wenn er unvorsichtigerweise mit Pferden zusammengesperrt werde, oft beträchtlichen Schaden anrichte. Der Gutsbesitzer war von diesem Zwischenfalle sehr unangenehm berührt und erbot sich, mir mein Thier zum Ankaufspreise abzulösen oder es gegen ein mir beliebiges seiner besten Maulthiere auszutauschen. Ich lehnte beide Vorschläge ab, da mir dieser Schönheitsfehler bei den übrigen ausgezeichneten Eigenschaften meines Thieres so ziemlich gleichgültig war. Es war überhaupt ein unglücklicher Tag für den Fazendeiro. In der Frühe hatte er ein Pferd an einer innern Verletzung verloren und am Abend meiner Ankunft schlitzte sich ein anderes, als es von der Weide nach Hause getrieben wurde, beim Uebersetzen über einen Zaun den Bauch auf, dass die Eingeweide herabhingen.

Von Soledade ritt ich auf sehr schlechtem und beschwerlichem Wege nach der $1\frac{1}{2}$ Legoas entfernten im Municipio Amparo gelegenen Fazenda „Boavista“ des Hrn. João Leite de Cunha Moraes. Der Gutsbesitzer war von meiner Ankunft unterrichtet und die Colonisten sonntäglich gekleidet im Hofe der Fazenda

versammelt. Sie hatten einen Sprecher gewählt, der mir im Namen aller die Beschwerden vorbringen sollte und der mich, kaum in den Saal des Wohngebäudes getreten, haranguirte. Ich bedeutete ihm indessen, dass ich jeden einzeln sprechen werde und daher auch jeder mir seine etwaigen Klagen vorbringen könne. Hr. João Leite hatte auf seinem Tische ein paar Nummern der in Santos erscheinenden „Revista comercial" liegen, in denen sich die Uebersetzung eines Berichtes über seine Colonie befand, worin ihm unter anderm religiöse Intoleranz, Proselytenmacherei, die Verweigerung von Bretern zu Särgen für die verstorbenen Colonisten u. dgl. m. zum Vorwurfe gemacht werden. Er war über diese Vorwürfe in höchstem Grade aufgeregt und verlangte vor allem in Gegenwart sämmtlicher Colonisten die Unrichtigkeit dieser Angabe festgestellt zu wissen. Weder bei dieser Gelegenheit noch bei den spätern Einzelgesprächen hat mir irgendeiner diese Anschuldigungen bestätigt, sie meinten: der Herr könne kein Wort deutsch und wir nicht brasilianisch, er hat also mit uns über solche Dinge gar nicht reden können. Sie stellten es auch entschieden in Abrede, diese Angaben je gemacht zu haben, und glaubten, sie beruhen auf einem Misverständniss.

Es befanden sich auf Boavista 14 Schweizerfamilien, aus 79 Individuen bestehend. Die Leute waren durchschnittlich nichts weniger als arbeitsam, denn diese 14 Familien hatten nur 24000 Bäume gepflegt, während die zwei auf Soledade 13000 Bäume behandelten. Sie hätten, ohne sich zu sehr anzustrengen, nach der Familien- und Kopfzahl (mit Rücksicht auf Alter und Geschlecht) leicht 34—38000 Bäume übernehmen können. Ihr Schuldbuch bewies auch, dass sie durchaus nicht sparsam waren. Viele bekümmerten sich auch durchaus nicht um die Abbezahlung der Schulden, da sie durch den Verkauf von Lebensmitteln immer einiges baare Geld hatten. Viele Mädchen häkelten abends und verkauften ihre Arbeiten Sonntags in Campinas und schafften sich aus dem Erlöse Kleider u. s. f. an. Die einst gerühmte Harmonie und Einigkeit unter diesen Colonisten war verschwunden und viele Familien beschwerten sich bitter über Klatschereien und Verleumdungen von andern.

Früher hatten sich die Colonisten über zu grosses Mass, mit dem ihnen der gepflückte Kaffee gemessen wurde, und zu wenig Pflanzland für den eigenen Gebrauch beklagt. Beiden Uebelständen wurde abgeholfen, aber die Buchführung blieb eine sehr unordentliche und, wie die Colonisten behaupten, immer zu ihrem Nachtheile.

Im Jahre 1858 fingen die Colonisten an, sehr viel grünen Kaffee mit dem reifen zu pflücken, um dadurch ihre Arbeit zu beschleunigen. Als der Gutsherr ihnen dieses, ihn sehr benachtheiligende Verfahren nicht angehen liess und ihnen mit einem Abzuge drohte, wenn sie ferner nicht ordentlich arbeiten würden, stellten sie tumultuarisch ihre Arbeit ein und liessen die Ernte ihrer Bäume zu Grunde gehen. Einigen Familien, die fortarbeiten wollten, drohten die Rädelsführer mit Prügeln, falls sie ihr Vorhaben ausführen würden. [1]) Zwei deutsche und eine portugiesische Familie, ebenfalls als Parceristen auf der Colonie, nahmen an der Arbeitsverweigerung nicht theil. Auch drei der Schweizerfamilien fuhren, trotz der Drohungen, fort zu ernten. Unter Tausenden von Bäumen lag der Kaffee handhoch und verfaulte zum grössten Theile. Hr. João Leite liess nun den Schaden durch Experten abschätzen und setzte ihn den Colonisten in Rechnung. Mir scheint, dass er zu hoch veranschlagt und folglich die Colonisten zu schwer belastet wurden.

Durch diese Vorgänge verbitterte sich das Verhältniss zwischen Colonisten und Gutsherrn immer mehr und mehr, bis im December 1859 der kaiserliche Regierungscommissar Appellationsrichter Dr. Machado Nunes auf seiner Reise behufs der Untersuchung der Parceriecolonien auch hierher kam. Er revidirte auf das genaueste alle Rechnungen, schlichtete die Differenzen zwischen dem Fazendeiro und den Parceristen und fasste mit gegenseitiger Uebereinstimmung der Betheiligten neue Contracte ab, wonach den Colonisten gleich nach der Ernte 400 Reis pro

[1]) Hr. João Leite liess den Haupträdelsführer durch die Polizei nach Campinas führen, wo er eine „Erklärung des Wohlverhaltens" unterfertigen musste und dann sogleich wieder freigegeben wurde.

Alqueire gepflückter Kaffeebohnen gutgeschrieben werden. In jedem Contracte steht ausdrücklich, dass dem Colonisten, wenn er in Zukunft ordentlich fortarbeite, der Schadenersatz für die verlorene Ernte nachgesehen werde.

Ich fand bei meinem Besuche die Colonie in einem geregelten Zustande, die Buchführung war klar und genau und das Verhältniss zwischen dem Gutsherrn und den Colonisten ein freundliches. Letztere beklagten sich hauptsächlich noch über ihren Director, einen jungen Preussen, der in der ganzen Gegend keines guten Rufes geniesst und in der That die Colonisten auf eine gemeine Weise behandelte. Es wäre ihrerseits ohne seine Verleumdungen, Falschheiten und Hetzereien nach beiden Richtungen hin nie zu einer Arbeitsverweigerung gekommen, aber er hatte es offenbar durch seine Intriguen darauf angelegt, sie zu schädigen, und sich wiederholt geäussert, diese Colonisten werden es ihm bezahlen, dass Preussen genöthigt war, der Schweiz seine Rechte auf Neuchatel abzutreten!

Ich habe João Leite dringend gerathen, in seinem eigenen Interesse dieses Individuum als Coloniedirector zu entfernen; er erkannte auch an, dass dieser Schritt angezeigt wäre, meinte aber, der Director H. versehe auch die Dienste eines Hauslehrers bei seinen Kindern und unterhalte ihn abends recht angenehm durch sein Klavierspiel, der Mann sei also für ihn schwer zu ersetzen!

Hr. João Leite meint es mit seinen Colonisten aufrichtig gut und wünschte sehr, dass José Vergueiro ihnen die Heimatsvorschüsse ersetze, denn da wären mehr als die Hälfte der Familien schuldenfrei. Er erklärte auch, dass, wenn die Colonisten nach Abbezahlung ihrer Schulden bei ihm ferner verbleiben wollten, so werde er sie behalten, aber sicherlich keine neuen mehr auf sein Gut nehmen. Er hatte öfters Colonisten an seinen Tisch eingeladen, was er, wie er mich versicherte, mit den Camaradas seiner Freunde nie thue. In Bezug auf die äusserst humane Behandlung seiner Sklaven geniesst er überall eines sehr guten Rufes und auch die Colonisten versicherten mich, dass nur äusserst selten ein Neger gestraft werde. Einer seiner

Sklaven hatte ihm eine Summe von mehrern hundert Thlrn. veruntreut, indem er aus einigen Verkaufsgewölben der Stadt Waaren im Namen seines Herrn bezog und sie anderweitig wieder verkaufte. Es wurde eine strenge Züchtigung über ihn verhängt, aber der Fazendeiro freute sich, als der Schuldige einen Padrinho fand, der für ihn Fürbitte einlegte und er ihn nicht mehr strafen lassen durfte.

Hr. João Leite beklagte sich seinerseits, dass manche Colonisten den Unterschied zwischen mein und dein nicht zu kennen scheinen. Einer von ihnen, ein in seiner Heimatsgemeinde schon übel beleumundetes Individuum, verkaufte z. B. den Negern des Gutsbesitzers heimlich Branntwein und diese bezahlten mit Feldfrüchten, die sie dem Herrn stahlen. Der Gutsherr hatte schon mehrmals gestohlene Bohnen seiner eigenen Fechsung von diesem Colonisten gekauft. Mehrere Parceristen bestätigten mir diese Thatsache.

Von den Colonisten liess sich Herr João Leite keinen Hauszins zahlen, beanspruchte auch nie einen Antheil von dem Verkaufe ihrer Feldfrüchte und berechnete ihnen die Zinsen ihrer Schulden nur zu 6%, während er, wie ich mich überzeugte, der Gesellschaft Vergueiro die Schuld für die Colonisten mit 12% verzinst hatte. Irrthümlicherweise hatte er aber auch von den unverzinslichen Heimatsvorschüssen der Colonisten Interessen erhoben, doch wurden ihnen diese schon 1857 wieder gut geschrieben.

Die Fazenda Boavista des Herrn João Leite ist die höchstgelegene Kaffeeplantage der Kaffeedistricte der Provinz São Paulo, vielleicht von ganz Brasilien. Die Fernsicht von der Terrasse seines Wohnhauses ist bei günstiger Abendbeleuchtung wundervoll. Der ausgedehnte und wohlgepflegte Kaffeeberg ist bei seiner hohen Lage den kalten Südwinden ausgesetzt, ein Theil desselben liegt zudem noch auf der Schattenseite. Die Bohnen reifen daher sehr unregelmässig und erfordern ein mehrmaliges zeitraubendes Durchpflücken. Um diese Arbeit zu vereinfachen und zu beschleunigen, pflückten die Colonisten 1858 die grünen Bohnen mit den reifen und gaben dadurch Anlass zu den erwähnten Vorgängen. Als ich am folgenden Tage die Co-

lonisten bei ihrer Arbeit im Kaffeeberge besuchte, bemerkte ich übrigens, dass auf dieser Fazenda weit weniger streng auf die Sonderung von halbreifen und ganzreifen Bohnen gesehen wird, als es auf andern Gütern der Fall ist. Die Leute klagten mir, dass sie während der Erntezeit oft sehr an Kälte leiden und es ihnen in den Frühstunden häufig unmöglich sei, mit den froststeifen Fingern den Kaffee zu pflücken. [1])

Sämmtliche Colonisten (sechs Familien) von zwei andern Fazendas des Municipio Amparo kamen im Laufe des Tags nach Boavista, um mit mir zu sprechen. Vier von diesen Familien befanden sich auf der Fazenda des Hrn. Francisco Mariano Galvão Bueno und hatten durchaus kein anderes Anliegen, als um meine Verwendung bei ihrer Heimatsgemeinde wegen Nachlass ihrer Reisevorschüsse zu bitten. Sie waren mit ihren Verhältnissen durchaus zufrieden und hatten auch Ursache, es zu sein, denn der Gutsherr war so beispiellos nachsichtig mit ihnen, dass er ihnen, was sie nur thun wollten, gestattete. Sie hatten gute, zinsfreie Häuschen, vortreffliches Pflanzland, soviel sie nur urbar machen und bebauen wollten, und ausgedehnte Viehweiden. Die ihnen unangenehme Arbeit im Kaffeeberge vernachlässigten sie daher gänzlich, pflanzten Gemüse und Lebensmittel, die sie in die nahe gelegene Villa do Amparo zu Markte bringen, und verlegten sich auf den Pferdehandel. Sie waren auch unter den übrigen Colonisten, von denen manche ihr „Herrenleben" beneideten, da sie immer in den umliegenden Districten herumritten, sprichwörtlich geworden und als faule Arbeiter bekannt. An Geld fehlte es ihnen nicht, aber ihre Schulden hatten sie kaum vermindert. Um den ihnen anvertrauten Theil des Kaffeeberges nicht gänzlich zu Grunde gehen zu lassen, fand sich der Gutsbesitzer veranlasst, die Parceriecontracte mit diesen Leuten aufzuheben und mit ihnen Lohnverträge abzuschliessen. Diesen zufolge erhalten sie ausser freier Wohnung, Pflanzland und Vieh-

[1]) Ein heftiger Frost machte den 25. Juli 1864 in einem grossen Theile der Provinz einen gewaltigen Schaden. Nach Zeitungsmittheilungen sollen sogar ein paar Menschen erfroren sein.

weide für jeden Tag, an dem sie ordentlich arbeiten, 1280 Reis (3½ Franken). Ihre Hauptbeschäftigung sollte nun Steinbrechen sein. Die Männer hatten vor ihrer Auswanderung in den berühmten Schieferbrüchen des Plattenbergs im Canton Glarus gearbeitet.

Die beiden andern Familien (aus der Französischen Schweiz) trieben es auf der Fazenda „São Joaquim" des Dr. Joaquim Mariano Galvão de Moura Lazerda kein Haar besser und hatten sich ebenfalls auf den Pferdehandel verlegt. Der stark verschuldete Gutsbesitzer hatte die Fazenda verlassen, die damals vom Massacurator verwaltet wurde. Die Colonisten erzählten mir, der Fazendeiro habe ihnen mehreremal gesagt, er habe ihren Contract verloren. Diesen Umstand wollten sie benutzen, um das Gut, wenn es in andern Besitz übergehen sollte, mit Sack und Pack zu verlassen.

In den späten Abendstunden besuchte ich noch jede einzelne Colonistenfamilie in ihrer Wohnung, hörte da noch manche Klage und Beschwerde aus ihrem eigenen Leben und gelangte zur Ueberzeugung, dass gemeinsame Plagen und Leiden sie weder toleranter noch freundlicher gegeneinander gestimmt hatten.

Die Leute schimpften aufeinander ganz unsäglich
Und lebten miteinander ganz verträglich.

Den folgenden Tag kehrte ich über Soledad wieder nach der Stadt zurück.

Unter den hervorragenden brasilianischen Notabilitäten, die ich in Campinas kennen zu lernen Gelegenheit hatte, erwähne ich vor allen den Commendador Joaquim Egidio de Souza Aranha, einen in jeder Beziehung ausgezeichneten Mann, der nicht blos im engen Kreise seines Municipiums, sondern weit in der Provinz die allgemeine Achtung und Verehrung geniesst, und Hrn. Joaquim Bonifacio do Amaral, einen höchst achtungswerthen, vortrefflichen Mann. Ich besuchte mit Hrn. Joaquim Bonifacio seine Fazenda „Sete Quedas", auf der er ebenfalls einen Versuch mit Parceriecolonisten gemacht hatte. Im Hinreiten hielten wir ein paar Stunden auf der Fazenda des Hrn. Joaquim Ignacio de Vasconcelhos Machado, auf der er eine kleine

Colonie meistens schuldenfreier deutscher Familien hat, daneben eine unglückliche Schweizerfamilie, die vom Gutsbesitzer aus Mitleid aufgenommen wurde. Der schwache kränkliche Mann arbeitete gegen Tagelohn auf dem Dörrplatze, sein Weib, das schon in ihrer Heimat an unheilbaren Fussgeschwüren gelitten hatte, konnte kaum noch kleinen häuslichen Geschäften vorstehen. Beide waren dem Genusse geistiger Getränke ergeben.

Auf der Fazenda „Sete Quedas" traf ich eine wahre Mustercolonie. Sie bestand nur aus Holsteinern. Sämmtliche Familien waren schon seit ein paar Jahren schuldenfrei, arbeiteten aber fortwährend noch auf Erntetheilungscontracte fort. Die Leute waren ohne Ausnahme sehr zufrieden. Wären sie es nicht gewesen, so hätten sie wahrlich ihre abgelaufenen Parcerieverträge nicht wieder erneuert. Ihre Wohnungen waren ausserordentlich reinlich, freundlich gelegen und bequem. Eine jede Familie hielt sich 8—10 Schweine, ein paar Kühe und die meisten auch noch Pferde. Sie pflanzten viele Lebensmittel, besonders Kartoffeln zum Verkaufe nach Campinas, machten Butter und Käse und betrieben mit grosser Vorliebe Bienenzucht. Einer von ihnen hatte 118 Bienenstöcke einer einfachen aber sinnreichen Construction.[1]) Daneben vernachlässigten sie aber den Kaffeeberg, der in ausgezeichnetem Culturzustande war, durchaus nicht. Einer der Colonisten (Ham Dibberer) rechnete mir vor, dass er im Laufe dieses Jahres als Antheil seiner Kaffeeernte und aus dem Erlöse seiner eigenen Feldfrüchte an tausend Thaler als reines Erträgniss beiseite legen werde. „Sete Quedas" lieferte den überzeugenden Beweis, wie ausserordentlich vortheilhaft das Parceriesystem für die Colonisten sein kann.

[1]) Wie günstig das Klima der Provinz São Paulo der Bienenzucht ist, geht aus folgenden Angaben hervor, die ich einer im 1. Bande der Zeitschrift O industrial Paulistano abgedruckten Abhandlung des schon oft erwähnten Hrn. José Joaquim Machado d'Oliveira entlehne. Anfangs des Jahres 1840 wurden von Rio de Janeiro sechs Bienenstöcke nach São Paulo gebracht und am Ende des ersten Jahres hatten sich dieselben schon auf mehr als 300 vermehrt. Von zwei nach Campinas gebrachten Stöcken stammten nach Ablauf von drei Jahren 1100 Stöcke ab.

Hr. Joaquim Bonifacio seinerseits war jedoch mit den Holsteinern nicht besonders zufrieden und versicherte mich, dass er ungemein viel Geduld und Nachsicht mit den Leuten haben müsse, dass sie, je mehr sie sich ersparen, um so exigenter würden; sie wollten z. B. ohne Bezahlung nicht einmal helfen ihre eigenen Viehweiden einzuzäunen. Er meinte auch, dass er an diesem ersten Versuche mit Parceristen, obgleich im ganzen von dem Resultate durchaus befriedigt, dennoch vollkommen genug habe und es mit neuen Colonisten nicht mehr versuchen würde.

Bei der Rückkehr von „Sete Quedas" erfuhr ich, dass im Laufe des Tags mein Lastmaulthier und das Pferd meines Camarada aus dem Hofe der Herberge, wohin ich sie zur Verpflegung gegeben hatte, entflohen seien und trotz aller Nachforschungen nicht mehr gefunden werden konnten; zudem that ich am nämlichen Abende einen Sturz, durch den ein Muskel des linken Unterschenkels einen Querriss erlitt, sodass ich ein paar Tage an Bett und Zimmer gefesselt blieb.

Erst fünf Monate später wurden die beiden Thiere wieder gefunden und zwar dicht bei der Stadt, gänzlich erschöpft und abgemagert. Wie zu vermuthen steht, waren sie einem Reisenden, der an dem Tage, als sie verloren gingen, die Herberge verliess, gefolgt, von ihm eingefangen und benutzt, später aber, als er ihrer nicht mehr bedurfte (wahrscheinlieh bei der Rückreise), in der Nähe von Campinas wieder freigelassen worden.

In dem Municipalrichter von Campinas Dr. Tito Augusto Perreira Mattos, zu dem ich in nähere Beziehung zu treten Gelegenheit hatte, lernte ich einen ebenso gebildeten Juristen als loyalen und wackern Mann kennen. Auf meine Aufforderung nahm er sich mit allem Eifer der Colonistenwaisen seines Bezirks an und regelte diese Verhältnisse, die bis dahin auf eine unverantwortliche Weise vernachlässigt worden waren.

Einige Monate später machte Dr. Tito auf eine bestimmte Denunciation hin gegen einen angesehenen Fazendeiro von Campinas, Namens José de Barros Dias, die Klage wegen wiederholten Sklavenmordes anhängig. Als er sich in seiner Eigen-

schaft als Polizeidelegirter mit der nöthigen Mannschaft nach der Fazenda des Dias begab, um ihn zu verhaften und die nöthigen Nachgrabungen in seiner Gegenwart zu veranstalten, schwangen sich der Fazendeiro und sein Weib, das ebenfalls als Mörderin beschuldigt war, sobald sie der Polizei ansichtig wurden, auf bereit gehaltene Pferde und entflohen. Es gelang nur, des executiven Organes des Mörders, nämlich des Sklavenaufsehers (Feitor) Eleuterio habhaft zu werden. Das Resultat der fernern polizeilichen Verfolgung der Mörder ist mir nicht bekannt geworden. Ich vermuthe, dass sie sich nach einer Provinz des Südens geflüchtet haben und möglicherweise nach einigen Jahren, wenn die Geschichte einigermassen in Vergessenheit gerathen sein wird, sich einer ihrem Einflusse zugänglichen Jury stellen und absolvirt werden.

Im August 1861 theilten die öffentlichen Blätter Brasiliens entsetzliche Einzelheiten über einen ähnlichen Fall mit, der auf einer Fazenda im Municipio de Lorena (ebenfalls in der Provinz São Paulo) vorgekommen war. Dort hatte ein Gutsbesitzer, ein Portugiese Namens Antonio Perreira Cardoso, 15 seiner Sklaven auf die scheusslichste Weise ermordet. Einige wurden langsam durch Hunger getödtet, indem sie täglich nur eine Schale Reiswasser zur Nahrung erhielten und dabei früh und abends fürchterlich gepeitscht wurden, sodass sie gewöhnlich nach 10 bis 12 Tagen den Qualen erlagen; andere wurden täglich mehreremal gepeitscht und blieben an den Armen aufgehängt, bis sie den Geist aufgaben u. s. f. Da ein dunkles Gerücht von diesen Mordthaten in die Oeffentlichkeit drang, so liess Cardoso, als er wieder einen Sklaven durch Peitschenhiebe förmlich zerfleischt hatte, einen andern an einem Thürbalken aufhängen, lud die Behörde zur gerichtlichen Beschauung des Selbstmörders ein und glaubte durch diesen Act das unheimliche Gemurmel zum Schweigen bringen zu können. Endlich wurde dem Municipalrichter auf das bestimmteste mitgetheilt, dass Cardoso 14 seiner Sklaven im Garten der Fazenda verscharrt habe, einen aber auf freiem Felde. Infolge dessen wollte der Polizeidelegirte am bezeichneten Orte Nachgrabungen veranstalten lassen, um einen sichern

Anhaltspunkt zum gerichtlichen Einschreiten zu haben. Cardoso, davon unterrichtet, erschien mit bewaffneten Sklaven, deren er nicht weniger als 100 zählte, und mit einer Anzahl Bluthunden an Ort und Stelle und vertrieb unter Schmähungen und den gefährlichsten Drohungen den Polizeidelegirten mit seinem Schreiber, Sachverständigen und Arbeitern. Es wurden nun Polizeisoldaten aus der Hauptstadt requirirt, mit denen sich die betreffenden Behörden nach der Fazenda begaben. Während die Soldaten auf dem Dörrplatze aufgestellt wurden, verfügte sich der Municipalrichter Dr. Fernando de Freitas mit dem öffentlichen Ankläger zum Gutsbesitzer, von dem er mit verstellter Freundlichkeit empfangen wurde. Nach wenigen gewechselten Worten zog Cardoso eine Pistole unter dem Rock hervor und wollte sie auf Dr. Freitas abdrücken, hatte in der Aufregung aber vergessen, den Hahn zu spannen; dadurch wurde dem Bedrohten Zeit gegeben, in ein Nebenzimmer zu entspringen. Als Cardoso allein war, jagte er sich eine Kugel durch den Kopf.

Die Sklaven der Fazenda waren mit Waldbeilen, Messern Flinten u. s. f. bewaffnet in einem Saale versammelt und warteten nur auf ein verabredetes Signal, um über die Polizeisoldaten herzufallen. Cardoso's Absicht war, zuerst die Gerichtspersonen zu ermorden, dann in der daraus entspringenden Verwirrung seine an Zahl weit überlegenen Sklaven die Polizeisoldaten angreifen zu lassen und in der allgemeinen Confusion zu entfliehen. Durch das mislungene Attentat auf Freitas sah Cardoso seinen Plan zerstört und sich selbst verloren. Die Fazenda blieb vorderhand von den Soldaten besetzt, da die drohende Haltung der Sklaven diese Vorsicht erforderlich machte. Drei von ihnen, von den Feitors als die Henkersknechte Cardoso's bezeichnet, wurden in das Gefängniss von Lorena abgeführt.

Obgleich die beiden hier angeführten Sklavenmorde durch den Brasilianer Barros Dias und den Portugiesen Cardoso sich in dem kurzen Zwischenraume von kaum einem halben Jahre folgten, so gehören doch solche haarsträubende Thaten zu den Seltenheiten und gelangen zu einer grossen Publicität, denn nie fehlt es dem Thäter an persönlichen Feinden, die auf das bereit-

willigste Mittheilungen darüber an die für solche Nachrichten stets offenen Spalten der Tagespresse machen.

In Campinas übten während meiner dortigen Anwesenheit zwei europäische Aerzte die Praxis aus. Der eine, der Däne Dr. Langaard, ist ein Mann von grosser wissenschaftlicher Bildung und in den medicinischen Kreisen Brasiliens durch Herausgabe mehrerer Fachwerke in portugiesischer Sprache bekannt. Liebenswürdig im persönlichen Umgange, den hülfsbedürftigen Colonisten stets ein treuer, menschenfreundlicher Helfer in ihrer Noth, im hohen Grade gewissenhaft in der Ausübung seines Berufs, geniesst er einer grossen wohlverdienten Achtung unter der Bevölkerung. Hoffentlich wird auch die gelehrte Welt aus seinem mehr als zwanzigjährigen brasilianischen Aufenthalte noch Nutzen und Belehrung ziehen, denn mit tüchtigen naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, sammelt und verarbeitet er gewissenhaft das reiche Material, das ihm in seiner doppelten Stellung als Arzt und Naturforscher zu Gebote steht.

Dr. Langaard führte mir einen Neger vor, der an einer sonderbaren, ausschliesslich der schwarzen Rasse eigenthümlichen Krankheit litt. Sie besteht nämlich in der Entwickelung von Geschwülsten (Koloiden), die an jeder Stelle des Körpers, die von einer äussern Verletzung betroffen wird, entstehen. Ist die Prädisposition des Individuums zu dieser Krankheit gross, so folgt jeder auch noch so geringen Verwundung, und wäre sie blos durch einen Nagel, eine Nadel, einen Dorn entstanden, eine nicht mehr verschwindende Geschwulst, die stets die Hauptform der Verletzung trägt, weil sie sich aus der Narbe entwickelt. Werden z. B. einem Kinde die Ohren für Ohrgehänge durchbohrt, so entstehen bald darauf aus den Löchern längliche Auswüchse. [1]) Bei den Guineanegern sieht man diese Wülste häufig im Gesicht, wo sie genau auf der üblichen Stammtätowirung liegen;

[1]) Auf den Antillen, wo diese Koloiden bei den Negern auch häufig vorkommen, hat Dr. Demarquay an den Ohrläppchen der Negerinnen zuweilen fibröse ganz unschädliche Geschwülste, die Gehänge von 2—3 Zoll bilden, beobachtet.

oft reichen sie bei den Sklaven von Schulter zu Schulter, dicht nebeneinander, und entsprechen den Verletzungen durch die Peitschenhiebe. Diese Geschwülste, für die Dr. Langaard den bezeichnenden Namen „Narbenkrankheit" vorschlägt, beeinträchtigen übrigens die Gesundheit der Neger durchaus nicht, höchstens, dass sie dieselben je nach ihrem Sitze mehr und weniger bei den Bewegungen hindern und den Preis des Individuums vermindern.

Alle gegen dieses Uebel versuchten Mittel haben bisjetzt nicht den geringsten Erfolg gehabt; es scheint auf einer besondern Dyskrasie zu beruhen, die sich unter gewissen Verhältnissen entwickeln kann, in den meisten Fällen aber ohne Zweifel angeboren oder erblich ist. Eine seltene Abart, wol des nämlichen Leidens, sind die gestielten Auswüchse, die sich an verschiedenen Körperstellen entwickeln, am häufigsten an den Ohren, am freiem Rande des grossen Brustmuskels unter den Armen, am Rücken, und meistens eine längliche Form, ähnlich den Hautverlängerungen am Halse der Ziegen, haben.[1]) Sie sind weniger glänzend und etwas rauher an ihrer Oberfläche als die gewöhnlichen Narbenwülste. Nach der Operation dieser zweiten Art Wülste bilden sich zuweilen, aber nicht immer, Narbenwülste. Die Operation ist daher ein wenn auch nicht gefährliches, doch in ihren Folgen ein immerhin sehr zweifelhaftes Heilmittel. Dr. Langaard beobachtete diese Krankheit nie an Mulatten, sondern immer nur an reinen Negern; auch scheint die Disposition zu derselben sich auf gewisse Negerstämme zu beschränken, bei andern zu mangeln. Es fehlen indessen noch hinreichend zahlreiche Beobachtungen, um diesen Punkt sicherzustellen.

Der zweite fremde Arzt in Campinas war ein Irländer, unter dem Namen Dr. Ricardo bekannt. Ich hörte wenig Rühmliches

[1]) Dr. Langaard exstirpirte eine der grössten Geschwülste dieser Art, die, an der Spitze des Schulterblattes aufsitzend, von den Kleidern breit gedrückt war. Ich habe sie dem pathologischen Museum der Universität Wien übergeben.

von ihm. Ein in diesen Blättern schon genannter Fazendeiro erzählte mir mit grosser Indignation, Dr. Ricardo habe ihm vorgeschlagen, nur Irländer als Parceriecolonisten kommen zu lassen, sie seien so dumm und viehisch, dass sie keine Rechnung nachsehen können, und immer zufrieden seien, wenn sie nur den Magen voll und öfter ein Glas Branntwein haben, in kurzer Zeit würden sie so unterwürfig wie die Sklaven sein! Wahrlich, der Mann verdiente eine entsprechende Würdigung seiner Gesinnung von seinen Landsleuten.

Da Campinas seinen jetzigen Wohlstand und bedeutende Entwickelung hauptsächlich der ausgedehnten Kaffeecultur verdankt, so verdient auch der Mann, der vor einigen und 30 Jahren die Initiative in diesem so wichtigen Agriculturzweige ergriff und dessen Bemühungen vorzüglich die Einführung desselben zu verdanken ist, genannt zu werden. Es war der vor kurzem verstorbene „Francisco Egydio de Sousa Aranha", Mitglied einer angesehenen Familie der Gegend. Er machte zuerst Versuche im kleinen auf seiner Fazenda und da er sich von ihrem günstigen Erfolge überzeugt hatte, so legte er einen grossen Kaffeeberg an und suchte andere Fazendeiros zu bewegen, seinem Beispiele zu folgen. Bei diesen fand er aber wenig Geneigtheit, denn sie glaubten allgemein, der Boden von Campinas tauge ausschliesslich für die althergebrachte Cultur des Zuckerrohrs; nur einige Glieder seiner Familie machten auf ihren Besitzungen einige schüchterne Versuche. Die glänzenden Erfolge überwanden bald jedes Vorurtheil und Sousa Aranha's Beispiel wurde bald weit über die Grenzen des Municipiums nachgeahmt und die Zuckerrohrfelder durch Kaffeeberge ersetzt. Im Jahre 1860 befanden sich im Municipio de Campinas allein 189 Kaffeeplantagen, die zusammen im Durchschnitte jährlich 700000 Arrobas (22,400000 Pfd.) Kaffee ausführten. Zuckerplantagen waren nur noch 22 vorhanden; sie erzeugten zwischen 55—60000 Arrobas Zuckermehl.

In frühern Zeiten wurde in der Umgegend von Campinas auch Weizen gebaut, seine Cultur aber wegen des Brandes, dem er unterworfen war, wieder aufgegeben. In den jüngstverflossenen Jahren ist sie vom Fazendeiro Joaquim Antonio de Arruda

wieder mit günstigem Erfolge aufgenommen worden. Ebenso glückliche Resultate erzielt ein anderer Gutsbesitzer in Campinas, Joaquim dos Santos Camargos in Camandocaia, und es scheint Hoffnung vorhanden zu sein, dass sie in verschiedenen Theilen der Provinz auf dem für die Kaffeecultur nicht geeigneten Boden mit Vortheil betrieben werden kann.

Der Bau der Eisenbahn von Santos nach São Paulo und deren Fortsetzung nach Campinas ist eine wahre Lebensfrage für letztern Ort und zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden, wenn dieses jetzt so blühende Municipium nicht in 4—5 Decennien das Schicksal von Jundiahy und mehrerer einst reichen Gegenden theilen soll, die infolge eines durchaus irrationellen Ackerbausystems heute verarmt und verödet daliegen.

Allerdings werden Campinas und alle angrenzenden, gegenwärtig vorzüglich kaffeebautreibenden Districte der Provinz die Nachwehen ihres jetzigen Raubbaues bitter empfinden, aber die vielen freigewordenen Parceristen, die sich hier als Bauern niederlassen, werden eine intensivere Landwirthschaft treiben müssen und nachgewiesenermassen durch ihr Beispiel wohlthätig auf die Grossgrundbesitzer einwirken, sowie die Herstellung des Schienwegs die Stadt vor einem frühzeitigen Verfalle bewahren. Campinas ist schon seit geraumer Zeit ein wichtiger Handelsplatz für einige entferntere Comarcas der Provinz São Paulo und selbst Minas geraes, die hierher ihre Erzeugnisse, als Baumwolle, Speck, Bohnen, Käse u. s. f., zu Markte bringen und dagegen Salz, Eisenwaaren und andere europäische Industrieartikel beziehen. Aus der Comarca da Franca allein treffen jährlich 5—700 Wagenladungen ein und werden zum grössten Theil von Campinas aus, sei es auf Ochsenkarren oder Maulthierrücken, weiter nach Santos befördert und von dort nach Rio de Janeiro verschifft. Dieser in den jüngstverflossenen Jahren schon einigermassen in Verfall gerathene Zwischenhandel wird sich durch die Ausdehnung der Eisenbahn nach Campinas mächtig heben, die Agricultur wird allmählich weiter nach Westen in die Urwälder der Flussgebiete des Rio Piracicaba und Tieté vordringen, ihre reichen Producte nach Campinas senden und höchst wahrschein-

lich wird sich die Zahl der auf eigenem Grund und Boden sässigen deutschen Colonisten theils durch Austreten aus dem Parcerieverhältnisse, theils durch Zuwanderung vermehren. Es ist vielleicht nirgends so sehr wie hier angezeigt, dass die Fazendeiros durch Verkauf einzelner mässig grosser Parcellen ihres Grossgrundbesitzes den deutschen Colonisten in der Nähe der Stadt an die Scholle fesseln, wo ihm ein herrliches, gesundes Klima, guter Boden, leichter und sicherer Absatz seiner Erzeugnisse eine schöne Zukunft sichern.

Campinas vereinigt alle Bedingungen, sich zur zweiten Stadt der Provinz emporzuschwingen, und es handelt sich nur darum, ihre Entwickelung möglichst zu befördern, und das wird sicherlich auch der Intelligenz und dem Patriotismus des massgebenden Theils der freisinnigen Bevölkerung gelingen.

Das Municipio de Campinas zählte 1860 auf einem Flächeninhalte von circa 52 Quadratlegoas 21000 Einwohner, wovon 14000 Sklaven. Die Stadt selbst soll zwischen 5—6000 Einwohner haben.

Sobald ich, wenn auch unter bedeutenden Schmerzen, mein Thier besteigen konnte, verliess ich die freundliche Familie Krug, bei der ich eine so zuvorkommende und herzliche Aufnahme genossen hatte [1]), um mich nach Limeira zu begeben und die noch übrigen Parceriecolonien zu besuchen.

Die Entfernung von Campinas nach Limeira beträgt 9 Legoas. Auf dem Wege dahin, eine starke Stunde hinter Campinas, liegt „Venda grande“, ein Punkt von einer gewissen historischen Berühmtheit. Als nämlich zu Ende der fünften Legislaturperiode des Kaiserreichs die Neuwahlen, trotz aller Anstrengung des Ministeriums, in entschieden oppositionellem Sinne ausgefallen waren und das Ministerium beschlossen hatte, diese unangenehme Kammer aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben, brach der schon lange in Gärung begriffene Unwille der liberalen Partei

[1]) Hr. Dr. G. Krug, der sich der Colonisten stets mit der uneigennützigsten Bereitwilligkeit angenommen hatte, wurde später mit dem schweizerischen Viceconsulat in Campinas betraut.

gegen die gewaltthätige Regierung, vorzüglich in den Provinzen Minas geraes und São Paulo, zum offenen Aufstande (Mai 1842) aus. Bei Venda grande kam es zu einem Gefechte zwischen den Aufständischen und den Regierungstruppen, in welchem letztere, wie einige Monate später bei Santa Luzia in Minas geraes, wo der Aufruhr grössere Dimensionen angenommen hatte, Sieger blieben.

Die wichtige Handelsstrasse nach Limeira ist sehr schlecht angelegt, denn sie führt auch da, wo sie bequem und mit geringen Umwegen fast eben an den Berglehnen hin hätte angelegt werden können, in echt primitiver Weise über Berg und Thal fort. Ihre Erhaltung entspricht vollkommen ihrer Anlage. Ungefähr am halben Wege liegt ein einsames ziemlich schlechtes Wirthshaus, die „Vendinha do Mato". Eine gut gebaute lange Brücke führt anderthalb Legoas hinter der Vendinha über den Rio Piracicaba. Sie heisst, wenn ich recht unterrichtet bin, irrigerweise „Ponte de Atibaya", denn eine kurze Strecke oberhalb der Brücke vereinigen sich die beiden Flüsschen Atibaya und Jaguari, um den Rio Piracicaba zu bilden, über den sie geschlagen ist. Von hier an ist die Strasse, etwa 3 Legoas lang, bis Limeira sehr gut.

Die Villa de Limeira ist eine verkommene durchaus unbedeutende Ortschaft, mit zum Theil steilen sehr schlechten Strassen, aber einzelnen wenigen gutgebauten Häusern. Bis vor wenigen Jahren sollen die Ziegen auf dem Kirchendache geweidet haben. Es ist selbst den Eingeborenen schwer, zu bestimmen, ob Limeira im Aufschwunge oder im Verfalle begriffen ist. Sie versichern wenigstens, dass es seit und trotz der Rangerhöhung (der Ort war bis in neuerer Zeit nur Kirchspiel), obgleich es der Sitz mehrerer reicher Familien sein soll, nicht die geringsten Fortschritte gemacht habe, jedenfalls kein günstiges Zeichen für den Hauptort eines Bezirks mit vortrefflichen Agriculturverhältnissen. Das Municipium zählt 55 Kaffee-, 9 Zuckerplantagen und 2 Fazendas für Viehzucht. Die Bevölkerung der Villa soll 12—1500 Seelen nicht übersteigen.

In der Herberge eines Deutschen, Namens Kanneblei, fand

ich ein leidliches Unterkommen. Abends besuchte ich den greisen Alferes Hrn. Joaquim Francisco de Camargos, um mich mit ihm über seine Colonie zu besprechen und ihm mitzutheilen, dass ich am nächsten Tage seine Fazenda zu besuchen wünsche. Er drückte mir sein lebhaftes Bedauern aus, mich nicht begleiten zu können, da er schon seit längerer Zeit krankheitshalber an das Zimmer gefesselt sei.

Am folgenden Tage schickte ich meine Ladung mit dem Camarada direct nach São de Rio Claro und ritt zuerst nach der $2\frac{1}{2}$ Legoas gelegenen Fazenda „São Jeronimo“ des Senators Francisco Antonio de Souza Queiroz. Unterwegs holte ich einen Reiter ein, der eine frappante Aehnlichkeit mit einem hausirenden Israeliten hatte und der sich mir als einen gewissen „Jonas“, Director der Colonie Vergueiro zur Zeit des Aufstandes der Schweizercolonisten auf Ibicaba, zu erkennen gab. Ich hatte schon sehr viel von diesem Menschen und seiner Betheiligung bei jenen Ereignissen sprechen gehört und erhielt nun von ihm noch eine Menge interessanter Aufschlüsse über die Vergueiro'sche Colonistenwirthschaft auf Ibicaba. Ob seine Angaben historisch treu waren, wage ich nicht zu entscheiden, denn er wurde schliesslich auch von Ibicaba weggejagt, Grund genug für ihn, um nicht gerade günstig über seinen frühern Brotherrn zu urtheilen. Er hatte nun eine Anstellung auf einer Fazenda des Senators Queiros.

Der Gutsherr, Besitzer zahlreicher Fazendas, die er abwechselnd besucht, befand sich zufälligerweise auf São Jeronimo. Er war, mit Ausnahme von José Vergueiro, dessen Schwager er ist, der erste und einzige Fazendeiro, der mich mit einigem Mistrauen empfing und gleich von frühern „lügenhaften Berichten über die argverleumdeten Fazendeiros“ zu sprechen anfing. Nach einigen ziemlich animirten gegenseitigen Erörterungen kam er mir dann mit aller Offenheit entgegen, liess die Colonisten rufen und legte mir die betreffenden Bücher vor. Es befanden sich 63 Familien von Parceriecolonisten auf der Fazenda, unter ihnen fünf aus der Schweiz, von denen zwei, ohne Heimatsvorschüsse, schuldenfrei waren, eine es bald werden konnte, drei aber, mit grossen Ge-

meindevorschüssen, noch sehr stark verschuldet waren. Von den Deutschen, besonders Holsteinern, war ein grosser Theil ebenfalls schuldenfrei oder wurde es im nächsten Jahre.

Wie in der ganzen Verwaltung des Guts, so herrschte auch in der Buchführung der Colonisten die strengste Pünktlichkeit, Ordnung und System. Nach allem, was ich zu beobachten Gelegenheit hatte, scheint mir Senator Queiroz gegen die Colonisten ein streng gerechter, aber kein milder Mann zu sein. Er hält seinerseits die Contracte gewissenhaft ein, verlangt aber auch dasselbe von den Colonisten. Einige dieser letztern beklagten sich, dass ihnen zu wenige Kaffeebäume zugetheilt seien; dagegen bemerkte der Gutsherr, dass gerade jene, die sich jetzt beklagen, früher mehr hatten, dieselben aber so vernachlässigten, dass der Director ihnen wieder einen Theil wegnehmen musste, um sie nicht zu Grunde gehen zu lassen. Uebrigens habe der Verwalter den Befehl, jeder Familie so viel Bäume zuzuweisen, als sie sich verpflichte, in guter Pflege zu halten. Die Hauptklage betraf einen frühern Director, Namens Braun, von dem sie behaupteten, er habe sie wegen der Vorgänge auf Ibicaba, an denen sie doch keinen Antheil hatten, gehasst und beim Gutsherrn stets verleumdet. Durch Entfernung des Directors war dieser Klage schon seit geraumer Zeit abgeholfen.

Hier wie auch auf den übrigen Fazendas des Senators Queiroz zahlen die Colonisten eine kleine Miethe für das Pflanzland, nämlich für das erste 1000 Quadratklaftern jährlich 500 Reis, für das zweite 1 Milreis und für das dritte und jedes übrige Tausend mehr 2 Milreis. Dagegen werden sie für ihre Wohnungen nur mit 500 Milreis monatlichem Miethzins belastet und können die Erzeugnisse ihrer Ernte ganz für sich behalten.

Die Fazenda São Jeronimo ist wie die übrigen Güter des Senators Queiroz in sehr gutem Culturzustande und besitzt einen ausgezeichneten, mit grossen Unkosten angelegten Trockenplatz und vorzügliche Einrichtungen zum Enthülsen des Kaffees.

Von São Jeronimo ritt ich über die ebenfalls dem Senator Queiros gehörige, grossartige Fazenda Santa Barbara, auf der 49 portugiesische Familien als Parceristen niedergelassen sind,

nach „Palmira" des Hrn. Lourenzo Franco da Rocha. Die fünf hier ansässigen Familien waren alle früher schon auf andern Fazendas gewesen und kamen stark verschuldet nach Palmira. Hier war ihnen nun Gelegenheit geboten, unter günstigen Bedingungen und bei freundlicher Behandlung weiter zu arbeiten. Die Leute waren auch zufrieden und voller Hoffnung, sich in einigen Jahren schuldenfrei machen zu können, was ihnen nach ihren Versicherungen auf den von ihnen verlassenen Fazendas nicht möglich gewesen wäre. Das Wechseln der Fazendas ist übrigens für die Colonisten eine sehr missliche Sache. Der neue Gutsbesitzer, zu dem sie kommen, muss ihrem frühern alle ihre Schulden ersetzen, und sie selbst sind genöthigt, wiederum fast ein ganzes Jahr lang Lebensmittel von der Fazenda zu beziehen, sich also noch mehr zu verschulden. Manchen glückt das Experiment, besonders jenen, bei denen die Schuld ihrer ungünstigen Lage sei es am Fazendeiro oder dessen Director oder an der schlechten Beschaffenheit des Kaffeebergs oder des Pflanzlandes u. s. f. lag; für andere aber, die wegen Trägheit und Leichtsinn nicht vorwärts kommen konnten, ist dieser Wechsel der gänzliche Ruin. Solche Familien zigeunern von Fazenda zu Fazenda, solange sie noch ein Gutsbesitzer mit ihren stets wachsenden Schulden übernehmen will.

Am Abend kamen noch sämmtliche Colonisten der benachbarten Fazenda des Hrn. Alferes Franco zu mir nach Palmira. Sie bildeten sieben Familien, die früher auf der Colonie des Senators Vergueiro waren, sich aber mehr oder weniger am Colonistenaufstande betheiligt hatten und infolge dessen mit Sack und Pack von der Fazenda vertrieben worden waren. José Vergueiro liess aber, trotzdem er den Contract brach und sie von Ibicaba verjagte, ihre Kisten, in denen sie ihre Kleider und einige andere Habseligkeiten aufbewahrt hatten, in Limeira mit Beschlag belegen und hatte sie ihnen schon vier Jahre lang nicht ausgefolgt! Die Colonisten behaupteten, sie seien erbrochen worden, um nachzusehen, ob es sich der Mühe lohne, den Inhalt zur Schadloshaltung herauszunehmen. Da er aber für jeden andern als

den Eigenthümer so gut als werthlos sei, so behalte José Vergueiro diese Kisten nur aus Rache zurück.

Nachdem diese Leute ein halbes Jahr lang, meistens als Tagelöhner in Limeira, gearbeitet hatten, nahm sie Hr. Alferes Franco auf seine Fazenda Morro Azul.

Hr. Franco sagte mir, als ich ihn in Limeira besuchte, er gehe von der Ansicht aus, dass der Colonist, wenn er vorwärts kommen solle, so sparsam als möglich leben müsse, dass der Gutsherr seinerseits ihm auch keine Gelegenheit geben dürfe, unnöthigerweise seine Schulden zu vermehren, ihm aber gute und hinreichende Kaffeebäume und fruchtbares Pflanzland verabfolgen solle; er habe daher seine Parceristen mit Lebensmitteln und Geld so knapp als möglich gehalten und mit diesem Systeme einen glücklichen Erfolg erzielt. Die Colonisten bestätigten es mir. Sie empfingen im ersten Jahre so wenige Lebensmittel, dass sie sich gerade nur vor Hunger schützen konnten, und dabei sehr geringe Beträge an Geld, aber sie arbeiteten fleissig. Im zweiten Jahre hatten sie schon eigene Lebensmittel im Ueberfluss und bei meiner Anwesenheit keine Schulden mehr dem Gutsherrn abzubezahlen. Sie erklärten mir einstimmig, dass sie Hrn. Franco sein kluges Verfahren nicht genug danken können. Alle waren entschlossen, noch einige Jahre auf der Fazenda zu bleiben, um sich baares Geld zu sparen.

Am folgenden Morgen kehrte ich von Palmira nach Limeira zurück und setzte nach kurzem Aufenthalt meine Reise nach der 4 Legoas entfernten Villa São João do Rio Claro fort. Ungefähr 1½ Legoas lang ist der Weg gut, dann zieht er fast ebenso lang durch dichten Wald und erreicht erst eine Legoa von São João wieder eine offene Gegend. Er führt dicht an den Thoren der zu einer so traurigen Berühmtheit gelangten Fazenda „Ibicaba“ vorüber. In der Ferne sieht man einen Theil der Colonie liegen. Welche Scenen der Leiden, des Elendes und der Verzweiflung haben sich in diesen dem Reisenden so freundlich entgegenblickenden Häuschen schon abgesponnen!

Ich begegnete, da es Sonntag war, einer grossen Menge

Colonisten, Männer, Weiber und Kinder, theils zu Fusse, theils zu Pferde. In São João stieg ich bei Hrn. Dr. Gattiker ab und fand schon eine grosse Anzahl von Colonisten verschiedener Fazendas versammelt, die meiner Ankunft harrten; die meisten waren von Ibicaba und hofften mich am nächsten Tage dort zu sehen. Ich konnte ihren Wunsch nicht erfüllen.

In Santos hatte mir Hr. José Vergueiro in einer längern Unterredung erklärt, er werde seinem Administrator in Ibicaba die Weisung ertheilen, mich in meiner officiellen Stellung nicht zu empfangen, während es mir unbenommen sei, die Besitzung als Privatmann zu besuchen, und fügte bei, er werde sich im August selbst nach Ibicaba begeben und dann würde er mir die Rechnungen der Colonisten vorlegen und mir eine Untersuchung ihrer Lage gestatten! Ich täuschte mich in meiner Vermuthung, dass diese letztere Aeusserung einer der gewöhnlichen Schachzüge Vergueiro's sei, nicht, denn als ich Anfang September nach Santos zurückkehrte, befand er sich noch immer in dieser Stadt.

Ich ersuchte Vergueiro schriftlich, mir seine Erklärung ebenfalls schriftlich mitzutheilen, und erhielt dieselbe bei meiner Ankunft in São João do Rio Claro. In derselben motivirte er seine Weigerung damit, dass er vorgab, er halte meinen Besuch auf seiner Fazenda für unnöthig (!) und fürchte, die Colonisten würden wieder Unruhen anfangen und ich würde auch mit dem besten Willen nicht im Stande sein, sie im Zaume zu halten. (!) Auf diese lächerlichen Ausflüchte erwiderte ich Vergueiro von Rio Claro aus, dass auf allen Colonien, die ich bisher einer Untersuchung unterzogen habe (und es war die Mehrzahl), sich die Schweizer ruhig und anständig betragen haben, dass ihnen jeder Fazendeiro das Zeugniss ablegen müsse, dass sie keine ungebührlichen Forderungen gestellt haben; da nicht anzunehmen sei, dass die Schweizercolonisten auf den Fazendas seiner Familien schlechter und unruhiger seien als auf den vielen übrigen der Provinz, so bedauere ich in seinem eigenen Interesse eine Massregel, die ich durchaus nicht gerechtfertigt finde.

Wie schon bemerkt, setzte José Vergueiro auch dem kaiserlich brasilianischen Regierungscommissar Appellationsrichter Dr.

Machado Nunes eine ähnliche Weigerung des Besuches seiner Fazenda entgegen und erklärte unumwunden, er werde nie mehr einem Regierungscommissar den Eintritt in seine Güter gestatten. Er machte daher aus seiner Fazenda einen Staat im Staate und recurrirte nur an die Hülfe der Regierung, wenn er selbst zu ohnmächtig war, irgendeinem drohenden Verhältnisse Widerstand zu leisten, wie dies beim Aufstande von 1857 der Fall war. Er ist so weit gegangen, eigenes Papiergeld in Form von Banknoten drucken zu lassen und die Colonisten damit zu bezahlen. Es liegt mir die Note Nr. 836 zu 1 Milreis vor. [1]) Vergueiro liess aber auch solche Zettel zu 2 und 5 Milreis drucken. Vergueiro setzte also beliebig hohe Summen von Geld, das er factisch nicht besass, in Circulation und löste sie erst bei neuem Zufluss an Geld wieder ein. Die Colonisten mussten ihm aber auch dieses Scheingeld verzinsen!! Auf diesen imitirten Noten steht zwar, dass auf der Fazenda Ibicaba bei Vorweisung derselben der auf sie lautende Betrag bezahlt werde; das geschah indessen nur, wenn dort Geld vorhanden war; ferner steht darauf, dass sie in Limeira bei Aurelio Justino Franco und in Rio Claro von Lima I. C. eingelöst werden. Diese beiden genannten Leute sind Krämer; kam nun ein Colonist zu ihnen, um eine Vergueiro'sche Note gegen eine entsprechende Banknote oder einen Reichsschatzschein umzutauschen, so wurde dies verweigert. Der Co-

[1]) Diese Noten haben die Grösse und die Querform der gewöhnlichen cursirenden brasilianischen Banknoten, sind blassgrau von Farbe und haben folgende Inschrift:

Fazendas Ibicaba e Angelica.

Nr. 836. Rs. 1$000

Pagaremos a vista desta a quantia de

Hum Mil Reis

em moeda corrente na Fazenda de Ibicaba

Resgatavel

na Limeira: no Rio Claro

pelo Son. Aurelio Justino Franco. pelo Sr Lima I. C.

Vergueiro Cª

lonist musste irgendetwas kaufen und erhielt den Rest in landesüblichem Kupfergeld. Da kein anderer Kaufmann in Rio Claro und Limeira, überhaupt gar niemand in der ganzen Gegend diese Noten Vergueiro's annahm, so waren die Colonisten gewungen, bei diesen beiden Krämern zu kaufen, um wenigstens einen Theil der Note in gangbarem Gelde zu erhalten, trotzdem es für sie weit vortheilhafter gewesen wäre, ihre Bedürfnisse aus andern Quellen zu beziehen.

Das Ministerium erklärte allerdings dieses Verfahren Vergueiro's für ungesetzlich und der Agriculturminister theilte mir durch Note vom 17. Oct. 1861 mit, der Finanzminister habe Befehl erlassen, dass dem Misbrauch solcher Noten Einhalt gethan werde. Ob der Arm des Finanzministers bis nach Ibicaba reichte und ob José Vergueiro bei seiner offenkundigen Misachtung der Regierungsverordnungen diesem Befehle Folge leistete, weiss ich nicht.

Ich liess die Colonisten der Fazenda Ibicaba, die mit mir zu sprechen wünschten, nach Rio Claro kommen. Es erschienen im ganzen die Repräsentanten von 32 Familien. Wie weit die vielen Klagen, die sie mir vorbrachten, gegründet seien, war mir nicht genau zu würdigen möglich, da ich hier nur mit Anklägern zu thun hatte, die Vertheidigung der Gegenpartei nicht hören konnte. Sie beschwerten sich wie die sämmtlichen Parceriecolonisten über das Kopfgeld oder die sogenannte Commission, und zwar um so mehr, als sie es für eine schreiende Ungerechtigkeit hielten, dem Hause, das sie eingeführt und auf seine eigenen Fazendas brachte, eine solche Commission zu bezahlen. Einige beklagten sich über schlechte Kaffeebäume auf steinigem Grunde und über mittelmässige und schlechte Ernten. Mit dem Administrator der Fazenda, dem ehemaligen schweizerischen Consul Hrn. Perret-Gentil, waren sie im ganzen zufrieden, desto bitterer und ernster waren aber ihre Klagen und, wie mir auch von anderer ganz unbetheiligter Seite versichert wurde, mit vollem Rechte über den deutschen Coloniedirector, dessen Brutalitäten und Niederträchtigkeiten sie fast zur Verzweiflung brachten.

Ich hatte schon mehrmals Gelegenheit, die Klagen der Colo-

nisten über ihre Directoren zu erwähnen, und ich behaupte, dass diese Aufseher auf allen Gütern, auf denen die Parceristen in keiner günstigen Lage sind, die Hauptschuld daran tragen, jedenfalls ungleich mehr als die Gutsbesitzer. Die Fazendeiros, die sich mit blos Deutsch redenden Colonisten nicht direct verständigen können, sind genöthigt, zu Dolmetschern ihre Zuflucht zu nehmen, die sie als Directoren und Rechnungsführer verwenden. Die Auswahl ist nicht gross und der Gutsbesitzer muss es oft mit dem ersten besten sich meldenden Individuum, das ihm nur einigermassen tauglich scheint, versuchen. Dies sind aber häufig gänzlich verkommene, ehr- und schamlose Subjecte, die durch niederträchtige Kriecherei gegen ihren Brotherrn und Roheit gegen ihre Untergebenen sich in ihrer Stellung zu befestigen suchen. Nie werden sie ein Recht der Colonisten gegen den Gutsherrn vertreten, jede wohlmeinende Absicht desselben gegen seine Parceristen entweder zu vereiteln suchen oder, wenn sie bestimmt ausgesprochen ist, unausgeführt lassen. Ja, es sind Fälle vorgekommen, dass ein solches Individuum aus Hass oder Rache Rechnungsfälschungen zum Nachtheile der Colonisten vorgenommen hat, von denen der Gutsherr keine Ahnung hatte und die erst nach Entfernung des Directors zu Tage kamen. Diese „wackern Deutschen" sind die gefährlichsten Pestbeulen der brasilianischen Parcerieverhältnisse gewesen. Zu den schlechtesten dieser ganzen elenden Kategorie gehörte der Vergueiro'sche Director Fischer, ein gänzlich ungebildetes, namenlos brutales Subject, das, wie mir von brasilianischer Seite versichert wurde, in andern Bezirken schon in unliebsame Berührung mit der Polizei und den Gerichten gekommen war.

Es schien, als hätte es dieser Mensch absichtlich darauf angelegt, durch seine Brutalitäten neue Conflicte heraufzubeschwören und dadurch den Beweis zu führen, dass die Schuld am Aufstande von 1857 nicht auf das Haus Vergueiro, sondern einzig auf die Colonisten zurückfalle.

Das Haus Vergueiro und Compagnie, welches die Prätension hatte, in Ibicaba eine wahre Mustercolonie zu besitzen, sah den Nimbus, mit dem es sich den übrigen Fazendeiros der Pro-

vinz gegenüber umgeben hatte, durch jene Vorfälle kläglich zerstört und liess nun die auf dem Gute zurückgebliebenen Schweizercolonisten seine moralische Niederlage bitter entgelten.

Einige Legoas von Rio Claro entfernt besitzt das Haus Vergueiro eine zweite Fazenda, „Angelica", mit Parceriecolonisten, die weit zufriedener sind als die von Ibicaba, weil die dortigen Verhältnisse geregelter sind und ein humaner, rechtlicher Mann die Stelle eines Coloniedirectors versah.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Rio Claro kam der Gutsverwalter von Ibicaba, Hr. Perret-Gentil, zu mir, um mich zum Besuche der Fazenda einzuladen. Statt aller Antwort übergab ich ihm den von seinem Chef an mich gerichteten Brief. Hr. Perret zeigte sich über Vergueiro's Verfahren sehr entrüstet und versicherte mich, dass dieser ihm keine Silbe darüber geschrieben, ihm also auch keine Weisung ertheilt habe, mich nicht zu empfangen. Er drang nun um so mehr in mich, mit ihm nach Ibicaba zu reiten, und fand das Argument Vergueiro's, die Colonisten könnten während meiner Anwesenheit neue Unruhen anfangen, geradezu absurd. Er meinte auch, dass es auf die ganze gebildete brasilianische Bevölkerung der Gegend einen sehr übeln Eindruck machen werde, wenn ich alle Fazendas mit Parceriecolonisten besuche, nur die des Hauses Vergueiro nicht, da der Grund, warum ich es unterlasse, ohnehin bekannt werde. Natürlich leistete ich Hrn. Perret's Einladung keine Folge; ein paar Tage später kehrte er wieder nach Rio Claro zurück und wiederholte sie ebenso erfolglos.

Die erste Parceriecolonie, die ich von Rio Claro aus besuchte, war die vier Legoas entfernte Fazenda „São Lourenzo", des Hrn. Commendador Luis Antonio de Souza Barros. Ich traf den Besitzer, der gewöhnlich in São Paulo lebt, mit seiner Familie auf dem Gute und wurde von ihm ebenso offen als zuvorkommend empfangen. Er äusserte sich zwar empfindlich über ungerechte und entstellte Berichte, die über seine Colonie veröffentlicht worden seien, aber es geschah wenigstens mit der Mässigung und Ruhe eines gebildeten Mannes. Die Fazenda ist eine der grössten der Kaffeedistricte der Provinz, zugleich

auch eine der bestorganisirten. Bei meiner Anwesenheit wohnten dort 92 zum Theil schuldenfreie Familien im Parcerieverhältnisse, darunter 32 der Schweiz angehörige. Der grösste Theil von diesen schuldete damals noch dem Gutsherrn, einige, mit Heimatsvorschüssen schwer beladen, sogar bedeutende Beträge. Manche von ihnen würden auch unter den günstigsten Verhältnissen noch tief in Schulden stecken, denn es waren Säufer und unglaublich arbeitsscheue Personen unter ihnen. So hatte eine Familie nur 420 Kaffeebäume übernommen, während eine andere, die kaum über wenig mehr Arbeitskräfte verfügte, 2000 pflegte.[1]) Die Ernte von 420 Kaffeebäumen (also im Durchschnitte 26 Arrobas und davon die Hälfte für den Gutsbesitzer abgezogen) reicht nicht immer hin, die 6procentigen Zinsen ihrer Schulden zu bezahlen; von einer Abzahlung des Kapitals ist gar keine Rede. Einige Colonisten beklagten sich jedoch, sie haben zu wenig Kaffeebäume erhalten. Der Director sagte mir aber in Gegenwart der Betreffenden, die es auch nicht in Abrede stellten, dass diese Familien vor der Ernte um eine grössere Anzahl Bäume bitten, einen Theil davon aber nach der Ernte, wenn die härtere Arbeit des Behackens des Kaffeeberges beginnt, unter dem Vorwande, sie seien ihnen zu viel, wieder zurückgeben; dass sie also nur den Nutzen von den Bäumen, aber nicht die Arbeit mit ihrer Pflege haben wollen. Andere Klagen brachten die Colonisten keine vor, wohl aber hatten die meisten noch Anliegen hinsichtlich ihrer frühern Heimatsverhältnisse. Ueber den Gutsherrn und dessen Director G. Schmid äusserten sie sich zufrieden. Pflanzland hatten die Leute genug und bezogen von der Fazenda aus noch Zucker, Salz und etwas Kaffee. Den meisten Kaffee zum eigenen Gebrauche wissen sich die Parceristen auf andere Weise als durch die Gutsverwaltung zu verschaffen.

[1]) Mehrere andere Familien hatten nur 5—700 Kaffeebäume. Auf meine Frage, warum sie nicht mehr Bäume übernehmen, meinten ein paar, sie haben so viele Schulden, dass es ihnen gar nicht darum zu thun sei, sich viel im Kaffeeberg zu plagen; von ihrem Pflanzlande bezögen sie genug Lebensmittel, einiges baare Geld haben sie auch; sie lebten auf diese Weise ganz gut und sähen nicht ein, warum sie sich abarbeiten sollen. Also ganz genau das nämliche Raisonnement wie auf andern Fazendas.

Die Verhältnisse auf der Fazenda São Lourenzo sind der Art, dass eine jede arbeitsame Familie, die nicht ausnahmsweise von Unglück verfolgt ist oder mit einer sehr grossen Schuldenlast eintritt, nach wenigen Jahren schon auf reinen Gewinn arbeiten kann. Der Gutsherr ist ein wirklich wohlwollender Mann. Die Administration des Gutes ist gewissenhaft und sorgfältig, die Erfüllung der Contracte eine pünktliche. Die den Colonisten verrechneten Kaffeepreise entsprechen erwiesenermassen streng den Nettomarktpreisen; die Zinsen sind im Verhältnisse geringer als auf andern Colonien, indem die Colonisten von den während des Jahres bezogenen Lebensmitteln und Geld keine Interessen zahlen dürfen; das Pflanzland ist hinreichend und gut, der Kaffeeberg in ausgezeichnetem Zustande. Was an dieser Colonie ausgesetzt werden konnte, war die tiefe und feuchte Lage eines Theiles der Colonistenwohnungen. Diesem Uebelstande wurde durch Verlegung derselben auf einen höher gelegenen Punkt abgeholfen.

Hr. Commendador Sousa Barros scheint aus dem Parceriesysteme Vortheil zu ziehen und hat sich durch manche Miserfolge und Verluste bei schlechten Colonisten nicht entmuthigen lassen, dasselbe in noch grösserm Massstabe fortzusetzen. Er hat bis in die neueste Zeit jährlich eine Anzahl Familien (meistens Holsteiner) kommen lassen, allerdings nicht mehr durch Vermittelung der Gesellschaft Vergueiro und auf klarere und etwas günstigere Contracte. Ich bin auch überzeugt, dass alle diese Familien, die mit wenigen Schulden belastet auf der Fazenda ankommen, ihre Rechnung daselbst finden werden. Ein Holsteiner (Georg Empke) erzählte mir, dass er mit der einzigen Ernte von 1858 seine Schuld von 414 Milreis beinahe gänzlich bezahlt habe; seine Ernte von 1859 hatte er mit 1200 Alqueires, die von 1860 mit 1000 Alqueires zu seinen Gunsten mit der Gutsverwaltung zu verrechnen. Höchst selten verlässt eine schuldenfrei gewordene Familie sogleich das Gut, fast alle schliessen neue Contracte für mehrere Jahre ab; jedenfalls ein Beweis, dass auch sie einen Vortheil in diesen Verhältnissen finden und sich in denselben nichts weniger als unglücklich fühlen.

Gegen Abend ritt ich nach den Fazendas „Biri“ und „Couvitinga“; sie grenzen aneinander und gehören dem Dr. José Elias Pacheco Jordão. Der Gutsbesitzer hatte mich mehrmals in Rio Claro besucht und mir dort schon weitläufig die Verhältnisse seiner Colonie auseinandergesetzt. Es blieb mir nur noch übrig, auch die Klagen und Vertheidigungen der Colonisten zu hören. Auf beiden Gütern befanden sich 18 Schweizer- und einige wenige deutsche Colonistenfamilien.

Die Colonie nahm unter keinen günstigen Auspicien ihren Anfang. Dr. José Elias ist nämlich ein heftiger Mann und der Grosstheil seiner Colonisten wirklich faule und arbeitsscheue Leute. Der Kaffeeberg war zu jung, um in den ersten Jahren reichliche Ernten zu geben; die Buchführung höchst unordentlich. Es entstanden daher zwischen dem Gutsherrn und den Colonisten mehr oder minder ernstliche Reibungen. Dr. Elias gestand mir unverhohlen, dass er mehrmals unüberlegt gegen seine Parceristen gehandelt habe, besonders in einem Falle, als er ihnen durch seine Neger einen Theil ihrer Anpflanzungen auf einem Platze, dessen Benutzung ihnen ausdrücklich untersagt war, zerstören liess.

Unberechtigte Versprechungen, die den Colonisten von einer Seite, in die sie volles Vertrauen setzten, gemacht wurden, sie von der Fazenda wegzunehmen und auf andern Gütern unterzubringen, veranlassten mehrere der trägern Familien, ihre Arbeiten einzustellen und sie trotz der Mahnung des Gutsherrn anderthalb Jahre lang nicht mehr aufzunehmen. Erst als ihre letzten Illusionen, freilich viel zu spät, verschwunden waren, bequemten sie sich wieder, in den Kaffeeberg zu gehen. Unterdessen hatten sich aber ihre Schulden begreiflicherweise sehr vermehrt, denn abgesehen von den fortlaufenden Zinsen, die am Ende des Jahres wieder zum Schuldenkapital geschlagen wurden, bezogen sie fortwährend vom Gute noch die nöthigen Lebensmittel. Die Verblendung und Renitenz der Leute war so gross gewesen, dass auch das Beispiel der andern Colonisten, die ununterbrochen fortarbeiteten, ihren Sinn nicht zu ändern vermochte nnd sie deren vernünftigen Vorstellungen nur Hohn und Spott entgegensetzten.

Als ich die beiden Güter besuchte, hatten diese Leute seit einem halben Jahre wieder ihre Arbeit aufgenommen, waren aber so tief verschuldet und so mismuthig über ihre eigene Dummheit, dass an ein gedeihliches Fortkommen ihrerseits kaum zu denken war. Andere Colonisten waren dagegen mit ihrer Lage vollkommen zufrieden; einer z. B. (Ulrich Müller) hatte in vier Jahren seine sämmtlichen Schulden im Betrage von 1500 Milreis abverdient und war entschlossen, noch mehrere Jahre hier zu bleiben; er erklärte in Gegenwart der übrigen Colonisten, dass es auf dieser Fazenda nicht so schlimm stehe, wie sie behaupten, und ein jeder, der nur arbeiten wolle, schuldenfrei werden könne. Die Kaffeepreise wurden wie auf São Lourenzo berechnet; die Buchführung war ausgezeichnet, denn Dr. Elias hatte seit ungefähr einem Jahre einen anerkannt tüchtigen Director, Namens Koch, der früher mehrere Jahre lang auf der Fazenda Ibicaba die nämliche Stelle bekleidet hatte und dort auch bei den Colonisten allgemein beliebt war. Wahrscheinlich entsprach sein humaner, rechtlicher Sinn den Intentionen des dortigen Gutsbesitzers nicht und er wurde entlassen.

Ich bemerke hier, dass Hr. José Vergueiro den Besitzern der Fazendas São Lourenzo, Biri e Couvitinga und Boavista bei Rio Claro das Kopfgeld oder die Commission für ihre Colonisten zurückerstattete und dass diese Summe ihnen von den Besitzern gut geschrieben wurde. Diese Colonisten hatten nämlich sogenannte „Ueberfahrtscontracte“, in denen ausdrücklich bemerkt ist, dass sie keine Commissionsgebühren zu zahlen haben.

Dr. José Elias beklagte sich sehr, dass aus Animosität, deren Ursachen hier unerörtert bleiben mögen, über ihn und seine Colonie so viele entstellte Thatsachen veröffentlicht worden seien. Er erklärte sich auch bereit, jedem seiner stark verschuldeten Colonisten die Hälfte seiner Schulden zu schenken, wenn ihm die andere Hälfte baar ausbezahlt werde, und er hat auch ein Jahr später, als sich Gelegenheit dazu darbot, Wort gehalten. Der beste Beweis, dass es nicht seine Absicht war, seine Colonisten durch grosse Schulden in einem steten Abhängigkeitsverhältnisse zu erhalten und aus ihnen „weisse Sklaven“ zu

machen. Ueberhaupt habe ich auf keiner einzigen von allen von mir besuchten Fazendas die Tendenz des Gutsherrn, durch grosse Schulden die Colonisten an das Gut zu fesseln, bemerkt, im Gegentheil erklärte mir ein jeder, es liege in seinem eigenen Interesse, dass die Colonisten schuldenfrei werden, und fügte mit vollem Rechte bei, dass ihnen nur arbeitsame und ordentliche Familien Nutzen bringen, während sie von starkverschuldeten, daher der grossen Mehrzahl nach unzufriedenen und trägen Arbeitern nur Schaden im Kaffeeberge und steten Verdruss haben. Auch geben alle Fazendeiros, die solche Colonisten haben, denselben die Erlaubniss, andere Gutsherren, die sie mit ihren Schulden übernehmen wollen, zu suchen.

Das Verhältniss zwischen den Colonisten und der Familie des Gutsherrn habe ich mit Ausnahme von „Sitio grande" auf keiner andern Fazenda gegenseitig so zutraulich gefunden wie hier.

Den folgenden Morgen begab ich mich nach der 1 Legoa entfernten Fazenda „Boavista" des Hrn. Benedicto Antonio de Camargo. Die dortige Colonie zählte im ganzen 35 Familien, nämlich 23 portugiesische, 6 schweizerische, 2 deutsche und 4 brasilianische. Auch sie hatte von Anfang an keine guten Erfolge gehabt; besonders fanden zwischen dem Gutsbesitzer und den portugiesischen Colonisten heftige Reibungen statt, die sich zur Arbeitsverweigerung steigerten und den Fazendeiro nöthigten, gerichtliche Hülfe in Anspruch zu nehmen. Diese portugiesischen Colonisten waren überhaupt ein elendes in Oporto zusammengebrachtes Gesindel, bei dem Diebstahl und Gewaltthätigkeiten an der Tagsordnung waren; einer von ihnen liess einen braven Schweizercolonisten durch seinen Sohn infolge eines Wortstreits durch Beilhiebe ermorden!

Der kaiserliche Regierungscommissar Dr. Sebastião Machado Nunes brachte 1859 Ordnung in diese wirren Verhältnisse und änderte mit Einwilligung sämmtlicher Betheiligten die Parceriecontracte in Dienstverträge um. Von den sechs Schweizerfamilien waren nur zwei schuldenfrei, die übrigen vier aber noch stark verschuldet, was mich um so mehr überraschte, als diese Colo-

nisten bereits seit acht Jahren auf dem Gute lebten und im ganzen genommen fleissig arbeiteten, die ersten vier Jahre contractlich ihre Schulden nicht verzinsten, keine Hausmiethe zahlen durften und überdies noch das Kopfgeld von José Vergueiro vergütet erhielten. Die Ursache dieses ungünstigen finanziellen Zustandes lag theils an der Administration, theils an den Colonisten selbst. Die erstere war mehrere Jahre lang in Händen gänzlich unfähiger Directoren, die entweder absichtlich oder aus Liederlichkeit die Colonisten in ihren Rechnungen übervortheilten. Auch wurde in den ersten Jahren über zu grosses Kaffeemass und zu hohe Preise von Lebensmitteln und andern Bedürfnissen mit gutem Grunde geklagt; Uebelstände, denen indessen abgeholfen wurde. An den Colonisten lag insofern Schuld, als sie häufig bald nach der Ernte ihre Lebensmittel wohlfeil gegen baares Geld verkauften, später aber wieder solche zu weit höhern Preisen von der Fazenda bezogen. Ihre Klagen drehten sich bei meiner Anwesenheit ausschliesslich um unzureichendes Ausmass an Pflanzland. Der Director erwiderte, dass es den Colonisten freistehe, so viel Land für den eigenen Gebrauch zu bebauen, als ihnen beliebe und sie nöthig haben, aber nur auf dem ihnen zu diesem Zwecke angewiesenen Theile der Fazenda, dort aber wollen sie es nicht annehmen, sondern an andern Punkten, die dem Fazendeiro nicht passen. Die Colonisten gaben das zu und meinten, sie würden auf den von ihnen gewünschten Parcellen zwar mehr Arbeit, aber auch grössere Ernten haben. Hr. Camargo bewilligte ihnen schliesslich in meiner Gegenwart, dort ihre Lebensmittel zu bauen, und beorderte den Director, jeder Familie dort soviel Land zu geben, als sie wirklich bepflanzen könne.

Von einer Schweizerfamilie war die Mutter nach ihrer Ausschiffung in Santos gestorben, der Vater kam mit seinen drei Kindern nach Boavista und starb hier ein paar Jahre später; letztere entfernten sich vom Gute und liessen dem Fazendeiro die ganze Familienschuld, im Betrage von 1835 Milreis, zurück.

Von Boavista kehrte ich wieder nach Rio Claro zurück, wo ich noch ein paar Tage lang von einer grossen Anzahl von Colonisten besucht wurde. Die meisten hatten mir heimatliche

Anliegen vorzubringen, die sie hier mit mehr Ruhe als auf den Colonien besprechen konnten; auch wünschte mancher mich ohne Zeugen zu sprechen, was auf den Fazendas nicht immer möglich war, da die Colonisten einander gewöhnlich ziemlich mistrauisch überwachen. Einer von ihnen theilte mir sehr geheimnissvoll mit, dass er schon vor ein paar Jahren beim Arbeiten im Kaffeeberge einen grossen Diamanten gefunden habe. Seine Bitte ging nun dahin, ein paar hundert Milreis Vorschuss zu erhalten, um nach Rio de Janeiro zu reisen und seinen Edelstein dort zu verkaufen. Auf meine Aufforderung, mir seinen Schatz zu zeigen, zog er ein Packet aus der Tasche und wickelte aus zahllosen Hüllen ein schlechtes Bruchstück eines Bergkrystalles heraus. Ich merkte wohl, dass meine Versicherung von der gänzlichen Werthlosigkeit seines Fundes weit entfernt war, ihn zu überzeugen, und erfuhr auch, dass schon mehrere andere Personen ihm das Nämliche gesagt haben, dass er sich aber von der fixen Idee, im Besitze eines unermesslichen Schatzes zu sein, nicht abbringen lasse.

São João do Rio Claro liegt sehr freundlich in einer muldenförmigen Ausbuchtung. Der Ort ist ziemlich gut gebaut und die Häuser stehen gedrängter als in Campinas. Die Strassen sind aber sandig wie die Sahara und der Staub bei scharfem Winde erstickend. Die Kirche ist klein und ziemlich unansehnlich; vor mehrern Jahren wurde mit dem Baue einer neuen begonnen, die Arbeit aber aus Mangel an Geld wieder stehen gelassen.

Die Bevölkerung der Villa mag ungefähr 2500 Seelen betragen; sie zählt ziemlich viele Fremde, meistens ehemalige Parceriecolonisten, die sich hier als Handwerker niedergelassen haben und sich zum Theil recht gut stehen. Die Colonisten der benachbarten Fazendas bringen täglich Milch, Gemüse, Eier u. s. f. zum Verkaufe.

Im Municipium von São João do Rio Claro befanden sich im Jahre 1860 35 Kaffee- und 6 Zuckerplantagen und 5 Fazendas für Viehzucht. Bisher war es der letzte Bezirk in dieser Richtung, in dem noch des Transportes wegen mit Vortheil

Kaffee gebaut werden konnte, in den fernern Municipien machten nur noch Zuckerplantagen, die zu dem Provinzconsum arbeiteten, erträgliche Geschäfte. Nach Vollendung der Eisenbahn bis Campinas wird er wol auch über das Municipium Rio Claro hinaus an Ausdehnung gewinnen.

Da mir nur noch die Untersuchung einer einzigen Colonie und zwar ein paar Legoas von der Villa da Constituicão übrigblieb, so schickte ich meine Ladung mit dem Camarada und meinem Bedienten von Rio Claro direct nach São Paulo zurück und machte, von einem Sklaven des Hrn. Dr. Gattiker begleitet, einen weitern südlichen Bogen, um an das nämliche Ziel zu gelangen.

Nach einem fünfstündigen scharfen Ritte, bei dem wir mehrmals in Kaffeebergen und Picadas den rechten Weg verloren hatten, erreichten wir die Fazenda „Santo Antonio" des Elias Silveira Leite, über dessen kleine Colonie ich bisher nur Nachtheiliges erfahren hatte. Ich traf den Besitzer nur mit Hemd und Hosen bekleidet in einer frisch gebrannten Roça, wie er eben mit seinen Negern, selbst Hand anlegend, einen mächtigen halbverkohlten Baumstamm auf die Seite schaffte. Ich übergab ihm den Empfehlungsbrief vom Präsidenten der Provinz, den er sehr aufmerksam las und mit dem Bemerken: „Der Präsident könnte seinen Namen wol deutlicher schreiben; ich habe früher nicht gewusst, wie er heisst, und jetzt, da ich seine Unterschrift gesehen, weiss ich es ebenso wenig", in die Hosen steckte; dann reichte er mir die russige Hand und hiess mich freundlich willkommen. Er ertheilte den Negern noch einige Befehle und begleitete mich dann, langsam neben meinem Pferde hinschreitend und nach dem eigentlichen Zwecke meines Besuches forschend, nach dem Wohnhause. Besonders wünschte er zu wissen, welche andern Fazendas ich schon besucht habe und wie ich darüber urtheile. Die durch den Gutsherrn von meiner Ankunft unterrichteten Colonisten erschienen bald und nun begannen stundenlange Anklagen und Rechtfertigungen beiderseits.

Die Colonie auf São Antonio bestand nur aus sieben Schweizerfamilien. Zwei von ihnen waren fleissig und hatten schon seit

einem Jahre ihre Schulden getilgt; fünf dagegen waren sehr tief verschuldet und brachten die schwersten Klagen gegen den Gutsherrn vor. Wenn, wie hier, von sieben Familien, die alle unter den nämlichen Verhältnissen leben, zwei ganz befriedigt sind und günstige Resultate erzielten, fünf aber sich gerade in der entgegengesetzten Lage befinden, so kann man wol von vornherein annehmen, dass die Ursache davon nicht in äussern Verhältnissen allein, sondern auch hauptsächlich an den Betreffenden liege. Und so war es auch in der That der Fall. Bei Ankunft der Colonisten war ein grosser Theil des Kaffeebergs zu jung, um Ernte zu geben; von den ertragfähigen Kaffeebäumen aber wurden den Colonisten, im Verhältnisse zu ihren Arbeitskräften, zu wenige angewiesen; dagegen versprach ihnen der Fazendeiro für das Behacken von je tausend jungen Bäumen jährlich 10 Milreis mit der ausdrücklichen Bedingung, dass sie dann diese Bäume, die zwei Jahre später schon Ernten geben, zur fernern Pflege behalten sollen. Dieses Verfahren ist in den Kaffeedistricten der Provinz allgemein üblich und der Preis von 10 Milreis per 1000 Bäume nicht zu niedrig, da gewöhnlich zwischen den Bäumchen noch Feldfrüchte gebaut werden, deren Bearbeitung mit der des Kaffees gleichzeitig vorgenommen wird und deren Ernte dem Bearbeiter anheimfällt.

Hätten diese Colonisten ihren Kaffee gepflückt und die jungen Pflanzungen unter den angeführten Bedingungen gepflegt, so würden sie bei einigem Fleisse nach den ersten zwei Jahren ihre Schulden wenigstens nicht mehr vermehrt haben und sie später durch die Ernte der von ihnen gepflegten, in Vollertrag kommenden Bäume leicht getilgt haben.

Unter den fünf Familien waren ein paar, die schon in ihrer Heimat nichts getaugt hatten und denen man sehr gern einen Reisevorschuss bewilligt hatte, nur um ihrer los zu werden. Das Haupt von einer, von der gerade die lautesten Klagen ausgingen, war ein Säufer, der wiederholt arge Excesse verursachte und selbst seine Mitcolonisten ein paar mal mit blanken Waffen bedrohte. Infolge eines solchen Excesses kam es auch zwischen ihm und dem Fazendeiro vom Wortwechsel zu Thätlichkeiten mit

Stöcken, wobei jenem ein Vorderarmknochen gebrochen wurde. Es war mir geradezu unmöglich, aus den gänzlich widersprechenden Angaben der Augenzeugen (nur Colonisten) den richtigen Thatbestand festzustellen. Einige sagten aus, der Colonist habe zuerst den Stock geschwungen, andere dagegen, dass der Gutsherr, durch dessen Drohungen und Schimpfen gereizt, den ersten Streich geführt habe. Ausser dieser Prügelei war es nie zu Thätlichkeiten zwischen dem Fazendeiro und den Colonisten gekommen.

Auch diesen Familien war im Jahre 1857 unklugerweise die Zusicherung gemacht worden, man wolle sie von der Colonie wegnehmen, ihre Schulden bezahlen, sie nach Regierungsländereien versetzen u. s. f. Die Leute glaubten diesen unüberlegten Versprechungen und stellten alle Arbeit ein. Vergeblich machte sie der Gutsbesitzer auf das Unvernünftige ihrer Handlungsweise aufmerksam und schlug ihnen vor, er werde, sobald die Regierung ihre Schulden bezahle, durch Schiedsrichter ihre Lebensmittel und übrigen Arbeiten abschätzen lassen und sie ihnen baar bezahlen. Die Colonisten blieben taub gegen alle Vorstellungen und bedrohten eine Familie, die ihre Arbeiten fortsetzen wollte, mit Prügeln.

Nachdem die Arbeitsverweigerung schon ein Jahr lang gedauert, die Leute aber immer Lebensmittel von der Fazenda bezogen hatten, fingen sie an, gegen die ihnen gemachten Versprechungen mistrauisch zu werden und sandten heimlich zwei von ihnen nach São Paulo (eine Entfernung von 47 Stunden), um dort Erkundigungen einzuziehen. Die Abgesandten schrieben von dort an den schweizerischen Consul nach Rio de Janeiro und wurden von diesem über die Grundlosigkeit ihrer Hoffnungen aufgeklärt; nichtsdestoweniger blieben sie $5\frac{1}{2}$ Monate in São Paulo und arbeiteten dort gegen Tagelohn.

In steter Erwartung der Rückkehr der Abgeordneten dauerte die Arbeitsverweigerung auf der Colonie fort und infolge dessen ging dem Gutsherrn ein junger Kaffeeberg mit 30000 Bäumen zu Grunde. Als endlich die Abgeordneten wieder auf der Fazenda eintrafen, erwirkte Elias Leite vom Polizeidelegirten einen

Verhaftsbefehl gegen sie. Sie wurden ein paar Tage lang in Piracicaba eingesperrt, bis ein Schiedsgericht zusammentrat und jeden von ihnen zu 50 Milreis Busse verurtheilte.

Diese Vorgänge ernüchterten endlich die Colonisten und sie fingen an zur Arbeit zurückzukehren. Bei meiner Anwesenheit auf São Antonio hatten sie seit ungefähr einem Jahre wieder gearbeitet und zwischen ihnen und dem Gutsbesitzer hatte sich ein leidliches Verhältniss hergestellt. Die Schulden waren aber auf eine bedenkliche Höhe herangewachsen und also der Schaden für beide Theile ein sehr beträchtlicher. Die Colonisten brachten mir nur noch zwei Klagepunkte vor. Der erste nämlich lautete, dass der Gutsbesitzer ihnen ihren ganzen Ernteantheil an der Schuld abschreibe, statt ihnen für die Hälfte baares Geld zu verabfolgen. Der Fazendeiro gab die Richtigkeit der Thatsache zu, erklärte aber, dass bei den meisten Familien die Hälfte des ihnen zukommenden Ernteantheiles nur zur Tilgung der Zinsen ihrer Schulden hinreiche; würde er ihnen für die andere Hälfte baares Geld geben, so würde das Schuldenkapital nie vermindert, was doch in beiderseitigem Interesse liege; durch den Verkauf von Lebensmitteln erhalten aber die Colonisten hinreichend Geld zur Anschaffung von Kleidern und andern nothwendigen Bedürfnissen.

Der zweite Klagepunkt betraf das Salz. Die Colonisten behaupteten, das Salzmass sei zu klein. Elias Leite bemerkte darauf, dass er das Salz den Colonisten immer im nämlichen Blechgeschirr zumesse und den Preis des angehäuften Masses so angesetzt habe, dass die Ladung Salz bei diesem Detailverkaufe $1\frac{1}{2}$ Milreis höher als im grossen zu stehen komme. Er habe den Colonisten wiederholt angeboten, gleich eine Ladung ($1\frac{1}{2}$ Centner) Salz auf einmal anzukaufen und zwar zum nämlichen Preise, den es ihn selbst koste, und es unter sich zu vertheilen; es sei ihm viel lieber, als es, selbst mit einigem Profit, in kleinen Portionen auszumessen. Da die Colonisten aber nicht in besonders gutem Einvernehmen untereinander lebten, so befolgten sie den Rath nicht. Von einer Uebervortheilung der Colonisten oder gar von einem Betruge war hier keine Rede.

Elias de Silveira Leite verzinste das Geld, das er zur Bezahlung der Colonistenvorschüsse an Vergueiro und Compagnie aufgenommen hatte, mit 12 %, berechnete aber den Colonisten für ihre Schulden nur 6 %. Die Buchführung war in Ordnung; der Kaffeeberg in seinem Vollertrage; die Lebensmittel wurden nicht zu hoch angerechnet. Bei den Preisen dieses und des zu verrechnenden Kaffees richtete sich der Fazendeiro seit einer Reihe von Jahren nach denen der Fazenda São Lourenzo, die wir schon kennen gelernt haben.

Da ich einsah, dass die Lage dieser fünf Familien sowie einiger der Fazendas Biri und Couvitinga des Dr. Elias de Pacheco Jordão der Art waren, dass helfend eingeschritten werden müsse, um Verhältnisse zu lösen, die sich durch gegenseitige Schuld verbittert und möglichst ungünstig gestaltet hatten und, wenn auch seit einiger Zeit offenbar etwas gebessert, doch wahrscheinlich für die Dauer unhaltbar und für Gutsherrn und Colonisten zur unerträglichen Last geworden waren, so that ich nach meiner Rückkehr nach Rio de Janeiro bei der kaiserlichen Regierung die nöthigen Schritte, damit sie diese Colonisten aus ihrem Parcerieverhältnisse befreie, indem sie die Fazendeiros entschädige, die Colonisten aber auf einer Regierungscolonie ansiedle, wo ihnen die Möglichkeit gegeben würde, ihre nun an die kaiserliche Regierung übertragenen Schulden zu tilgen. Die Uebersiedelung geschah Ende 1861 nach der neuangelegten Regierungscolonie Cananéa am Littoral der Provinz São Paulo. Als alles zu ihrer Transferirung geregelt war, wollten sonderbarerweise einige Familien die Colonien nicht verlassen und meinten, wenn man ihnen nur ihre Schulden bezahlen würde, so blieben sie gern als Parceriecolonisten bei ihrem frühern Herrn! Das ist ein charakteristischer Zug! Solange die Colonisten noch keine Gewissheit hatten, dass sich ihre Lage ändern werde, erschöpften sie sich in Klagen und Verwünschungen gegen den Gutsbesitzer; sobald aber der Augenblick gekommen war, sein Gut zu verlassen und in günstigere Verhältnisse zu treten, in denen sie aber voraussichtlich schwerer arbeiten mussten, war ihnen auf einmal ihr früher so arg verleumdeter und viel geschmähter Herr ganz recht!

Der Fazendeiro Elias de Silveira Leite, gewöhnlich Elias Velho genannt, ist ein Mann ohne Bildung, ein echter Caipira (gens rustica), aber mit viel Mutterwitz ausgestattet, der mit Nichts angefangen, sich aber durch rastlose Thätigkeit eine Fazenda gegründet und ein hübsches Vermögen erworben hat. Da er an sich selbst die Erfahrung gemacht hatte, wie sehr sich ein unermüdlicher Fleiss lohnt, und er selbst von den frühesten Morgenstunden bis Sonnenuntergang bei den Arbeiten mit Hand anlegte, so verlangte er auch, dass alle, über die er befehlen konnte, seinem Beispiele folgen sollten. Die Trägheit und Arbeitsverweigerung der Colonisten, wodurch er für sich selbst und für sie einen grossen Schaden erwachsen sah, hielten ihn in steter Aufregung, um so mehr, da manche von ihnen seinen Vorstellungen mit Hohn begegneten.

Er hätte gleich beim Beginne der Arbeitsverweigerung ein Schiedsgericht zusammenberufen und die Schuldigen bestrafen lassen sollen, denn die ganze Opposition ging nur von zwei Individuen aus, von denen der eine ein Säufer, der andere gänzlich verkommen und arbeitsscheu war und seine eigenen Kinder im Unrathe fast ersticken liess. Die Frau des Fazendeiro liess diese ein par mal nach dem Wohnhause bringen, um sie reinigen und ihnen die Sandflöhe aus den Geschwüren der Füsse ziehen zu lassen. Alle, die Elias Velho kennen, bezeichnen ihn als einen durchaus rechtlichen und gutmüthigen Mann, aber jähzornig, wenn er gereizt wurde.

Das Wohnhaus befand sich in einem sehr primitiven Zustande. Der Besitzer meinte, der Kaffeeberg werde ihm später schon einmal ein neues besseres Haus einbringen, jetzt genüge dieses noch ein paar Jahre lang. Es war eigentlich nur eine grosse Lehmhütte; mein Zimmer war ein kleines Gemach mit ungeweissten Wänden ohne Decke, ohne Tisch oder Stuhl, nur mit einem rohen Bette. Abends sass ich mit der Familie in der Küche um ein lustiges Feuer, das am Fussboden auf einer grossen Steinplatte unterhalten wurde. Während des Nachtessens fühlte ich plötzlich, wie mir meine Fussbedeckung mit grosser Behendigkeit abgestreift wurde. Ueberrascht blickte ich unter

den Tisch und gewahrte da einen Neger mit einem Waschbecken kauern, der auch sogleich meine Füsse regelrecht wusch und wieder beschuhte; dann schob er das Waschbecken zu meinem Nachbar und wiederholte das nämliche Manöver bei allen Anwesenden. Eine so originelle abendliche Fusswaschung war mir noch nirgends in Brasilien vorgekommen:

Cada terra com seu uso,
Cada roca com seu fuso [1])

Als ich mich in mein Schlafzimmer zurückzog, begleitete mich der Hausherr und stellte das Licht, ein Stück Talgkerze, in eine zerbrochene Flasche, da kein anderer Platz vorhanden war, mitten auf den Fussboden.

Am folgenden Morgen, nachdem ich schon bei Tagesanbruch noch einmal mit sämmtlichen Colonisten Rücksprache genommen hatte, ritt ich in Gesellschaft des Hrn. Elias Velho nach dem zwei Legoas entfernten „Cidade da Constituição". Von fern macht das Städtchen den Eindruck eines weitläufigen Dorfes mit vielen zerstreuten Häusern, und erst wenn man sich ihm mehr nähert, erkennt man die geschlossene Ortschaft, von einem Kranze freundlicher Landhäuser mitten in herrlichen Orangen- und Bananengärten umgürtet. Es kam mir vor, als hätte ich nirgends in Brasilien ein so saftiges und üppiges Grün gesehen wie hier, ein Eindruck, der ohne Zweifel vom Contraste der auffallend rothen Färbung des Bodens mit dem wirklich intensiven Grün der Vegetation hervorgebracht wird.

Diese rothe Erde, „terra roxa" (ein stark eisenschüssiger Thon), wird in ganz Brasilien für ausgezeichnet fruchtbar gehalten und nach dem Urtheile beobachtender Landwirthe soll der Kaffeebaum auf diesem Boden 30 Jahre lang reiche Ernten geben. Einige Aerzte versicherten mich, dass die Bewohner dieser rothen Erde häufig an Nachtblindheit leiden. Meine Erkundigungen bei andern Aerzten, die diese Krankheit noch nicht auf diese Ursache zurückgeführt hatten, scheinen diese Beobachtungen zu bestäti-

[1]) Jedes Land mit seinem Gebrauch,
Jeder Rocken mit seiner Spindel.

gen. Die weniger intensiv gefärbte Erde (terra vermelha) wird viel weniger geschätzt und soll nur die Hälfte der terra roxa produciren. Die weisse Erde, terra branca, wird für die schlechteste erachtet und ihre Production nur auf $1/3$ der terra roxa angenommen. Von vorzüglicher Bonität ist die auch bei Itu vorkommende schwarze Erde (massape preta), die hauptsächlich für die Cultur des Zuckerrohrs geeignet sein soll.

Wir ritten über eine lange hölzerne Brücke über den Rio Piracicaba [1]) nach dem Städtchen, wo ich bei einem deutschen Arzte, Hrn. Dr. Kupfer, abstieg. Kaum tausend Schritt oberhalb der Brücke stürzt sich der Fluss mit Gewalt über Felsenköpfe, die sein Bett sperren, hinunter und soll während der Regenzeit einen herrlichen Fall bilden. Ich fand ihn Ende August sehr unbedeutend. Nach seinem Sturze fliesst der Strom in breitem Bette ruhig am Städtchen vorüber und ist bis zu seiner 6 Legoas weiter nach Westen gelegenen Vereinigung mit dem Rio Tieté selbst für grössere Fahrzeuge schiffbar.

Zu Ende des vorigen oder zu Anfange dieses Jahrhunderts schickten die Polizeichefs von Itu und Porto Feliz die Verbrecher und liederlichen Dirnen hierher, wo damals noch dichter Urwald die ganze Gegend bedeckte. Sie wurden in Porto Feliz ausgeschifft, den Tieté hinunter- und den Piracicaba heraufgeführt, was mit schwerfälligen Canots 12—15 Tage in Anspruch nahm. Heute reitet man bequem in 5—6 Stunden nach Porto Feliz. Im Jahre 1810 wurde in diesem Verbannungsorte eine Kirche gebaut und bald darauf fingen auch freie Personen an sich hier niederzulassen, aber erst im Jahre 1822 versuchte es ein unternehmender Farbiger, einen Weg nach der nur 11 Legoas entfernten Stadt Itu ausfindig zu machen. Es gelang ihm und auf

[1]) Man sagte mir, der Name Piracicaba bedeute „der Ort, wo die Fische stehen", vielleicht wegen der hier befindlichen Wasserfälle, über die die Fische nicht hinauskönnen; nach andern heisst es: der dunkle, glänzende Fisch", wieder nach andern soll der Name „Fischleimfabrik (!) bedeuten. Abgesehen von der gänzlichen Unrichtigkeit dieser etymologischen Deutung des indianischen Compositums, wäre auch durchaus kein Grund vorhanden, diesem Flusse, an dem nichts weniger als eine Fischleimindustrie existirt, diese sonderbare Benennung zu geben.

der Linie der von ihm eröffneten Picada wurde die heutige Strasse gebaut. Allmählich drang man auch durch den dichten Urwald gegen Rio Claro und Campinas vor und erschloss endlich diese üppig fruchtbare Gegend dem Verkehr. Das Kirchspiel Piracicaba wurde zur Villa und durch die Provinzialversammlung im April 1854 zur Stadt, als „Cidade da Constituição“ erhoben, welchen Namen sie jedoch nur im officiellen Verkehr führt; sonst ist allgemein unter ihrer alten Bezeichnung Piracicaba bekannt.

Das Städtchen ist unbedeutend; es hat breite schlechtgepflasterte Strassen, regelmässige Plätze, einzelne gutgebaute neue Häuser, aber nicht einmal einen öffentlichen Brunnen; die Bewohner müssen sich daher ihren Wasserbedarf aus dem Flusse schöpfen. Die Hauptkirche ist unansehnlich und klein; Rosario ist mehr Kapelle als Kirche; ein drittes Gotteshaus (boa morte) war bei meiner Anwesenheit noch im Baue, in einer wundervollen Lage auf einer das Städtchen überblickenden Anhöhe. Die Idee zu diesem Baue ging, wie man mir erzählte, von einem höchst originellen Mann, Miguel Archanjo Benicio Dutra, aus Itu gebürtig, aus. Seit einiger Zeit in Paricicaba ansässig, gründete er daselbst 1851 „eine Bruderschaft des guten Todes“ und bewog dieselbe, zur Herstellung einer neuen Kirche zu schreiten. Der Bau begann 1853. Benicio Dutra legte als Architekt, Zimmermann, Bildhauer und Maler selbst Hand an und förderte in heiligem Eifer, aber mit geringen Mitteln, das Werk so rasch, als es die Umstände erlaubten. Die Kirche enthält drei Kapellen und soll nach dem Plane des Baumeisters von einer Kuppel überwölbt werden. Benicio Dutra soll auch eine sehenswerthe Raritätensammlung besitzen; ich konnte sie nicht sehen, da ihr Besitzer gerade abwesend war. Man versicherte mich, dass dieser bescheidene, rastlos vorwärts strebende, ungemein talentirte Mann bei einer sorgfältigen europäischen Erziehung sich gewiss einen berühmten Namen errungen hätte.

Das verlotterte Stadthaus dient trotz der Beschränktheit seiner Räumlichkeiten als Gefängniss, Polizeiwache, Rath- und Gerichtshaus und als Knabenschule. Wenn das Schwurgericht

tagt, muss die Schule ausgesetzt werden. Das Gefängniss ist in erbärmlichem Zustande. Abgestrafte Verbrecher und Personen in Untersuchungshaft werden in das nämliche ekelhafte Loch gesteckt. Ein öffentliches Spital fehlt der Stadt ebenfalls noch, man wollte jedoch in kürzester Zeit ein solches in Angriff nehmen, da schon eine nennenswerthe Summe zu diesem wohlthätigen Zwecke gesammelt war.

In Piracicaba befanden sich ausser Dr. Kupfer noch ein holsteinischer Arzt, Dr. Melchert, ein französischer und ein brasilianischer. Man erzählte mir, dass einer von diesen Aerzten lange Zeit hindurch die Stadt in grosser Aufregung erhalten habe, denn er hatte die Manie, bei jedem Kranken der bessern Stände, zu dem er gerufen wurde, sogleich Vergiftungssymptome zu finden und die Vermuthung auszusprechen, irgendeiner der Haussklaven werde Urheber des Verbrechens sein. Er brachte es in der That auch so weit, dass man in Piracicaba schon anfing zu glauben, es bestehe unter den Sklaven eine weitverzweigte Verschwörung, ihre Besitzer zu vergiften. Eine Menge dieser armen Teufel wurde fürchterlich gegeiselt, um sie zum Geständniss ihrer Schuld zu bringen. Endlich gelangten doch die Bewohner zur Einsicht, dass sie dupirt worden und die angeblichen Vergiftungen nur ein Hirngespinst des Arztes oder vielleicht gar ein Motiv für ihn seien, sich Wichtigkeit beizulegen und eine grosse Praxis zu erhalten.

Die kaiserliche Regierung gründete im Jahre 1858 am rechten Ufer des Rio Tieté beim Salto do Itapura, unweit der Vereinigung des Rio Tieté mit dem Rio Parana, eine Militärcolonie und Schiffsstation, theils um in der Lage zu sein, den Bewohnern dieser fernen Waldgegenden den nöthigen Schutz angedeihen zu lassen und die Handelsverbindung mit der Provinz Matto grosso zu erleichtern, theils aber hier eine mächtige militärische Stellung gegen den benachbarten, nicht immer sehr freundschaftlich gesinnten Freistaat Paraguay einzunehmen.

Mit der Ausführung dieses sehr wohlüberlegten und glücklichen Planes wurde ein ausgezeichneter Marineoffizier, Mariano de Azevedo, betraut, und es gelang auch seiner grossen Umsicht,

seiner Klugheit und seiner unermüdlichen Thätigkeit, die gewaltigen sich entgegensetzenden Hindernisse zu bewältigen und die Colonie in wenigen Jahren zweckmässig zu organisiren. Wie aber so oft in Brasilien die trefflichsten und fähigsten Männer der Parteileidenschaft oder andern unreinen Motiven geopfert werden und dadurch Institutionen, an denen sie mit dem glücklichsten Erfolge wirkten, zu grossem Schaden kommen, leider oft ganz in Frage gestellt werden, so geschah es auch hier. Der Marineminister José Joaquim Ignacio, der in unbegreiflicher Blindheit stets ein Gegner dieser Militärstation war, rief 1861 den Militärcommandanten Azevedo ab und ersetzte ihn durch einen total unfähigen Mann, der bei seiner Ernennung vom Marineministerium verlangte, dass die schlechten Noten über ihn, denen er die zahllosen Zurücksetzungen verdanke, die er erlitten habe (er war 25 Jahre lang Fregattencapitain), von nun unberücksichtigt bleiben sollen! [1]) Die frivole Art, wie er sich bei seiner Durchreise durch São Paulo über das ganze Unternehmen äusserte, liessen das Schlimmste für dasselbe fürchten, und es wurden daher auch in den öffentlichen Blättern die ernstesten Vorwürfe gegen den Marineminister erhoben. [2])

Der günstige Fortgang des Unternehmens war, nachdem dasselbe einmal so weit gediehen war, nicht für die Regierung allein von hoher Wichtigkeit, sondern auch für die Anwohner des Stromes und für den Handel. In São Paulo hatte sich auch schon eine Gesellschaft gebildet (dous de Dezembro), um die einst so lebhafte Schiffahrt auf dem Tieté von neuem aufzunehmen und so weit wie möglich mit Dampf zu betreiben.

Der nächste Weg von Rio de Janeiro nach Itapura führt über Piracicaba, von wo die Reise mit mehr oder minder Schwie-

[1]) Que fossem trancadas as notas desfavoraveis que existiam em seus assentamentos as quaes elle atribuia os innumeras preteriçoẽs que tem soffrido.“

[2]) Es scheint, dass Azevedo von einem der Nachfolger von José Joaquim Ignacio wieder an die Stelle, die er so ehrenvoll ausfüllte, zurückversetzt wurde, denn im Rechenschaftsbericht des Marineministeriums von 1864 finde ich den Bericht eines Offiziers an den Antonio Mariano de Azevedo als Director der Militärcolonie Itapura gerichtet.

rigkeiten, je nach dem Wasserstande, in Canots oder andern grössern Booten zurückgelegt werden kann. Durch die Belebung der Schiffahrt des Tieté würde die Stadt ungemein an Wichtigkeit gewinnen, und die etwas boshafte Aeusserung, die ich mehrmals hörte, die Regierung habe in Itapura eine Militärcolonie errichtet, um in und bei Piracicaba ein Spital zu unterhalten, bald zu Schanden machen. Jetzt schon ist Constituição ein nicht unbedeutender Stapelplatz für Salz, das, von Santos gebracht, bis zum günstigen Wasserstande hier lagert und dann, theils zum Gebrauche der vielen Viehfazendas das Sertões, theils für die Uferbewohner zum Einsalzen der Fische verschifft wird. Sowol der Rio Tieté als auch der Piracicaba sind ausserordentlich fischreich und bei regelmässigem Schiffsverkehr könnten die Bewohner beider Flüsse leicht einen Theil der Provinz mit gesalzenen Fischen versehen.

Im politischen Districte der Stadt befanden sich 1860 4 Zucker-, 29 Kaffee-, 6 Theeplantagen und 4 Viehfazendas. Die Einwohnerzahl belief sich auf 20000 Seelen, wovon auf die Stadt selbst nur zwischen 3—4000 kamen. Der äusserst fruchtbare, gegenwärtig noch grösstentheils mit Urwald bedeckte Boden, die günstige Lage am schönen Flusse und die Rührigkeit der Bewohner sichern dieser Stadt jedenfalls eine schöne Zukunft.

Von Piracicaba ritt ich, die nähere directe Strasse nach Campinas nördlich lassend, nach Capivary und passirte die nicht fern von der Stadt gelegene grossartige Fazenda des nun verstorbenen Marquez de Monte alegre, auf der die Felder für das Zuckerrohr und, soweit es der Boden erlaubt, auch die für andere Culturpflanzen mit dem Pfluge bearbeitet werden. Ich hebe diesen Umstand besonders hervor, da das nützlichste der Ackerwerkzeuge bisher in der Provinz São Paulo noch äusserst selten gebraucht wird, trotzdem auf sehr vielen Gütern die günstigsten Bedingungen zu dessen ausgedehnter Verwendung vorhanden sind.

Der 6 Legoas lange, meistens wenig gute Weg führt über ein zerrissenes Terrain und bietet nicht das geringste Interesse.

Die Villa São José de Capivary macht den Eindruck eines öden unbedeutenden Dorfes, soll aber der Wohnsitz einer Anzahl reicher Leute sein, was jedoch die ziemlich verwahrlosten Privat- und öffentlichen Gebäude in der That kaum vermuthen lassen. Die Villa ist Hauptort eines reichen Agriculturmunicipiums, in dem sich 63 Zucker-, 32 Kaffee- und 11 Theeplantagen befinden.

Bei einem Hannoveraner, der hier ein Verkaufsgewölbe besitzt, fand ich, in Ermangelung einer andern Herberge, ein leidliches Unterkommen. Ich besuchte Dr. Maier und Apotheker J. Richner, beide seit einiger Zeit hier ansässige Schweizer; ich traf auch einen im Gefängniss sich befindenden holsteiner Parceristen von der 1 Legoa von der Villa entfernten Fazenda „Bom Jardim" des Kapitäns Salvador Nardi de Vasconcellos, wo sich einige wenige Deutsche und eine schuldenfreie Schweizercolonistenfamilie aufhalten. Der Gefangene (H. J. Dedlef Schmidt) behauptete, sein Herr habe ihm, obgleich er stets fleissig gearbeitet und die ihm zugewiesene Anzahl von Kaffeebäumen ordentlich besorgt habe, einen Theil dieser Bäume und gerade die besten wieder entzogen; der Rest, den er ihm gelassen, sei so unbedeutend, dass er von seiner Arbeit durchaus keinen Vortheil gehabt hätte, und da er auf den Vorschlag des Gutsbesitzers, ihm andere, aber schlechtere Bäume zu geben, nicht eingehen konnte, so habe er sich mit dessen Erlaubniss von der Fazenda entfernt, um sich nach einem andern Herrn umzusehen. Bei seiner Rückkehr nach einigen Tagen sei er von seinem Herrn, dem Kapitän Nardi, deswegen dem Gefängniss überliefert und hier in Ketten gelegt worden. Die Richtigkeit des grössern Theiles dieser Angaben wurde mir auch von andern Seiten bestätigt. Nur sah es mit der Gefangenschaft Schmidt's nicht gar so gefährlich aus.

Kapitän Nardi hatte allerdings unter dem Vorgeben, Schmidt habe sich ohne seine Erlaubniss von der Fazenda entfernt, auf das Gesetz von 11. Oct. 1837 sich stützend und vielleicht aus Gehässigkeit gegen denselben, vom Polizeidelegado einen Verhaftbefehl gegen ihn erwirkt und ihn in das Gefängniss von Capivary

abliefern lassen. Der Gefängnisswärter, der das Vergehen des Gefangenen nicht kannte und ihn gegen Empfangsschein übernehmen musste, legte ihm Eisen an, da das Gefängniss derart durchlöchert war, dass ohne eine solche Vorsichtsmassregel an Verwahrung eines Verbrechers gar nicht zu denken war. Als jedoch der Friedensrichter vom Sachverhalte unterrichtet wurde, liess er nachts um 11 Uhr dem Schmidt die Eisen abnehmen und wollte ihn am folgenden Tage freigeben, weil auf sein Verbrechen keine Gefängnissstrafe stehe. Schmidt wollte jedoch von dieser Erlaubniss keinen Gebrauch machen, bis nicht seine Angelegenheit durch ein Schiedsgericht entschieden sei. Der Gefängnisswärter übergab ihm daher einfach den Schlüssel des Gefängnisses und liess ihn thun, was er wollte. Schmidt benutzte das Gefängniss, dessen einziger Bewohner er war, nur noch als Schlafgemach. Wenige Tage nach meiner Anwesenheit in Capivary sollte das Schiedsgericht zusammentreten, um über den Fall zu entscheiden. Ich ersuchte Hrn. Apotheker Richner, mir eine beglaubigte Abschrift des Urtheils nach Río de Janeiro zu senden, was er auch mit grosser Bereitwilligkeit ausführte.

Die Schiedsrichter Antonio de Mello Rego und João Vaz de Arruda Amaral, beides Brasilianer, entschieden nach der mir vorliegenden Urtheilsabschrift, unter dem Vorsitze des Friedensrichters Joaquim Vaz de Arruda Amaral, dass die ohne Erlaubniss erfolgte Entfernung des Colonisten Schmidt von der Fazenda keine Gefängniss-, sondern nur eine Geldstrafe zur Folge habe, der Gefangene also unverzüglich freizulassen sei, dass der Gutsbesitzer hingegen angehalten werde, dem Colonisten eine seinen Arbeitskräften entsprechende Menge guter Kaffeebäume zu verabfolgen, und die Gerichtskosten zu bezahlen habe. Der Angeklagte Schmidt sei mit seinen Entschädigungsansprüchen gegen Kapitän Salvador Nardi de Vasconcellos an die gewöhnlichen competenten Gerichte zu verweisen.

Am folgenden Morgen verliess ich Capivary auf der Strasse nach dem sechs starke Legoas entfernten Itu. Ungefähr zwei Legoas hinter der Villa geniesst man für kurze Zeit eine herrliche Fernsicht nach dem Städtchen Itu, das sich aber bald wieder

dem Blicke entzieht, da der Weg bergauf, bald durch Wälder, bald über Campos führt und die Thalbuchtung, in der das Städtchen liegt, durch Vorberge verdeckt wird. Eine kleine Legoa, ehe man dieses erreicht, zieht sich die Strasse dicht am Itu [1]), einem grossen Wasserfalle, den der Rio Tieté hier bildet, vorüber. Bei hohem Wasserstande mag er mehr durch die Menge des Wassers als durch die Höhe des Sturzes einen imposanten Anblick gewähren. Ich fand ihn allerdings während der trockenen Jahreszeit weit hinter meinen, durch viele zum Theil übertriebene Beschreibungen vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen.

Gegen 2 Uhr langte ich mit sehr müden Thieren in der Stadt an und wurde nach langem Hin- und Herfragen nach einem Gasthause endlich in eine weit weniger als mittelmässige Hospedaria gewiesen. Der Besitzer derselben, ein Sattler, war in Begleitung eines Maulthiertransports abwesend; seine Frau, die als Nebengeschäft Papiercigarren verfertigte, wies mir in einem anliegenden Hause grosse leere Gemächer an und versprach mir, für ein Bett und Essen zu sorgen. Ich war an einige der angesehensten Personen des Städtchens empfohlen, zufälligerweise war aber keine einzige derselben anwesend.

Itu macht einen eigenthümlichen, von den übrigen Ortschaften der Provinz ganz verschiedenen Eindruck. Es hat grösstentheils schlechtgepflasterte Strassen, von denen einige, z. B. die Rua direita, mit vielen stattlichen Häusern; grosse meist mit Gras bewachsene öffentliche Plätze, mehrere hübsche Kirchen, ein Mönch- (São Luiz) und ein Nonnenkloster (N[a] S[a] do Carmo), ein Krankenhaus (São João de Dios), ein Spital für Aussätzige (S[a] N[a] do Horto), ein von französischen Schulschwestern errichtetes Mädcheninstitut und eine höhere Schule für Knaben. Aber es herrscht in der Stadt kein Leben, keine Bewegung, sie hat ein durchaus klösterliches Aussehen. Itu ist das Quartier St.-Germain der Provinz São Paulo, der Sitz der Geld- und Güter-

[1]) Indianisch Wasserfall.

aristokratie und vieler frommen Leute. Kaiser Dom Pedro I. verlieh der Stadt den Titel der Allergetreuesten (fidelissimã).

Im Jahre 1684 wurde dem Dorfe Itu vom damaligen Donatar der Capitania São Vicente Graf Monsanto der Titel einer Villa verliehen und sie gewann durch den äusserst fruchtbaren Boden der Umgegend bald sehr an Bedeutung, sodass sie deshalb wiederholt zum Hauptorte einer Comarca erhoben wurde; gegenwärtig gehört sie zur Comarca Sorocaba. Im District der Stadt wird auf zahlreichen Fazendas eine ausgedehnte Cultur von Zuckerrohr betrieben; mehrere von ihnen sollen trefflich organisirt sein und den besten der Provinz Pernambuco wenig nachstehen. Die Bewohner von Itu beschäftigen sich auch mit einem ziemlich lebhaften Pferde- und Maulthierhandel, gegenwärtig jedoch nicht mehr in dem ausgedehnten Masse wie vor einigen Jahrzehnten.

Genaue Kenner der Verhältnisse Itus versicherten mich, dass die bessere Klasse der Bevölkerung durch ihre Bildung und den Drang, sie zu erweitern und vorwärts zu streben, eine hervorragende Stelle einnehme und dass sie noch viel bedeutender wäre, wenn sie nicht oft von dem grossen Einflusse des Klerus paralysirt würde.

Den folgenden Morgen um 6 Uhr verliess ich Itu. Der ziemlich gute Weg führt bergauf bergab längs eines Gebirgszugs, der einzelne sehr schöne Fernsichten erlaubt, anfangs neben dem ziemlich breiten Tieté, dessen sanfte Strömung stellenweise durch Felsenpartien unterbrochen und eingeengt wird, dann aber bald durch Wald, bald über Campos. Um 1 Uhr erreichte ich das 7 Legoas von Itu in einer kesselförmigen Vertiefung gelegene Dörfchen „Piedade“ und hielt bei einem die Inschrift „Otel“ führenden Haus, um meinen von der drückenden Hitze ermatteten Pferden ein paar Stunden Rast zu gönnen.

Ich gewann bald die Ueberzeugung, dass ich in einer oft besuchten Herberge abgestiegen sei, denn der grosse Tisch in dem mit vielen Betten versehenen Speise- und Schlafzimmer war mit, theils durch Bleistift, theils durch das Messer verewigten Namen bedeckt, und zwar ausschliesslich der edeln Geschlechter

von elsässischen Juden. Ich fand keinen einzigen andern europäischen und keinen brasilianischen Namen. Es fehlte auch nicht an Randbemerkungen in Versen und Prosa als lebhafte Illustrationen zum Grade der geistigen Bildung der Namensträger. In frühern Zeiten hatten diese Mascates in Itu und den reichen Fazendas der Umgegend ein ausgiebiges und sehr lohnendes Feld für ihre Industrie gefunden. Jetzt haben sie hier wie in den meisten Provinzen Brasiliens einen grossen Theil ihres Terrains verloren, denn nachgerade sind die Leute klug genug geworden einzusehen, dass sie bei ordentlichen ansässigen Kaufleuten um 100 und mehr Procent wohlfeiler kaufen und von ihnen reeller bedient werden als von diesen jüdischen Hausirern.

Um 3 Uhr ritt ich weiter und hielt, als es ganz finster war, bei einer einsam gelegenen Venda. Es wurde mir zwar Aufnahme zugesagt, aber ich hatte einen harten Kampf mit der unglaublichsten Indolenz des Vendeiro zu bestehen, um Mais für meine Thiere, ein bettähnliches Lager und ein bescheidenes Nachtessen für mich und meinen schwarzen Begleiter zu erhalten. Der Ort heisst „Bariri". Ein fünfstündiger Ritt brachte mich am nächsten Vormittage nach vierwöchentlicher Abwesenheit wieder nach São Paulo zurück. Kurz bevor man von dieser Richtung her die Stadt erreicht, führt der Weg an dem grossen neuen katholischen Kirchhofe vorüber. Dicht daneben liegt seit 1855 der bescheidene protestantische Gottesacker. Am Tage nach meiner Rückkehr kam eine Deputation von Studenten, mich freundlich einladend, mit ihnen die Alma mater zu besuchen, und bemerkte ausdrücklich, ihre Einladung gelte nicht dem Gesandten, sondern dem Manne der Wissenschaft. São Paulo besitzt eine Rechtsschule (escolo oder facultade de Direito) wie Pernambuco, in der ausser Geschichte, Geographie, Philosophie, Latein, Französisch, Englisch, Arithmetik, Rhetorik und Poesie in einem fünfjährigen Curse die juridischen Fächer gelehrt werden. Sie hat ihren Sitz in dem alten, stattlichen, aber sehr vernachlässigten Gebäude des Franciscanerklosters.

Meine Begleiter führten mich zuerst in einen kleinen viereckigen Hof im Kreuzgange des Klosters zu einem einfachen

obeliskenförmigen Grabmonument. Unter dem Steine ruht ein Deutscher aus edler hochangesehener Familie, der unter dem pseudonymen Namen „Julius Frank“ aus Gotha als Professor der Geschichte an der Universität angestellt war und im Jahre 1841, erst 32 Jahre alt, starb. Da er Protestant war, verweigerten die Geistlichen der Leiche das Begräbniss auf dem



Das Kloster von São Francisco.

katholischen Kirchhofe, und da es zu jener Zeit noch keinen protestantischen Friedhof in São Paulo gab, so beerdigten die Studenten den hochverehrten und sehr geliebten Lehrer an dieser Stelle und setzten ihm das sie und ihn ehrende Denkmal. In dem Hörsaale, in dem Frank lehrte, hängt sein rohgemaltes Bild. Frank, dessen Lehrbuch der Weltgeschichte noch heute bei den historischen Vorlesungen benutzt wird, hat durch seine aufgeklärte historische Richtung auf die Studenten São Paulos einen gewaltigen Einfluss ausgeübt, der gegenwärtig nach 20 Jahren noch lebensfrisch die akademische Jugend durchweht.

Ihm ist es gelungen, deutschem Wissen und deutscher Wissenschaft auf der Rechtsschule São Paulos Geltung zu verschaffen, während sie auf den übrigen drei Fachschulen des Kaiserreichs noch so gut wie unbekannt sind.

Die Lehrzimmer sind ungemüthlich und düster wie das ganze Innere des weitläufigen Gebäudes; nur der grosse Bibliotheksaal ist licht und freundlich. Ich verweilte längere Zeit hier, um mir einen wenn auch nur flüchtigen Ueberblick über die hier aufgestellten Bücher zu verschaffen. Die Bibliothek enthält circa 8—9000 Bände, meistens ältere juridische, historische, philologische und encyklopädische Werke, darunter einzelne werthvolle. Ich fand, was freilich nicht überraschen darf, auch nicht ein einziges deutsches Buch. Die neuere Literatur ist hauptsächlich durch französische Schriftsteller vertreten, aber auch diese sind nur sehr spärlich vorhanden. Es scheint, dass die Dotation der Bibliothek zu spärlich ist, um sie durch nennenswerthe Acquisitionen zu vermehren.

Von den elf ordentlichen juridischen Professoren und den sechs Supplenten sind selten mehr als $^2/_3$ in São Paulo anwesend, die übrigen bekleiden auswärts Regierungsämter. Bei meiner ersten Anwesenheit in São Paulo war ein Professor Präsident der Provinz Pará, ein zweiter Präsident der Provinz Sergipe, ein dritter Präsident von Minas geraes, ein vierter schon seit vielen Jahren in verschiedenen wichtigen Stellungen (unter anderm auch als Minister des Innern) in Rio de Janeiro. Es ist leicht begreiflich, dass die Facultät bedeutend leidet, wenn ihr gerade ihre besten Kräfte entzogen werden. Unter den Studenten, deren Zahl sich auf 500 und mehr beläuft, herrscht ein reges wissenschaftliches Leben und gern versuchen sie sich auf dem Felde belletristischer und politischer Publicität, letzteres freilich zu früh, und für die meisten dieser jungen Politiker wäre es weit besser, wenn sie sich mit Pandekten statt mit politischen Raisonnements abgäben. Sie haben mehrere wissenschaftliche Vereine gebildet, von denen einige erwähnenswerthe Zeitschriften herausgeben, z. B. der Verein Ensayo philosophico Paulistano die Revista mensual, der Ensayo academico die Annaes,

ferner die Imprensa academica u. s. w. Mehrere andere Journale sind nach kurzem Bestehen aus Theilnahmlosigkeit des grossen Publikums und am Kostenpunkte gescheitert.

Seit mehrern Jahren findet von gewissen Seiten eine lebhafte Agitation statt, um die Rechtsschule von São Paulo nach Rio de Janeiro zu verlegen. Ich halte diesen Plan für keinen glücklichen. Abgesehen davon, dass die Centralisation auch in dieser Richtung durch keinen vernünftigen Grund gerechtfertigt erscheint, würde der Stadt São Paulo, deren Hülfsmittel bei geringer Industrie und unbedeutendem Handel auf ein sehr kleines Mass reducirt sind, durch die Versetzung ein sehr empfindlicher Schaden zugefügt. Das herrliche gemässigte Klima der Provinzialhauptstadt ist für die studirende Jugend jedenfalls weit günstiger als das erschlaffend heisse von Rio de Janeiro. In São Paulo ist ein engerer Anschluss der Studenten unter sich leichter möglich als in der Reichshauptstadt mit ihren zahllosen Zerstreuungen. Auch fällt das viel wohlfeilere Leben, wenigstens für die unbemittelten Studenten, bedeutend zu Gunsten São Paulos in die Wagschale.

Studenten, die schon ein paar Jahre lang die Rechtsschule von Pernambuco besucht hatten und dann nach São Paulo übersiedelten, sagten mir, dass bei jener Facultät zwar mehr Lehrkräfte wirken und sich durchschnittlich eine grössere Anzahl Zuhörer vereinigen, von São Paulo aber, nach ihrer Ansicht, der fleissige Student wegen des dort dem Studium viel günstigern Klimas und der grössern Concentration weit mehr Nutzen ziehen könne; dass auch das geistige Leben in São Paulo ein freieres und die wissenschaftliche Richtung eine viel aufgeklärtere sei als in Pernambuco, wo der Romanismus noch seine volle Wirkung auf die Rechtsschule ausübe. [1])

Der Bogen des Portals der Kirche von São Francisco und des jetzigen Universitätsgebäudes ist aus schönem italienischen Marmor gearbeitet, den aber wol nicht leicht jemand unter

[1]) Durch kaiserliches Decret vom 26. April 1866 wurden die beiden Rechtsschulen reorganisirt.

der schmuzigen gelben Oelfarbe, mit der es angestrichen ist, suchen wird.

Das schöne, neue, vom Bischof Dr. Joaquim de Mello gegründete Priesterseminar steht unter der Leitung französischer Geistlichen. Ich fand diese Anstalt bis ins geringste Detail vortrefflich eingerichtet, überall herrschte musterhafte Ordnung und ein tiefdurchdachtes System. Die Lehrer sind sehr gebildete tüchtige Schulmänner und hoffentlich gelingt es ihnen aus den Zöglingen Priester zu bilden, die in der Achtung der Nation durch Moral und Bildung eine höhere Stufe einnehmen werden, als es mit dem jetzigen brasilianischen Klerus der Fall ist. Die Anstalt besitzt ein Observatorium, ein kleines naturhistorisches Museum, eine Sammlung für Lehrzwecke bestimmter physikalischer Apparate. Beim Besuche der Küche dieser Anstalt wurde ich durch die freundliche Anrede zweier jungen Leute überrascht. Es waren die zwei Brüder Zumkeller, die ich vor 2½ Jahren in Paredes am Mucury eingeschifft und in ihren schweren Krankheiten in São João de Porto Alegre gepflegt hatte. [1]) Sie waren nun schon seit zwei Jahren im Seminar als Diener angestellt.

Ich machte auch dem Seminario dos Educandos de Sant' Anna einen Besuch. Es ist dies eine Anstalt für verwahrloste Knaben, die hier einen guten Elementarunterricht geniessen und zu Handlungsgehülfen (Caxoeiros) oder Handwerkern herangebildet werden. Die ganze Einrichtung schien mir zweckmässig und die Leitung eine vernünftige zu sein. Ein zweites diesem entsprechendes Institut ist das Seminario das Educandas do Acu für verwahrloste Mädchen. Ich kenne es nicht aus eigener Anschauung, die Zöglinge sollen nach den Gründungsbestimmungen zu Lehrerinnen oder Dienstboten erzogen werden und nach spätern Verordnungen nicht länger als bis zum 25. Jahre dort bleiben dürfen. Auffallenderweise können die zu Dienstboten gebildeten Mädchen nur sehr ausnahmsweise als solche placirt werden, so gross ist noch bei den tonangebenden Familien São

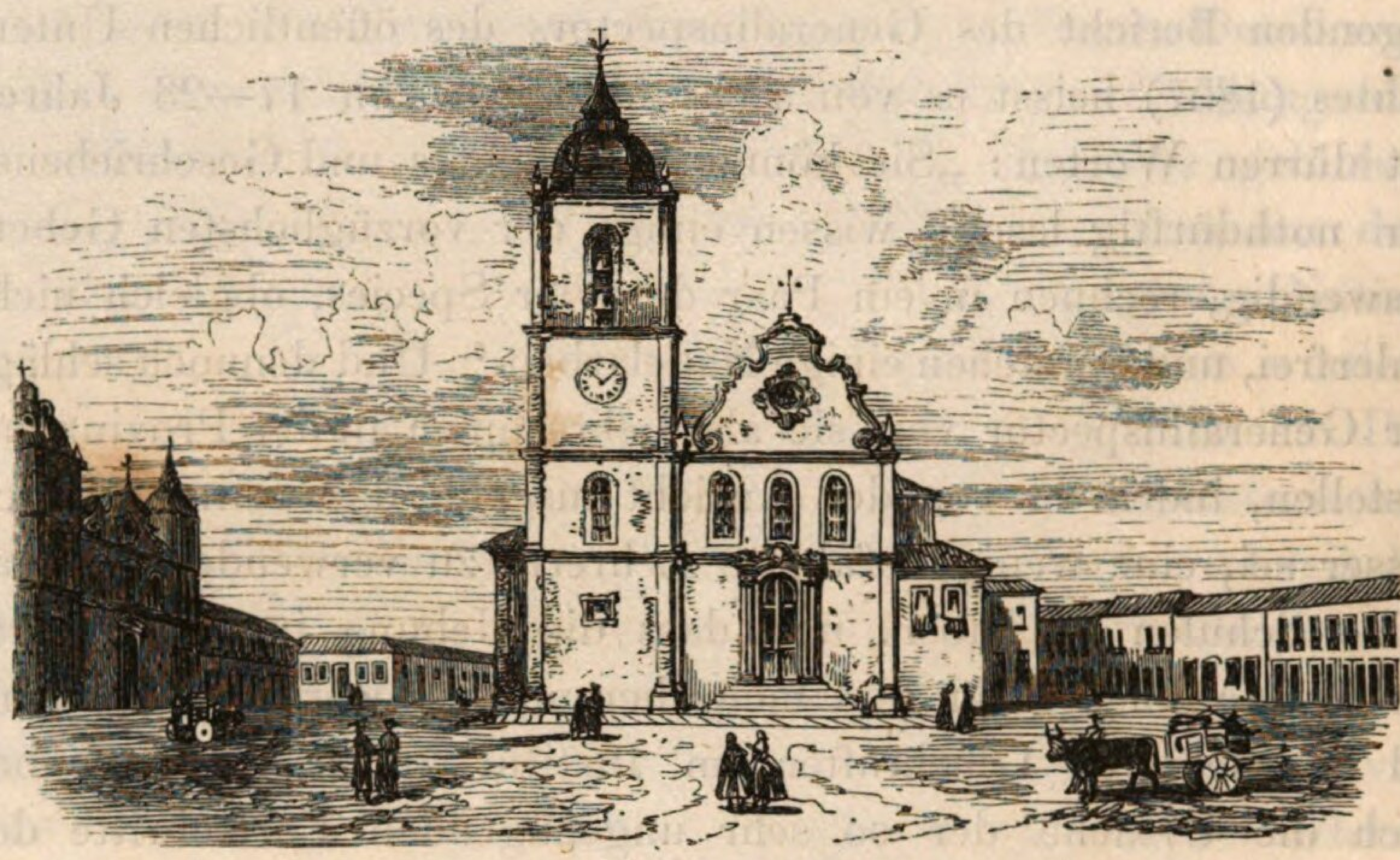
[1]) Bd. II., S. 372.

Paulos die Macht der Gewohnheit, sich nur von Sklaven bedienen zu lassen. Mit den Anforderungen an die Lehrerinnen scheint man noch unter das bescheidenste durch die Vernunft gebotene Mass zurückgehen zu wollen, denn in einem mir vorliegenden Bericht des Generalinspectors des öffentlichen Unterrichtes (1857) heisst es von sechs Mädchen von 17—23 Jahren mit dürren Worten: „Sie können Gedrucktes und Geschriebenes nur nothdürftig lesen, wissen einige der vorzüglichsten Gebete auswendig, rechnen in ein Paar der vier Species, obgleich nicht fehlerfrei, und verstehen einige Nadelarbeit.“ Und dennoch schlägt der Generalinspector vor, sie als Lehrerinnen in der Provinz anzustellen, indem er von der Ansicht ausgeht, dass es immer noch besser sei, eine wenig befähigte Lehrerin zu verwenden, als gar keine Schulen zu haben, und dass die Uebung im Unterrichte die Meisterinnen mehr und mehr heranbilden werde. Der Mangel an tüchtigen Lehrkräften im Institut selbst war offenbar auch die Ursache der so sehr ungenügenden Fortschritte der Mädchen in so vorgerücktem Alter.

Für den höhern Unterricht ist in São Paulo ferner durch eine Anzahl Knaben- und Mädchen-Collegien gesorgt (z. B. das Collegio Emulação, Ypiranga, Brazileiro, Atheneo paulistano u. s. w.) Die Elementarschulen sollen sich in befriedigendem Zustande befinden. Von den Wohlthätigkeitsanstalten der Provinzialhauptstadt sind das Spital, das Irrenhaus, das Krankenhaus für Aussätzige und das Findelhaus zu erwähnen.

São Paulo ist reich an Kirchen und Klöstern, viele von ihnen sind ohne den geringsten Geschmack, selbst die Kathedrale hat keinen architektonischen Werth, würde aber jedenfalls einen bessern Eindruck machen, wenn ihr zweiter Thurm ausgebaut wäre. Die Klöster sind meistens kasernenartige Gebäude mit einem Thurme, zuweilen mit staunenswerther Unregelmässigkeit gebaut, indem nicht einmal die Fenster einer Reihe von gleicher Höhe sind und in der nämlichen Linie liegen, z. B. bei dem im Jahre 1668 gegründeten Kloster von S^ta^ Theresa (Recolhimento de Religiosas da Ordem de S^ta^ Theréza). Das imposanteste dieser Gebäude ist das auf einer dominirenden Höhe gele-

gene Karmeliterkloster. Frisch restaurirt und geweisst, wie ich es 1858 sah, bot es einen mehr freundlichen als ehrwürdigen, aber immerhin überraschenden Anblick. Sein Thurm ist von einer



Sé und São Pedro.

eigenthümlichen Kuppel überwölbt. Das Kloster besitzt ein Vermögen von 190000 Milreis und über 400 Sklaven, die ihm eine sehr beträchtliche jährliche Rente abwerfen. Von der Moral der Mönche wurde mir wenig Gutes erzählt.

Das ehemalige Jesuitencollegium ist ebenfalls ein sehr schmuckloses Gebäude, das auf zwei Seiten den Largo do Collegio (Jesuitenplatz) einnimmt. Am Ende der einen Seite steht die gedrückte unschöne Kirche, daran stösst ein einstöckiges Gebäude, in dem sich gegenwärtig zu ebener Erde der Saal der Provinzialdeputirtenkammer, im ersten Stocke die Regierungsbureaux befinden. Die andere Seite des rechten Winkels ist für die geräumige Wohnung des Präsidenten bestimmt, zu der ein schlechter, durch ein baldachinähnliches Vordach ausgezeichneter Eingang führt, die innern Räumlichkeiten sind gross, im Kasernenstil und man findet darin auch nicht die Spur des einst so ausgezeichneten Kunstsinnes der Väter der Gesellschaft Jesu. Uebrigens mag die innere Einrichtung ihren Zwecken sehr entsprechend gewe-

sen sein. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden, z. B. der bischöflichen Wohnung, dem Theater [1]) u. s. f. verdient keins einer besondern Erwähnung; auch zieren keine schönen Brunnen die Plätze der Stadt, die einen fühlbaren Mangel an gutem



Jesuitencollegium.

Trinkwasser hat. Der von der Provinzialregierung angestellte englische Ingenieur William Elliot beschäftigte sich jahrelang erfolglos mit der wichtigen Frage einer bessern Wasserversorgung São Paulos. Ob es ihm in neuester Zeit gelungen ist, sie zu lösen, ist mir unbekannt.

Die Strassen der Stadt sind meistens eben, ziemlich breit, aber durchschnittlich mit grossen, unregelmässigen Steinen nach der Mitte zu concav gepflastert; die meisten haben Trottoirs. Von den Häusern sind viele ebenerdig, ein grosser Theil aber einstöckig und ihre Fenster mit hübschen kleinern Balkons verziert. In der Rua direita, der schönsten Strasse São Paulos, hat sich der Detailhandel mit europäischen Luxusartikeln in vielen reichausgestatten Gewölben etablirt. Einzelne grosse, zweistöckige Häuser zeigen eine geschmackvolle Architektur. Erwähnenswerth ist das der Donna Domitila de Castro e Mello, Marqueza de Santos, der berüchtigten Maitresse des Kaisers Dom Pedro I. Ich hatte ein paarmal Gelegenheit, diese südamerikanische Pompadour zu sehen. Von ihrem Gesichte sind

[1]) In jüngster Zeit soll ein neues Theater vollendet worden sein.

auch die letzten Spuren einstiger Schönheit verwischt und das Ordinäre in ihrem Wesen ist ihr, wahrscheinlich unverändert, geblieben. Bekanntlich versuchte sie es in der Sterbestunde der tiefverletzten Erzherzogin Leopoldina von Oesterreich, der ersten Gemahlin Dom Pedro's I., gegen deren ausdrückliches Verbot mit



Rua direita.

einer für solche Courtisanen charakteristischen Frechheit in das Krankenzimmer zu dringen und konnte nur durch die nachdrücklichsten Weisungen eines der anwesenden Minister abgehalten werden, nicht auch die letzten Augenblicke der hohen Frau zu verbittern. Die Marqueza de Santos lebt seit vielen Jahren in São Paulo zurückgezogen, aber gänzlich unbeachtet und ohne den geringsten Einfluss. Ihre Vergangenheit gehört der brasilianischen Geschichte an und diese hat über das Weib gerecht und hart geurtheilt.

Der unmittelbar an der Stadt gelegene sogenannte botanische Garten ist eine herrliche, aber gänzlich verwilderte und ver-

nachlässigte Anlage, die von einem sehr alten, tauben, deutschen Gärtner und acht „freien Afrikanern" kaum im leidlichsten Zustande erhalten werden kann. Mit entsprechenden Subsidien liesse sich hier ein ausgezeichnet schöner Erholungsplatz, dessen die Bewohner der Stadt wirklich bedürfen, herstellen; mit den nur tropfenweise bewilligten Erhaltungsgeldern ist dies freilich nicht möglich. An einer abschüssigen Hügellehne einer der Vorstädte, der Cadeira do Piques, befindet sich ein kleiner öffentlicher, wenig besuchter Spazierplatz mit einem sehr geschmacklosen dünnen Ziegelobelisken (Piramide (!) do Piques).

Die Stadt São Paulo verdankt ihren Ursprung den Jesuiten, die hier auf einem Plateau zwischen dem Rio Tamandatahy und dem Bache Ribeirão Inhangabahu im Jahre 1552 ein Collegium theils zum Unterrichte für portugiesische Knaben, theils zum Zwecke der Bekehrung der zahlreichen Indianerstämme der Umgegend gründeten, das Collegium und der um dasselbe entstehende Ort erhielten im Jahre 1554 nach dem Tage, an dem die erste Messe dort celebrirt wurde, den Namen des Apostels Paulus, letzterer 1560 die Prärogative einer Villa und von einer früher in der Nähe gelegenen Ortschaft die Benennung São Paúlo de Piratininga. Die Bevölkerung des neuen Ortes nahm rasch zu, theils durch Zuwanderung aus der Generalcapitanie Rio de Janeiro, theils durch Heirathen mit Indianerinnen der halbcivilisirten Nachbarstämme. Aus diesen Mischehen ging ein zäher, unternehmender, kühner und unabhängiger Stamm von Mestizen (Mamelucos) hervor, der in der künftigen Geschichte Brasiliens die Hauptrolle spielte. Er war es vorzüglich, aus dem sich im folgenden Jahrhundert die kühnen Banden rekrutirten, die Hunderte von Meilen weit in die fernsten Urwälder vordrangen, um Indianer zu fangen und sie als Sklaven zu verkaufen, und aus denen sich später jene unerschrockenen todesmuthigen Abenteurer bildeten, welche scharenweise unter den unsaglichsten Entbehrungen und Gefahren die fast undurchdringlichen Wildnisse und die unwirthlichen Hochebenen von Minas geraes nach allen Richtungen durchstreiften, um nach Gold und Edelsteinen zu suchen. Diese Mestizen waren der Kern der Bevölkerung jener unab-

hängigen, freiheitsliebenden Paulistas, deren Namen mehr mit Furcht als mit Achtung genannt wurde.

Als die Jesuiten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Indianer vor den wüthenden Verfolgungen der Sklavenjäger nicht mehr zu schützen vermochten, erwirkten sie von Papst Urban VIII. ein Breve, in dem er den Bannstrahl gegen alle jene schleuderte, die einen Indianer tödten, zum Sklaven machen oder verkaufen. Das Breve wurde den 13. Juli 1640 in São Paulo verlesen. Die unmittelbare Folge davon war ein allgemeiner Aufstand und die unverzügliche Vertreibung der Jesuiten. Erst 13 Jahre später durften sie es wieder wagen, unter drückenden Bedingungen ihr Collegium zu beziehen, mussten aber ihre Thätigkeit auf einige wenige Aldeas der christlichen Indianer beschränken. Sobald sie den geringsten Versuch eines Uebergriffes wagten, wurde ihnen mit der Ausweisung gedroht. In diesen unerquicklichen Verhältnissen blieben sie bis (1759) zur definitiven Auflösung des Ordens im spanischen und portugiesischen Südamerika.

Nachdem infolge der steten sinnlosen und grausamen Verfolgungen sich die Zahl der Indianer so sehr vermindert hatte, dass ihr Fang kein lohnendes Geschäft mehr abgab und man die fehlenden Arbeitskräfte weit vortheilhafter von der afrikanischen Küste zu ersetzen angefangen hatte, wurden die abenteuerliebenden Paulistas im 18. Jahrhundert Goldsucher, und als auch durch hartnäckige Kämpfe mit den Mineiros und durch die Zunahme der Bevölkerung in den Minendistricten diese Erwerbsquelle zu versiegen begann, dann erst griffen sie zu den dem Klima und Boden der Provinz entsprechenden Beschäftigungen, zum Ackerbau und der Viehzucht. Hand in Hand mit dieser Umänderung der Lebensweise ging auch eine bedeutende Umwandlung im Charakter der Bewohner der Provinz vor. Im 17. Jahrhundert waren sie grausame Menschenjäger, im 18. kühne Goldsucher, im 19. friedliche Ackerbauer und Viehzüchter. Der Paulista von heute gleicht seinen Vorfahren aus den beiden vorhergehenden Jahrhunderten nicht mehr; die Thatkraft ist erschlafft, das stolze Selbstbewusstsein und der glühende Freiheitssinn haben klein-

lichen, politischen Intriguen, erbärmlicher Aemterjägerei und unwürdigen Wortkämpfen und Insulten in der Kammer des Provinziallandtages das Feld geräumt. An Kraft, körperlicher Ausdauer, Arbeitsamkeit, Ernst, Sinn für Recht und Freiheit werden sie von ihren Nachbarn, den Mineiros, die auch zum Theil von den alten Paulistas abstammen, weit übertroffen.

Nach einem Census von 1855 zählte die Stadt mit den zu ihr gehörigen Kirchspielen (Freguesias) 22744 Einwohner; von diesen dürften auf ihr Weichbild nicht mehr als 14—15000 Seelen kommen.

São Paulo liegt 23° 33′ 10″ südl. B. und 48° 59′ 25″ westl. Länge, also 1½ geographische Meile nördlich vom Wendekreise des Steinbockes und nur 38′ 47″ südlich von Rio de Janeiro. Die Höhe der Stadt über dem Meeresspiegel dürfte gegen 1200′ betragen. Die genaue Höhenvermessung, die gelegentlich des Baues der Eisenbahn vorgenommen wurde, kenne ich nicht.

Den 2. Sept. verliess ich ziemlich spät São Paulo, machte im Dörfchen São Bernhardo dem Ingenieur Wieland, damals beim Strassenbau bedienstet, einen Besuch, und langte gegen 9 Uhr nachts bei undurchdringlichem Nebel und heftigem Regen in der Herberge Sansalá auf der Höhe der Serra do Cubatão an. Der Besitzer des Gasthauses, in dem man für theures Geld gute Nahrung und Getränke und leidliches Nachtquartier fand, war ein Schweizer, Namens Jean Perraud. Er hatte sich schon ein hübsches Vermögen erworben, war aber roh und streitsüchtig. Ich rieth ihm jenen Abend dringend an, sich mehr zu mässigen und bei seinen Streitigkeiten und Processen sich vor seinen Gegnern wohl zu hüten. Er lachte jedoch meiner, wie er sagte, unnöthigen und ängstlichen Warnungen und meinte, es sei ihm auf seine Weise schon lange geglückt und in ein paar Jahren werde er sich nach seiner Heimat zurückziehen. Sein Plan ging nicht in Erfüllung, mein gutgemeinter Rath hatte auch nichts genützt; ungefähr ein Jahr später wurde er von einem seiner Gegner meuchlings ermordet.

Am folgenden Morgen musste ich bis 10 Uhr warten, ehe meine Ladungen ankamen; sie hatten mich am Abend vorher

wegen des Regens und der schlechten Wege nicht mehr erreichen können. Die Strasse über die Serra hinunter war grundlos kothig. Mein Begleiter machte mich auf ein kleines gelbes Häuschen hoch oben am alten Serrawege aufmerksam. Dort hatte vor einigen Jahren eine deutsche Familie gewohnt, deren sämmtliche Glieder von entlaufenen Sklaven ermordet wurden. In einem andern kleinen Häuschen oben an der Serra wohnt ebenfalls ein Deutscher. Als man die neue Strasse unweit seiner Wohnung abgrub, fand man den Cadaver eines dort eingescharrten ermordeten Mascates. Der, wie es scheint, sehr gegründete Verdacht des Mordes fiel auf den Deutschen; er wurde in Ketten nach São Paulo geführt, da sich aber ein überzeugender Beweis seiner Schuld nicht feststellen liess, sprach ihn die Jury frei.

Unter stetem strömenden Regen kam ich mehr watend als reitend um 1 Uhr in Santos an. Zwei Tage später schiffte ich mich an Bord der Piratininga ein und verliess nach 22stündiger Fahrt den schwerfälligen Dampfer in Rio de Janeiro.

Viertes Kapitel.

Besuch der Colonien der Provinz Santa Catharina.

(1861.)



Von meiner Absicht, die Colonien der Provinz Santa Catharina zu besuchen, unterrichtet, stellte mir der damalige Marineminister Hr. Conseilhero Francisco Xavier Paes Barreto mit grösster Zuvorkommenheit einen Kriegsdampfer zur Verfügung. Auf seine Mittheilung, dass für den 6. Febr. nachmittags um 4 Uhr die „Paraense“ zur Abreise bereit sein werde, begab ich mich zur bestimmten Stunde in das Marinearsenal, wo mich der Minister des Aeussern Hr. Cansançâo de Sinimbú, der Admiral Hr. Joaquim Marquez Lisboa, Baron v. Tamandaré und der Inspector des Arsenals, Geschwaderchef Hr. Diego Ignacio Cavares, empfingen und bis zur Einschiffungstreppe begleiteten. Unmittelbar nach meiner Ankunft an Bord und dem üblichen

Empfangsceremoniell wurde der Befehl gegeben, die Anker zu lichten, und eine halbe Stunde später dampften wir bei der Festung Santa Cruz vorüber.

Die Kriegscorvette „Paraense" war mit einem 68- und einem 32-Pfünder armirt; sie hat eine Maschine von 220 Pferdekraft und zählt (im Friedensfuss) 124 Mann an Bord. Bei der brasilianischen Kriegsmarine wird das französische System befolgt, nach welchem sich auf den Schiffen keine eigenen Soldaten befinden, sondern die Zahl der Matrosen vermehrt ist und diese die Dienste der Landtruppen und Seeleute zugleich zu versehen haben.

Dem Anthropologen bietet die Bemannung eines brasilianischen Kriegsschiffes ein ganz besonderes Interesse dar, da sie nur aus Farbigen, meistens Indianern des Gebiets des Amazonenstromes, rekrutirt wird. Unter den Matrosen der „Paraense" befanden sich mehrere charakteristische Köpfe, werth, als Rassentypen photographirt zu werden. Ich fand die Disciplin, Ordnung und Reinlichkeit musterhaft. Das Nämliche kann jedoch nicht von allen Schiffen der brasilianischen Kriegsflotte gesagt werden. Von den Offizieren hatte ein grosser Theil seine Bildung in Frankreich genossen, mehrere hatten einige Jahre in der französischen Kriegsmarine gedient. Alle zeichneten sich durch liebenswürdige Zuvorkommenheit aus, trotzdem ihnen durch meine Reise die Carnevalsfreuden der Hauptstadt verdorben und die Aussicht auf eine höchst langweilige, längere Station auf der Rhede von Santa Catharina eröffnet wurde.

Von dem wackern Commandanten der „Paraense", dem Kapitänlieutenant (Capitão tenente) Hrn. Delphim Carlos de Carvalho, hatte ich schon früher sehr viel Lobenswerthes gehört und es wurde mir besonders seine Energie, sein Muth und seine rastlose Thätigkeit bei Unterdrückung des Sklavenhandels hervorgehoben. Er erhielt damals das Commando des Kriegskutters Urania und den Befehl, von Santos an längs der Küsten der Provinzen Rio de Janeiro und Espiritu Santo zu kreuzen. Vor seiner Einschiffung begab er sich zum damaligen Justizminister und Ministerpräsidenten Eusebio de Queiroz Cortinho Mattoso

Camara und ersuchte ihn, ihm ganz offen zu erklären, ob die Regierung kreuzen lasse, blos um den Willen der Engländer zu erfüllen und ihnen Satisfaction zu geben, oder ob es ihr wirklich Ernst sei, dem Unwesen Einhalt zuthun und die Sklavenschiffe aufzubringen; im erstern Falle bitte er seines Commandos enthoben zu werden. Der Minister Eusebio erklärte, dass es der feste Wille der Regierung sei, den Sklavenhandel zu unterdrücken, und empfahl dem Kapitän, besonders auf das Sklavenschiff „Tres amigos", dessen Rückkehr von der afrikanischen Küste täglich erwartet wurde, zu fahnden. Neun Tage später lief die Urania mit „Tres amigos" am Schlepptau in den Hafen von Rio de Janeiro. Im Laufe eines Jahres brachte Kapitän Delphim über 40 Sklavenschiffe mit ein paar tausend Negern auf und lud dadurch auf der einen Seite den tödlichsten Hass der portugiesischen und brasilianischen Trafikanten auf sich, auf der andern aber gewann er im hohen Grade die Achtung der englischen Kreuzer, die sich überall, wo sich Kapitän Delphim mit seiner Urania zeigte, sogleich zurückzogen, denn sie wussten, dass die Gewässer, in denen er kreuzte, ihrer Beaufsichtigung entbehren konnten.

Zur richtigen Würdigung dieses Verhältnisses bemerke ich, dass die brasilianische Regierung in unglaublichster Verblendung und wahrhaft perfider völkerrechtswidriger Weise die Erfüllung ihrer Verträge zur Aufhebung des Sklavenhandels hinausschob, und dass die Minister die brasilianischen Kriegsschiffe kreuzen liessen und den Commandanten geheime Instructionen ertheilten, die Sklavenschiffe ungehindert passiren zu lassen; dass die Hafenbehörden alles aufboten, die den englischen Kreuzern entgangenen Sklaven so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen und sie den englischen Verfolgungen zu entziehen, und dieses Unwesen so lange forttrieben, bis den englischen Kreuzern endlich die Geduld ausging und sie sich ebenfalls zu völkerrechtswidrigen Handlungen hinreissen liessen, in die brasilianischen Häfen eindrangen, die Sklavenschiffe herausholten und verbrannten und im Frieden brasilianische Festungen bombardirten. Erst als es so weit gekommen war, kam auch die Regierung zur Besinnung

und fing an einzusehen, dass sie auf diesem Wege den kürzern ziehen müsse und schwere Conflicte mit England die unausbleibliche Folge ihrer illoyalen Handlungsweise sein würden. Von diesem Momente an, als sie sich, wie es scheint vorzüglich durch den festen Willen des Monarchen bewogen, zur Umkehr entschloss, hat sie auch unerschütterlich fest an ihrem neuen Programme festgehalten und in verhältnissmässig sehr kurzer Zeit war der Sklavenhandel unterdrückt. Die erbärmlichste Rolle spielte zu jener Zeit ein, aus besondern Gründen intimer Freund und Schützling des Ministers Eusebio Queiroz, ein gewisser Joaquim de Paula Guedes Alcophorado, der von den Sklaventrafikanten und den Engländern Geld annahm, von jenen, um ihnen anzuzeigen, auf welche Theile der Küste die Engländer vorzüglich ihr Augenmerk richten, von diesen, um ihnen mitzutheilen, auf welchem Punkte die Trafikanten auszuschiffen beabsichtigen, und an beiden zum Verräther wurde, aber auch durch seine erbärmliche Handlungsweise die allgemeine Verachtung der Nation auf sich zog, die durch seine übrigen skandalösen Verhältnisse nur noch gesteigert werden konnte. Wir werden ihm später noch einmal begegnen.

Von den vielen Beispielen, wie damals von englischer und brasilianischer Seite gehandelt wurde, nur eins. Ein Sklavenschoner lief, von einem englischen Kreuzer verfolgt, in den kleinen Hafen von Guarapary an der Küste von Espiritu Santo ein; der Kreuzer beorderte ein Boot mit einem Offizier, um das Sklavenschiff zu besetzen. Die Hafenbehörden erklärten aber, sie hätten dasselbe schon im Namen der Regierung mit Beschlag belegt. Nach den Verträgen hatten die Kreuzer nun keinen Anspruch mehr darauf und der Offizier zog sich zurück. Kaum war er aber ausser dem Gesichtskreise, als die Ortsbehörde die Sklaven allsogleich dem Agenten des betreffenden Trafikanten auslieferte, der sie unverzüglich längs der Küste wegtrieb. Am folgenden Morgen wurde dem englischen Kreuzer die Felonie der Behörden verrathen, er kehrte zurück, holte den Schoner aus dem Hafen und verbrannte ihn auf offener See.

Es wurde mir die Geschichte der Wegnahme eines Sklaven-

schiffes erzählt, die manche ergötzliche Scene darbot. Von einem englischen Kreuzer hart gedrängt, sah sich der Kapitän eines Negerschiffes genöthigt, an der Küste von Espiritu Santo in eine schwer zugängliche Bucht einzulaufen und auf eine Sandbank aufzurennen. Er verliess mit den Matrosen das Fahrzeug und rettete sich an das Land. Während der Kreuzer, seiner Beute in das gefährliche Fahrwasser nicht mehr zu folgen vermögend, beilegte und ein Boot aussetzte, um sich des Schiffs zu bemächtigen, hatte sich eine Anzahl Puris-Indianer mit ihren Canots ebenfalls dem Fahrzeug genähert und umkreiste es. Sobald das englische Boot ankam und die Matrosen das Schiff bestiegen hatten und nach Ablegung ihrer Waffen in die untern Räume gedrungen waren, um die Sklaven zu befreien, folgten ihnen die Puris auf der Ferse und stahlen ihnen ihre Waffen. Als sich die Matrosen wehrlos einer immer wachsenden Menge Indianer gegenüber sahen, zogen sie sich in ihr Boot zurück, um vom Schiffe Verstärkung zu holen. Unterdessen bemächtigten sich die Puris der von den Matrosen schon entfesselten Neger und brachten sie unter Jubelgeschrei ans Land. Hier waren schon mehrere Fazendeiros der Umgegend, die auf die erste Nachricht der Jagd eines Sklavenschiffs durch einen Kreuzer an den Strand geritten waren, versammelt, und diese erhandelten nun für Kleinigkeiten die von den Indianern erbeuteten Sklaven und führten sie schleunigst auf ihre Fazendas in Sicherheit. Die Puris feierten aber ihr gutes Geschäft mit Tanz und Jubel, bis einige Boote des Kreuzers sie veranlassten, sich in ihre Wälder zurückzuziehen. Den Engländern blieb das Nachsehen übrig, Waffen und Sklaven waren verschwunden. Sie befreiten noch den Rest der Neger vom gestrandeten Schiffe und steckten dasselbe in Brand.

Am längsten sträubten sich die grossen Fazendeiros der Provinz Rio de Janeiro, den neuen Zustand der Dinge anzuerkennen, und suchten durch Schmuggel ihren Sklavenstand noch möglichst zu erhöhen. Eine solche Handlung brachte Souza Breves, den reichsten und mächtigsten Gutsbesitzer der Provinz, auf die Anklagebank vor das Schwurgericht des Städtchens

Angra dos Reis. Hauptbelastungszeuge war unser Kapitän Delphim. Als er am Tage vor der Gerichtsverhandlung in Hafen von Angra einlief, kamen seine Freunde und Bekannten an Bord und beschworen ihn, ja keine Nacht am Lande zuzubringen, denn seit Souza Breves eingetroffen sei, sehe man Hunderte von verdächtigen fremden Gesichtern und Capangos im Städtchen und es sei wiederholt davon gesprochen worden, den Kapitän unschädlich zu machen. Die Gerichtsverhandlung fand statt, Souza Breves wurde, trotz der überzeugendsten Beweise, von den Geschworenen schuldlos erklärt. Man erzählte, das jeder der Geschworenen 2000 Milreis, der als Ankläger fungirende Juiz de Direito Dr. S o, damit er die (in Brasilien zulässige) Appellation nicht ergreife, aber 10000 Milreis empfangen habe.

Da die „Paraense“ nur mit mässiger Schnelligkeit fuhr, war die drückende Hitze noch fühlbarer. In den Mittagsstunden des 7. Febr. wurden zwei Heizer in fast besinnungslosem Zustande aufs Deck gebracht. Das Thermometer zeigte im Maschinenraum 150° F. (52,2° R., 65,5° C.), eine Temperatur, die sich vor den offenen Ofen und bei der beständigen Arbeit des Steinkohleneinwerfens noch um ein Beträchtliches steigerte.

Die Maschine der „Paraense“ war in England gebaut worden und das Schiff litt, wie mehrere andere der brasilianischen Marine, an dem grossen Fehler, dass die von englischen Fabriken bezogenen Locomotionsapparate viel zu schwer für die in Brasilien gebauten Schiffsrumpfe ausfielen und bei diesem störenden Verhältnisse eine beträchtliche Schnelligkeit nicht erzielt werden konnte.

Die brasilianische Marine verwendet zum Schiffsbaue vorzüglich das Holz der Peroba (Aspidospermae Sp.), das nach dem Urtheile von Sachverständigen dem des indischen Thekbaumes für diesen Zweck vollkommen an die Seite gesetzt werden kann. Ausserdem liefern die Sicupira (Bowdichea major), der Potiomujú (Lecythideae Sp.) und der Angelim (Andirae Sp.) treffliches Schiffsbauholz.

Die brasilianische Marine hat mit allen Marinen der südamerikanischen Staaten die grosse Abhängigkeit vom Auslande,

insbesondere von England, gemein. Entweder werden die Schiffe vollkommen ausgerüstet in England oder Frankreich gekauft, oder doch die meisten Maschinen für Dampfer. Da der Bau eines Schiffs im Marinearsenal von Rio de Janeiro, wie wir schon im 1. Bande gesehen haben, eine ungemein lange Zeit in Anspruch nimmt, so kommt er schon deshalb sehr viel theurer zu stehen, selbst wenn die Handwerkerlöhne nicht die exorbitante Höhe erreichen, die sie wirklich haben, und selbst wenn auch keine „unliebsamen Rechnungsfehler" mit unterlaufen würden. Alle für die Ausrüstung und selbst die Verproviantirung des Schiffs nöthigen Gegenstände müssen aus dem Auslande bezogen werden, als Kanonen, Munition, Anker, Thaue, Segel, Kohlen, Maschinenöl, Theer, Kupfer, Nägel, gesalzenes Fleisch, Mehl u. s. f. Die Marine absorbirt daher, obgleich sie zur immensen Küstenausdehnung des Reichs nur eine sehr unbedeutende genannt werden kann, doch einen unverhältnissmässig grossen Theil der Staatsrevenuen [1]), und was das Schlimmste dabei ist, sie ist eine unglückliche Marine, da ihre Verluste selbst in Friedenszeiten bedeutend sind. Brasilien ist gezwungen, seine Marine in stetem möglichst vollständigen Stande zu halten, denn selten fehlt es an politischen Reibungen und Complicationen mit den benachbarten, besonders den südlichen etwas turbulenten Staaten, denen Brasilien weit eher durch seine Kriegsschiffe als durch seine Landtruppen imponiren kann. [2])

Die Ergänzung der Schiffsmannschaft bietet der kaiserlichen Marine ausserordentliche Schwierigkeiten dar. Es leben zwar

[1]) In den 16 Jahren von 1845—60 sind für die brasilianische Kriegsmarine durchschnittlich per Jahr gegen 110,000000 Milreis verausgabt worden.

[2]) Den 11. Juni 1865 lieferten 9 brasilianische Kriegsdampfer unter Anführung des Geschwaderchefs *F. Manoel Barroso* bei *Riachuelo* im Rio Paraná 8 Dampfern von Paraguay, die von 6 schwimmenden Batterien und einer Landbatterie von 20 schweren Geschützen und 1100 Mann unterstützt wurden, ein neunstündiges Gefecht, in welchem die brasilianischen Schiffe einen vollständigen Sieg errangen. Vier Dampfer Paraguays wurden zerstört, die schwimmenden Batterien genommen; die übrigen 4 Dampfer retteten sich übel zugerichtet unter die Kanonen der Festung Humaita. Diese Waffenthat is bisjetzt das schönste Blatt der Geschichte der brasilianischen Marine.

längs der mehr als 2000 Seemeilen langen Küste eine Menge Fischer, die ihr Gewerbe in Jangadas oder noch häufiger in Canots betreiben, aber so eine echt typische seefahrende Bevölkerung wie an den europäischen Küsten, unter der die vorzüglichsten Matrosen rekrutirt werden, gibt es nicht; und noch mehr mangelt in Brasilien der Wille und die Lust, in der Marine Dienst zu nehmen. Die Rekrutirung zum Seedienste muss daher, wie auch durchschnittlich für die Landarmee, mit Gewalt vorgenommen werden. Hinterländer zu Matrosen zu machen, taugt aber in der Regel nicht viel. Die vorzüglichsten Quellen, aus denen die kaiserliche Regierung ihre Matrosen bezieht, sind die Provinzen Alto Amazonas und Pará, überhaupt das Becken des Amazonenstroms, dort werden theils durch List, theils durch Gewalt Indianer eingefangen, an Bord gebracht und gedrillt. Sie geben nach einiger Zeit meist sehr brauchbare Seeleute ab. Als Ingenieure werden in der brasilianischen Kriegsmarine meistens noch Europäer verwendet.

Unter ähnlichen Verhältnissen steht die brasilianische Handelsmarine. Sie hat ausserordentlich theure Schiffe, da nachgewiesenermassen durchschnittlich 20% der Unkosten auf Douanengebühren für Rohmaterial aufgehen und auch hier die höhern Handarbeitslöhne, wenn auch nicht in dem Masse wie in dem kaiserlichen Arsenale, gelten. Die Schiffswerften gerathen daher auch mehr und mehr in Verfall, da infolge der Theuerung der ersten Nahrungsmittel die Arbeit, der erhöhten Zollgebühren das Material theurer zu stehen kommt und die Rheder keine Rechnung finden, so ausserordentlich kostspielige Schiffe bauen zu lassen. Sie hat ferner sehr theure und zum Theil auch sehr schlechte Schiffsbemannung. Die Gehalte der brasilianischen Schiffskapitäne und Matrosen sind viel höher als die auf den theuersten europäischen Schiffen. Europäische Matrosen sind ausserordentlich schwer zu erhalten, die Schiffseigner daher genöthigt, ihre Fahrzeuge (besonders die Küstenfahrer) mit Sklaven zu bemannen. Im Jahre 1860 waren von 5592 Matrosen der Küstenfahrer der Provinz Rio de Janeiro 3846 Sklaven und nur 1746 Freie; die letzten meistens Portugiesen. Welch einen Rück-

schlag auf die brasilianische Handelsmarine die unausbleibliche Sklavenemancipation haben wird, ist leicht einzusehen, denn freiwillig wird selten ein brasilianischer Neger an Bord eines brasilianischen Schiffes als Matrose Dienst nehmen.

Der Brasilianer ist nicht zum Seemann geboren. Sein üppig-reicher Boden weist ihm die Bestimmung als Ackerbauer an. Warum soll er auch das sichere dankbare Land, auf dem er mit leichter Mühe alle seine Bedürfnisse befriedigen und bei angestrengter Arbeit zum reichen Manne werden kann, mit dem trügerischen Ocean, mit allen seinen Gefahren und unsaglichen Beschwerden vertauschen? Der gemeine Mann ist dazu zu nüchtern und genügsam; er zieht das einfachste Mahl, das er mit wenig Mühe erhalten kann, einem Wohlleben vor, dessen Erreichung auf harte Arbeit stossen würde. Der Caboclo der Küste, am meisten zum Seemann geeignet, wagt sich aufs Meer und betreibt den Fischfang weit mehr zum Vergnügen und Zeitvertreibe als um des Gewinnes willen, denn wenn sein Fang ihm die bescheidensten Bedürfnisse befriedigt hat, so liegt er im stupidesten Nichtsthun am Bauche und starrt absolut gedankenlos hinaus auf den blauen Ocean, in die unermessliche graue Ferne; die schwellenden Segel, die zufällig seinen Gesichtskreis durchschneiden, machen ihn nie lüstern, einen hohen Lohn an Bord des Schiffes zu suchen.

Es ist ein gewaltiger Fehler der Regierung, die Brasilianer um jeden Preis zu einer seefahrenden Nation stempeln zu wollen. Die innere Natur und die äussern Verhältnisse weisen den Völkern ihre Hauptbeschäftigung an. Sie machen sie zu Viehzüchtern, zu Ackerbauern, zu Bergleuten, zu Handarbeitern, zu Kaufleuten, zu Jägern, zu Fischern, zu Seefahrern u. s. f. Es ist daher ein müssiges Bestreben, ihnen Bestimmungen octroyiren zu wollen, die mit ihrem ganzen Wesen in Widerspruch stehen.

Um eine einigermassen nennenswerthe Handelsmarine zu schaffen, hat die brasilianische Regierung die fremden Flaggen von der Küstenschiffahrt ausgeschlossen. Dieses Privilegium der einheimischen Rhederei hat solche widersinnige Verhältnisse hervorgerufen, dem Handel so grossen Schaden gebracht, so hemmend auf den innern Verkehr gewirkt und besonders auch einen

so nachtheiligen Einfluss auf die ohnehin übermässig hohen Lebensmittelpreise ausgeübt, dass eine für das Wohl der Nation wahrhaft bemühte Landesvertretung diese gemeinschädliche Massregel schon längst hätte abschaffen müssen. Ausgezeichnete brasilianische Publicisten haben mit den überzeugendsten Beweisen und fast unwiderstehlichen Gründen, mit der ganzen Wucht ihrer Beredsamkeit gegen dieses sinnlose Privilegium angekämpft, aber überall ein offeneres Ohr und ein richtigeres Verständniss gefunden als in den Regierungskreisen. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier auf die engherzigen, beschränkten, zum Theile fast lächerlichen Motive näher eingehen, welche bisjetzt an massgebendem Orte hervorgehoben wurden, um an einem Verfahren festzuhalten, das wol zur Zeit der tyrannischen portugiesischen Herrschaft hätte Entschuldigung finden können, das aber sehr schlecht mit der Stellung eines constitutionellen, seinen Freiheiten, seinen Fortschritten und seiner Bildung sich brüstenden Staates übereinstimmt. Solange also noch dieses Privilegium besteht, muss der Zwischenhandel der Küstenprovinzen sich der schwerfälligen einheimischen Schiffe bedienen, die zum Theil alt und als halbe Wracks die möglichst geringe Sicherheit darbieten, mit wenig erfahrenen Matrosen bemannt, häufig von noch unerfahrenern Kapitänen geführt werden, und muss auch so lange noch zum empfindlichsten Nachtheile des consumirenden Publikums so hohe Frachten zahlen, wie sie wahrscheinlich in keinem Theile der Welt mehr vorkommen. Dr. Manoel de Almeida hat nachgewiesen, dass eine Pipe Wein oder irgendeiner andern Flüssigkeit von der Nordsee oder dem Mittelländischen Meere nach Brasilien 10—12 Milreis zahlt, dass diese nämliche Pipe aber auf einheimischen Schiffen von Pernambuco nach Rio de Janeiro 5—7 Milreis, nach Rio grande do Sul 14—18 Milreis Fracht kostet. Nach der nämlichen Autorität fanden es die Besitzer einer Baumwollenspinnerei vortheilhafter, das Rohmaterial aus England kommen zu lassen, als es der hohen Fracht wegen aus den baumwolltreibenden Provinzen Brasiliens zu beziehen. Ein Ballen Baumwolle von Pernambuco z. B., direct auf einem brasilianischen Schiffe nach Rio de Janeiro gebracht, kommt theurer

zu stehen, als wenn dieser Ballen auf einem fremden Schiffe nach Liverpool oder Southampton und von dort wieder zurück nach Rio de Janeiro gebracht wird!

Den 13. Aug. 1855 segelte das belgische Schiff Nyverheid von Antwerpen mit voller Ladung und einer ziemlichen Anzahl Auswanderer nach Brasilien und strandete im November unweit Cabo Frio an der Küste des Assu etwas nördlich von Rio de Janeiro. Kapitän Morrison verliess mit den Matrosen das gescheiterte Fahrzeug, ohne irgendwelchen Versuch zur Rettung der Auswanderer und der Ladung zu machen. Von brasilianischen Seebehörden wurden die Passagiere und die halbe Ladung in Sicherheit und letztere auf dem brasilianischen Schiffe Dom Pedro V. nach Rio de Janeiro gebracht. Während die *ganze* Ladung von Antwerpen nach Brasilien circa 4600 Milreis Fracht zahlte, so musste die halbe Ladung von dem Hafen São João da Barra bis nach Rio de Janeiro, eine Entfernung, die ein Segelschiff leicht in 2½ Tagen zurücklegen kann, 2000 Milreis Fracht zahlen! Noch auffallender ist ein ebenfalls von Dr. Almeida citirtes Beispiel: die brasilianische Regierung hatte eine Ladung nach Pernambuco zu senden und miethete zu diesem Zweck ein Bremerschiff für 1000 spanische Thaler; da aber von einigen Seiten der Einwurf gemacht wurde, dass die Ladung in Anbetracht der Privilegien der einheimischen Küstenschiffahrt nicht unter fremder Flagge abgesendet werden könne, so musste die Regierung ein brasilianisches Schiff um den Preis von 5000 spanischen Thalern zu demselben Zwecke miethen!

Aehnliche Fälle wiederholten sich öfters, sodass sich endlich die Regierung veranlasst sah, die Bestimmung zu treffen, dass Ladungen der öffentlichen Verwaltung unter beliebiger Flagge verschifft werden können! Wenn also für die Regierung selbst dieses Privilegium so drückend ist, dass sie sich ausserhalb desselben stellt, soll denn fort und fort der Handel und das grössere Publikum darunter leiden? Solche Thatsachen sind denn doch gewiss beredt genug, um zur energischen Abhülfe zu mahnen.

Auf jenen Küstenfahrern, die nicht mit Sklaven bemannt sind, kann die gesetzliche Vorschrift, dass ¾ der Mannschaft

Brasilianer sein müssen, aus Mangel an einheimischen Matrosen nur selten erfüllt werden. Die Douanenbehörden drücken daher ein Auge zu und lassen in diesem Falle Portugiesen für Brasilianer gelten; sobald sich aber die Kriegsmarine aus der Handelsmarine ergänzen will, so beweisen diese Pseudobrasilianer durch ihre Consuln ihre portugiesische Nationalität; das Privilegium wirkt also nach jeder Richtung hin schädlich und demoralisirend.

Die Nacht vom 8. auf den 9. Febr. fuhren wir nur mit $^1/_4$ Dampfkraft, da wir dem ersten Ziele unserer Reise nahe waren. Des folgenden Morgens um 9 Uhr wurde bei der Ilha da Graça Anker geworfen und durch ein paar Kanonenschüsse ein Pilot (Pratico) verlangt. Vor 50 Jahren wurde auf dieser Insel ein Etablissement für den Walfischfang errichtet; es soll auch eine Zeit lang vortheilhafte Geschäfte gemacht haben. Heute ist die letzte Spur davon verschwunden. Dringend nöthig ist die Errichtung eines Leuchtthurms auf dieser den Eingang in den Hafen von São Francisco beherrschenden Insel. Um 12 Uhr kam der Lootse an Bord und führte uns durch den nördlichen Kanal bei $3^1/_2$ Faden Tiefe (die „Paraense“ ging 14′ tief) in den Fluss bis vor die Cidade de Nosta Senhora da Graça (bekannter unter dem Namen São Francisco), wo wir um 2 Uhr vor Anker gingen.

São Francisco, das den Titel und die Prärogative einer Stadt (Cidade) führt, liegt auf einer fruchtbaren Insel von ungefähr 18—20 Quadratlegoas Flächeninhalt der Bai Babitonga gegenüber. Der Ort wurde 1648 von Gabriel Larez de Souza im Namen des Marquis von Cascaes auf diesem von den Carijos-Indianern, den feindlichen Herren dieser Gegend, bewohnten Eilande gegründet. Die Stadt besteht nur aus zwei Parallelstrassen mit meist unansehnlichen, niedrigen, ebenerdigen Häusern. Weder der Walfischfang noch die Agricultur oder die günstige Meereslage vermochten das Städtchen zu heben und es hat erst in neuester Zeit durch die Colonie D^a Francisca einige Bedeutung gewonnen.

Früh um 5 Uhr des folgenden Morgens verliess ich, von ein

paar Offizieren begleitet, in einem Boote mit zehn Riemen das Schiff, um mich nach der Colonie zu begeben. Da wir die Ebbe gegen uns hatten, legten wir ein paar Stunden lang an der Ilha grande der inselreichen Lagoa de Saguassú an. Am Strande dieser mit Strauch- und Baumvegetation bedeckten Insel kommen treffliche Austern in grosser Menge vor. Selten findet man einzelne Individuen, meistens zu grosse Klumpen zusammengeballte Gesellschaften. Es ist fast unmöglich, diese Austern mit dem Messer zu öffnen; man legt sie daher ans Feuer, wo sie schnell den Deckel aufschliessen. Bei eintretender Flut setzten wir die Reise fort und liefen gegen Mittag in den schmalen Rio da Cachoeira und langten bald am Landungsplatze von Joinville an. Im Gasthause des Herrn R. fand ich in einem erbärmlichen Zimmer ein Unterkommen.



Joinville.

Es war Sonntag; das Städtchen hatte ein freundliches, festliches Aussehen. Die reinlich gekleideten, blondhaarigen auf der Strasse spielenden Kinder machten besonders auf meine brasilianischen Begleiter einen grossen Eindruck und sie zogen fast unwillkürlich eine Parallele zwischen den Kindern ihrer ärmern

Landsleute und diesen kleinen Germanen, die entschieden zu Gunsten der letztern ausfiel.

In Begleitung des Coloniedirectors Hrn. L. Niemeyer machte ich abends noch einen Besuch beim Secretär der Colonie, Hrn. Dr. Dörffel, dessen Wohnung reizend auf einer Anhöhe gelegen, von einem wohlgepflegten, allerliebsten Garten umgeben ist.

Die jüngere Schwester des Kaisers von Brasilien, D[a] Francisca, erhielt bei ihrer Vermählung mit dem Prinzen Joinville im Jahre 1843 von der Nation einen bedeutenden Landcomplex in der Provinz Santa Catharina an der Küste von São Francisco als Mitgift. Als nach dem Sturze des französischen Königshauses der Prinz ins Exil wandern musste, beschäftigte er sich ernstlich damit, die mit Urwald bedeckten Ländereien nutzbringend zu machen, und fasste die nahe liegende Colonisirung derselben vorzüglich ins Auge. Die durch geschickte Unterhändler angeknüpften Verbindungen hatten einen günstigen Erfolg. Es bildete sich im Jahre 1849 in Hamburg unter der Leitung des einst so einflussreichen Senators Christian Mathias Schröter ein Colonisationsverein, dem der Prinz von Joinville, von der richtigen Ansicht ausgehend, dass durch eine blühende Colonie seine daran grenzenden Ländereien bedeutend an Werth gewinnen werden, 12 Quadratlegoas zu Colonisationszwecken abtrat. Nachdem die Colonisationsgesellschaft im Jahre 1850 verschiedene Vergünstigungen von der kaiserlichen Regierung erhalten hatte, gründete sie im Jahre 1851 mit 410 von Hamburg abgesandten Auswanderern die Colonie D[a] Francisca. Bis zum Jahre 1855 hatte der Verein nur mit eigenen Kräften gewirkt, aber auch ein Kapital von 150000 Milreis aufgebraucht, und er hätte wahrscheinlich damals seine Thätigkeit einstellen müssen, wenn ihm nicht einer der Gründer durch einen Zuschuss von fernern 100000 Milreis zu Hülfe gekommen wäre. Die Verhältnisse gestalteten sich indessen der Art, dass der Verein wohl einsah, dass ohne eine ausgiebige Unterstützung von seiten der brasilianischen Regierung das Unternehmen keinen gedeihlichen Fortgang nehmen könne. Die Regierung erklärte sich auch zu einer

solchen bereit und schloss 1855 mit dem hamburger Vereine einerseits und dem Agenten des Prinzen andererseits einen Contract ab, in dem sie die Verpflichtung übernahm, für jeden importirten Colonisten je nach dem Alter eine Prämie von 20 bis 30 Milreis zu bezahlen, dagegen machte sich der hamburger Verein verbindlich, 2250 Colonisten, der Agent des Prinzen aber deren 4000 einzuführen. Im folgenden Jahre wurde ein neuer Contract mit der Regierung, die dem Unternehmen eine grosse Aufmerksamkeit schenkte, abgeschlossen. Diese verpflichtete sich nämlich, von der Colonie aus eine Fahrstrasse über die Serra nach der Provinz Paraná bauen zu lassen und der Gesellschaft 1000 Landlose (à 250000 □Brazas) zum Preise von ½ Real die □Braza zu verkaufen, wogegen sich der Verein anheischig machte, 10000 Colonisten daselbst zu etabliren, aber nur für 1500 die Prämie zu beanspruchen. Ausserdem gewährte die Regierung der Colonie noch andere namhafte Unterstützungen zum Baue einer protestantischen und einer katholischen Kirche, der beiden Pfarrwohnungen, des Stadthauses, der Regulirung des Rio da Cachoeira, um einen Theil der Niederlassung vor Ueberschwemmungen zu schützen, übernahm die Besoldung der beiden Geistlichen (eines jeden mit 1000 Milreis) und machte sich verbindlich, dem Vereine monatlich vorschussweise 2000 Milreis zu verabfolgen und für den Bau der Serrastrasse ebenfalls monatlich 3000 Milreis auszubezahlen.

Als Director der Colonie und zugleich Vertrauensmann und Agent des Prinzen Joinville fungirte während ungefähr acht Jahren Hr. Leonce Aubé, ohne Zweifel ein ebenso intelligenter als thätiger Mann, aber unglücklicherweise war gerade diese Stellung nicht der richtige Wirkungskreis für seine Kräfte, denn er war alles eher als ein praktischer Colonisator. Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass die geringen Fortschritte der bedeutendsten, in neuerer Zeit in Brasilien gegründeten Colonie, derjenigen, für die die meisten pecuniären Opfer gebracht wurden, zum grössten Theile seinem gänzlich verfehlten Systeme zuzuschreiben sind.

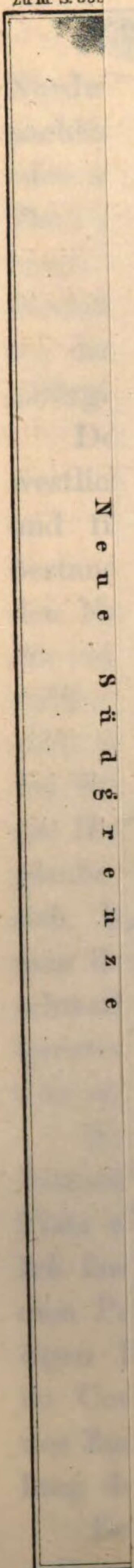
Für den ersten Sammelplatz der Colonie, das sogenannte Städtchen „Joinville“, wurde ein Terrain ausgewählt, das ein

praktischer und umsichtiger Colonisator niemals zu diesem Zwecke bestimmt haben würde. Es hat nur die Nähe der Flusses für sich, aber gerade diese ist ihm andererseits sehr nachtheilig, denn bei Hochfluten und anhaltenden Regen steht ein Theil der anliegenden Strassen unter Wasser und die Wohnungen sind, trotzdem sie auf Piloten stehen, feucht und ungesund; zudem ist der Boden auf mehr als $1/_2$ Legoa im Umkreise unfruchtbar und nur zu Anlagen künstlicher, aber immer magerer Weiden geeignet.

Bei meiner Anwesenheit zählte Joinville 129 meist leicht gebaute Häuser; nur wenige haben eine solide Ziegeldachung. Der grösste Theil steht in ziemlich grosser Entfernung auseinander; der Ort nimmt daher eine für die Häuserzahl sehr bedeutende Fläche ein. Wären die breiten, guten Strassen mit Bäumen bepflanzt, so würde der Eindruck des Unfertigen, gewissermassen Verödeten, das den Ort jetzt noch charakterisirt, einem freundlichern Eindruck Platz machen. Einzelne Häuser sind von solider, geschmackvoller Construction und mit Comfort eingerichtet, unter diesen zeichnet sich besonders die Directorialwohnung von fern aus. Auf einer dominirenden Anhöhe steht ein für die Sitzungen der Freimaurerloge bestimmtes Gebäude.

Eine protestantische und eine katholische Kirche waren im Bau begriffen. Erstere war zwar unter Dach, aber doch noch lange nicht fertig; sie steht auf einem sehr feuchten Platze. Letztere ist in einem viel zu grossartigen Masstabe angelegt, jedenfalls viel zu grossartig für die Verhältnisse von Joinville. Die bedeutenden von der Regierung zu diesem Zwecke beanspruchten Summen wurden von dieser nur in langen Zwischenräumen verabfolgt, das Werk konnte daher zum Nachtheile des schon stehenden Mauerwerkes auch nur sehr langsam gefördert werden. Die Sucht, auch mit Kirchen zu prunken, hat die Direction den grossen Misgriff begehen lassen, dieses Gotteshaus in so unverhältnissmässigen Dimensionen anzulegen. Sie hat dabei wol nicht bedacht, dass die besonders im brasilianischen Klima so schnell nöthig werdenden Reparaturen einst schwer auf dem Gebäude lasten werden.

Zu III. S. 353



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Von Joinville fand die Hauptausdehnung der Colonie nach Nordwesten statt, ohne dass jedoch die andern Richtungen vernachlässigt wären. Das Terrain besteht aus einem durch mehr oder minder breite Thäler coupirten Hügellande. Der nördliche Theil zwischen dem Rio do Cubatão und seinem Zuflusse Rio braza do Sul ist eben und zum Nachtheile der Anwohner der Inselstrasse öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt; nach Westen, wo das Colonieland gegen die Serra de Mar übergeht, wird er gebirgiger.

Der zweite Sammelpunkt der Colonie ist drei Legoas nordwestlich von Joinville in einem herrlichen, weiten Thale angelegt und führt den Namen „Annaburg". Bei meiner Anwesenheit bestand es nur aus wenigen Häusern und verdiente noch nicht den Namen eines Dorfes. Da nach dem ursprünglichen Projecte die wichtige Serrastrasse in dieser Richtung geführt werden sollte, so wurde dieses Thal vorzüglich passend zur Gründung einer geschlossenen Ortschaft erachtet. Später wurde die Trace der Strasse geändert und nun verschwand auch für Annaburg die Hoffnung eines raschen Emporblühens. Nichtsdestoweniger glaube ich, dass bei einer grössern Entwickelung der Colonie sich hier ein wichtiger Centralpunkt bilden werde. Wenn man den Blick über die prachtvoll üppige Vegetation des Thales schweifen lässt, so kann man kaum den Angaben mehrerer Colonisten glauben, dass der Boden nicht besonders fruchtbar sein soll.

Nachdem die definitive Richtung der grossen Serrastrasse bestimmt war, wurde drei Legoas nordwestlich von Joinville der Platz zu einer dritten Ortschaft dicht an der Strasse ausgesteckt. Ich fand ihn noch mit Urwald bedeckt. Der Ort soll den Namen Pedreira führen, zur dankbaren Erinnerung an den wichtigen Einfluss, den der brasilianische Staatsrath Luiz Pedreira do Coutto Ferraz als Regierungscommissar zur Untersuchung des Zustandes der Colonien in Santa Catharina auf die Entwickelung der Colonie D^{a} Francisca genommen hat.

Bei der Gründung einer Colonie ist es immer unumgänglich nothwendig, von vornherein den Platz für den künftigen Haupt-

ort oder das Coloniecentrum zu bestimmen, da das zu diesem Zwecke nöthige Terrain von den zu vertheilenden Landlosen ausgeschieden werden muss. Die richtige Auswahl dieses Platzes mitten im Urwalde ist oft eine schwierige Aufgabe und fordert die grösste Umsicht und die reiflichste Erwägung, um die Zukunft der zu wählenden Localität in Einklang mit dem zweckmässigsten Verkehr und den Bedürfnissen der künftigen Bevölkerung zu bringen. Oft geschieht es, dass die Gründer von Colonien in dieser Beziehung fehlgreifen und später den Fehler zum Nachtheile der ganzen Ansiedelung nicht mehr verbessern können.

Wie schon bemerkt, ist der Boden von Joinville steril, wird aber in der Entfernung von einer halben Meile von diesem Orte etwas besser und soll in der grössten Ausdehnung der Colonie gut, zum Theil, besonders weiter ins Innere, vortrefflich sein. Einige Strecken werden als von sehr mittelmässiger Qualität bezeichnet und geben den Colonisten, denen diese Landlose zugefallen sind, Anlass zu Klagen. Nach dem Urtheile sachverständiger Männer soll im Durchschnitte der Boden der Colonie von weit geringerer Bonität sein als der in den meisten übrigen Niederlassungen der Provinz.

Die Colonie eignet sich wegen ihrer südlichen Lage und der ziemlich niedrigen Wintertemperatur nicht mehr recht für den Anbau der eigentlichen intertropischen Culturpflanzen. Das Zuckerrohr wächst in feuchten Niederungen zwar sehr üppig, leidet aber häufig an Frösten, die den Rohrzucker in Traubenzucker umwandeln, sodass der Saft zur Bereitung von Zucker unbrauchbar wird und nur noch, bald gepresst, zur Bereitung von Branntwein verwendet werden kann. Nicht selten zerstören die Frostnächte die Zuckerrohrpflanzungen gänzlich; diese Cultur im grossen ist daher den Colonisten durchaus nicht anzuempfehlen.

Der Kaffeebaum gedeiht ausgezeichnet gut; die Colonisten beklagen sich aber, dass die Bohnen ungleich reifen, und meinen, dass bei der Cultur im grossen durch diese Ungleichmässigkeit der Reife sich die Erntearbeit so sehr in die Länge ziehen werde,

dass der Gewinn nicht mehr im richtigen Verhältnisse zur Arbeit stehen würde. Ich theile diese Ansicht nicht, denn es ist eine allgemein beobachtete Thatsache, dass auch in den besten Kaffeedistricten an einzeln stehenden oder nur zu kleinen Gruppen vereinten Bäumen, ebenso auf jungen Stauden die Früchte weit ungleichmässiger reifen als in geschlossenen, im Vollertrage stehenden Kaffeebergen.

Die Bedingungen des Kaffeebaues sind in dem zwar nördlicher gelegenen, aber 1500—2000 Fuss ü. M. gelegenen Plateau der Provinz São Paulo, wo eine so schwunghafte Kaffeecultur betrieben wird, nicht günstiger als auf der Colonie D^{a} Francisca, deren Hügel sich ausgezeichnet zur Anlage von Kaffeebergen eignen würden. Allerdings werden die Fröste hier so wenig wie in São Paulo den Kaffeeberg verschonen, aber das dürfte wol kaum ein hinreichender Grund sein, diese so einträgliche Cultur gänzlich beiseitezusetzen. Unser deutscher Bauer pflanzt sein Korn auch von Jahr zu Jahr und findet seine Rechnung dabei, obgleich es ihm mehr oder minder verwintert oder von Hagelschlägen zerstört wird. Der Ackerbau ist so sehr abhängig von kosmischen Einflüssen, dass höchst selten eine so glückliche Gegend gefunden wird, die alljährlich auf gleichmässige sichere Ernten zählen kann.

Für die Cultur von Mandioca eignen sich Klima und Boden von D^{a} Francisca vortrefflich. Das Mehl dieser Wurzel (Farinha) bildet den Hauptexportartikel der Provinz Santa Catharina. Die Preise der Farinha variiren ausserordentlich und lassen, wenn sie niedrig stehen, dem Colonisten einen so geringen Nutzen, dass er sich bei jeder andern Cultur besser steht. Der Mais soll in den ersten Jahren keine besonders guten Resultate gegeben haben, später war man aber mit seinem Anbau besser zufrieden. In günstigen Localitäten der Thalniederungen gedeiht der Reis ausgezeichnet gut. Wenig sicher sollen hingegen die Bohnenernten sein. Versuche mit der Baumwollencultur sind, wie es scheint, wegen zu häufiger Regen nicht befriedigend ausgefallen. Für den Tabackbau hingegen sind die Bedingungen sehr günstig und ich bin überzeugt, dass der Taback einer der wichtigsten

Exportartikel für São Francisco werden könnte, wenn eine zweckmässige Auswahl der zu bauenden Arten, eine sorgsame Pflege der Pflanzen, ein strenges Sortiren der Blätter und insbesondere eine sehr sorgfältige kunstgerechte Behandlung beim Trocknen derselben stattfinden würde. Nach dem Urtheile eines grossen bremer Hauses, das sehr ausgedehnte Geschäfte in amerikanischen Tabacken macht, könnte der Taback von Santa Catharina, wenn demselben von seite der Landwirthe mehr Aufmerksamkeit geschenkt würde, vollkommen mit dem bekannten bahianer Taback concurriren. Cigarren von Colonietaback haben ein angenehmes Aroma und stehen jedenfalls weit über der Mehrzahl der gewöhnlichen europäischen Cigarren, nur findet man sie selten abgelagert und gleichmässig gut gedreht.[1])

Eine jede Colonie sollte dahin trachten, ein landwirthschaftliches Product, dem Klima und Boden besonders entsprechen, im grossen als Exportartikel zu bauen; denn es genügt nicht, dass die Colonisten blos hinreichend Nahrung haben, sie sollen sich auch Geld für die übrigen Lebensbedürfnisse und einen Reservefonds erwerben. Das ist bisher auf D^a Francisca noch nicht der Fall gewesen, die Colonisten sagten mir, dass sie mit ihren Ackerbauproducten der Concurrenz der kleinen brasilianischen Landwirthe nicht die Wage halten können, da diese weit weniger Bedürfnisse haben als sie, ihre Erzeugnisse also auch weit wohlfeiler losschlagen können. Sie finden z. B. den Taback, der ihnen auf der Colonie zu den Marktpreisen von Rio de Janeiro und Bahia bezahlt wird, zu wohlfeil und behaupten, dabei ihre Rechnung nicht zu finden. Wenn diese Angabe wirklich begründet wäre, so könnte sie nur auf unnatürlichen Verhältnissen beruhen und würde keinenfalls ein günstiges Zeugniss für die Colonie D^a Francisca ablegen. D^a Francisca ist auch die einzige Colonie, auf der ich diese sonderbare Klage hörte. Ich glaube, sie beruht besonders auf dem Umstand, dass sich daselbst bisher

[1]) In neuester Zeit haben sich die Colonisten von D^a Francisca vorzüglich auf die Erzeugung von Arrow root verlegt und es scheint, dass dieser Artikel von Bedeutung für die Colonie werden könnte.

noch kein bestimmtes landwirthschaftliches System herangebildet hat, sondern immer noch probirt und herumgesucht wird, welche Cultur der Colonie am meisten Vortheil bringen werde, daher bislang noch kein Marktartikel im grossen gebaut wird; dass ferner weder im Städtchen São Francisco noch in Joinville sich concurrirende Speculanten niedergelassen haben, die den Colonisten gern und zu ordentlichen Preisen ihre Producte zur weitern Verschiffung abnehmen; endlich aber auch, dass in der Nähe der Colonie keine grössere Stadt existirt, wo die Colonisten alle ihre Erzeugnisse, die sie nicht zum Eigenbedarf gebrauchen, leicht absetzen können. Da die kleinen brasilianischen Landwirthe von Santa Catharina vorzüglich Nahrungsmittel cultiviren und diese in der dünnbevölkerten Provinz wohlfeil sind, so liegt es auf der Hand, dass die Cultur anderer Nutzpflanzen für die Colonie angezeigt ist, und unter diesen dürften wol der Taback und der Kaffee die zweckmässigsten sein. Ich erinnere hier an das im vorigen Kapitel erwähnte Beispiel der blühenden Kaffeedistricte von São Paulo, wo man vor 40 Jahren glaubte, die Kaffeecultur sei unmöglich, ein intelligenter Landwirth aber trotz aller Vorurtheile praktisch das Gegentheil bewies. Ich bin überzeugt, dass der Kaffeebaum für D[a] Francisca weit mehr angezeigt ist als das mit einiger Vorliebe cultivirte Zuckerrohr, und dass die Nachtfröste jenem weniger schaden als diesem.

Die Knollengewächse, als Batatas, Inhames, Mangaritos, Cara, Taya (Calladium esculentum) u. s. f. gedeihen in der Colonie vortrefflich und werden theils als Nahrung für Menschen, theils als ausgezeichnetes Viehfutter in ausgedehntem Massstab gebaut. Arrow root wird ebenfalls, wenn auch nur in kleinen Verhältnissen, gewonnen. Vorzügliche Ananas und Bananen sind im Ueberflusse vorhanden.

Gute künstliche Wiesen können in den Thälern angelegt werden, die Viehzucht wird aber für die Colonisten nie eine einträgliche Erwerbsquelle abgeben, da keine grössere Stadt in der Nähe ist, in der sie die Producte derselben vortheilhaft verwerthen könnten.

Das Klima von D[a] Francisca ist den europäischen Colonisten

vollkommen zuträglich und gemässigter als das der Provinz Espiritu Santo, was hinsichtlich der Tageswärme weniger fühlbar ist als in Bezug auf die Nachttemperatur. In Joinville kamen anfänglich häufig endemische Fieber vor; in den letzten Jahren sollen sie fast ganz verschwunden sein. Auffallend war es mir, dass sich drei Familien, sogenannte Heimatlose aus der Schweiz, beklagten, dass ihnen das Klima der Colonie weit weniger behage als das viel rauhere der Schweiz, wo sie im Sommer in den Wäldern herumschweiften, im Winter aber in verlassenen Hütten bei eisiger Kälte und Hunger zubrachten. Die meisten von ihnen sahen blass und kränklich aus, sicherlich aber weit weniger infolge klimatischer Einflüsse als mangelhafter Ernährung, denn bei ihrem angeborenen Wandertriebe werden sie sich nicht an eine sesshafte Lebensweise gewöhnen und verschaffen sich ihren kärglichen Lebensunterhalt durch Korbflechten und Betteln.

D^a^ Francisca hat vor allen andern brasilianischen Colonien den ungemein grossen Vortheil, ausgezeichnet gute, mit Umsicht und Verständniss angelegte Strassen zu besitzen. Ein Theil von ihnen durchschneidet die Colonie in der Hauptrichtung von Ost nach West, wie die Insel-, Kometen-, Kreuz-, Mittel-, Deutsche- und Schweizerstrasse, von deren Höhe man einen herrlichen Anblick auf die Serra mit ihrem Wasserfalle geniesst, ein anderer von Nord nach Süd, wie die Süd- und Cubatãostrasse, die Katharina-, Parahy- und Guiguerstrasse, letztere, in Bezug auf den Culturzustand der anliegenden Ansiedelungen, wie es scheint, die bedeutendste der Colonie.

Von der höchsten Bedeutung für D^a^ Francisca ist die von der Regierung erstellte Gebirgs- oder Serrastrasse, die das Plateau der Provinz Paraná mit diesem Theile der Provinz verbinden soll. Sie führt von der Colonie aus in nordwestlicher Richtung gegen die Serra do Mar. Ich besuchte sie in zahlreicher freundlicher Begleitung, soweit sie damals vollendet war, bis in die Nähe des Zusammenflusses des Rio da Plata mit dem Rio do Cubatão, wo der Prinz von Joinville eine Sägemühle besitzt. Anfangs war eine viel südlichere Richtung für diese Strasse be-

stimmt, der Coloniedirector und Agent des Prinzen brachte es aber dahin, dass sie nach einem neuern Plane auf möglichst kurzem Wege aus dem Gebiete des hamburger Vereins hinaus auf die Ländereien des Prinzen geführt wurde. Ob dies im wahren Interesse der Colonie geschah, ist mehr als zweifelhaft. Der Prinz beabsichtigt nämlich sein Land den Colonisten nicht zu verkaufen, sondern nur in Erbpacht zu geben. Begreiflicherweise werden sich aber überlegende und ordentliche Colonisten unter drückenden, ungewissen emphyteutischen Verhältnissen nicht auf prinzlichen Ländereien niederlassen, während sie in andern Richtungen der Colonie sich als freie Eigenthümer auf Regierungsländereien niederlassen können.

Die Erhaltung von Waldstrassen ist ganz besonders in Brasilien viel sicherer und leichter, wenn sie längs ihrer Ausdehnung bewohnt sind, denn durch die Rodungen wird der Sonne und dem Winde, diesen beiden gewaltigen Wegmeistern, eine freie Einwirkung gestattet. Für die Colonie ist es aber von grosser Wichtigkeit, dass die Strasse nicht nur bald vollendet, sondern auch fortwährend in gutem fahrbaren Zustande erhalten werde, denn durch sie wird den Colonisten eine ganze Reihe neuer Erwerbsquellen eröffnet. Nicht weniger Vortheil wird sie den Bewohnern des Hochlandes bringen, da sie diesen den Viehtrieb nach der Küste, die Ausfuhr des Matéthees [1]) und den Bezug des grossen Salzbedarfs für die Viehzüchter erleichtert. In Berücksichtigung dieser Verhältnisse würde es jedenfalls weit klüger gewesen sein, der Strasse eine Richtung zu geben, in der es möglich gewesen wäre, längs derselben freie Colonisten anzusiedeln. Für die Fortsetzung und den Ausbau der Strasse ist es jedenfalls von dem grössten Nachtheil, dass $^1/_3$, oft sogar $^2/_3$ des von der Regierung zu diesem Werke bewilligten Geldes auf — Beamtengehalte aufgehen.

Die innern Verhältnisse der Colonie waren seit Anbeginn keine gesunden. Man war berechtigt, auf dieses Unternehmen

[1]) Den 1. Juni 1865 traf die erste mit Maté beladene Maulthiertruppe von Curitiba in Joinville ein.

eines Actienvereins, dem bedeutende Geldkräfte zu Gebote standen und der auch den redlichen Willen hatte, eine blühende Colonie zu schaffen, und in seinen Absichten von der kaiserlichen Regierung mit grosser Bereitwilligkeit und bedeutenden pecuniären Opfern unterstützt wurde, sehr grosse Hoffnungen zu setzen. Sie blieben unerfüllt. Die vom hamburger Verein ernannten Beamten bildeten unter der Leitung eines Mannes, dem, wie schon bemerkt, die Haupteigenschaften eines vernünftigen Colonisators mangelten, eine Coterie, deren jahrelange Herrschaft keine segenbringende war. Man wollte nach allen Richtungen hin glänzen, D[a] Francisca à tout prix zur ersten Colonie des Reichs, Joinville zu einem Centralsitze der Intelligenz und des gesellschaftlichen Lebens machen und bemühte sich weit mehr, dieses zu heben, als den wahren Colonialinteressen zu genügen. Bei diesem Bestreben nach Vielseitigkeit und besonders einer glänzenden Aussenseite gelangte man jahrelang nicht zu einem kräftigen und gesunden System. Man versicherte mich alles Ernstes, dass man in den ersten Jahren einem Colonisten lieber Geld zum Ankaufe eines Fracks, als zur Errichtung einer Handmühle für Mandioca vorgestreckt habe. Wenn wir auch diese Angabe nicht wörtlich, sondern nur als Ironie nehmen, so kennzeichnet sie doch hinlänglich das in D[a] Francisca eingeschlagene Verfahren. Factisch ist es, dass das Leben in Joinville ein sehr heiteres und fröhliches war, dass es dort an Festen, Bällen und Gelagen nicht fehlte und dass auf äussern Glanz weit mehr gehalten wurde, als es vernünftigerweise in einer Ackerbaucolonie der Fall sein sollte. Mancher unbetheiligte Beobachter schüttelte bedenklich den Kopf, wenn er sah, wie an einem solchen Festabend manch Dutzend Bordeaux- und Champagnerflaschen entkorkt und fast ein halber Centner Stearinlichter zu Beleuchtung der Zimmer verwendet wurde, und meinte, dass solche Festlichkeiten in einer blühend entwickelten Colonie wol zulässig, in einer Niederlassung aber, die noch nicht einmal feste Basis gewonnen, zum mindesten überflüssig seien.

Dieser glänzende Firniss, verbunden mit verführerischen Anpreisungen, hat auch eine Anzahl von Männern nach D[a] Fran-

cisca gelockt, die, nach ihrer Erziehung und frühern socialen Stellung zu urtheilen, als Colonisten ihren Beruf wol ganz verfehlt haben. Offizierspatente, Maturitätszeugnisse von Gymnasien, technische oder Handelsschulen sind weit geringere Bürgen für die glückliche Zukunft eines Colonisten, als gesunde, kräftige Arme, schwielige Hände und eine unermüdliche Arbeitslust.

Manche dieser Männer, die dem Director geistig nicht nur ebenbürtig, sondern weit überlegen waren, erkannten die schweren administrativen Fehler und Misbräuche und erhoben ihre Stimme dagegen, aber sie prallten wirkungslos an der enggeschlossenen, verschwägerten, oligarchischen Phalanx ab. Um ihren Worten mehr Nachdruck und grössere Verbreitung zu geben, griffen einzelne von ihnen in der damals noch in Petropolis erscheinenden „Brasilia", deren Spalten stets jeder Schmähung und Verdächtigung bereitwilligst geöffnet waren, die Administration auf das bitterste an, überschritten dabei auch oft weit die Grenzen der Wahrheit und des Anstandes. Deductis deducendis blieb aber immer als Kern der unleugbare Satz, dass in der Verwaltung der Colonie sehr viel faul war.

Von Gründung der Colonie an war es Taktik der leitenden Organe, sowol in Deutschland als auch der kaiserlichen Regierung gegenüber die hohe Wichtigkeit hervorzuheben, welche die commerzielle und industrielle Zukunft von D[a] Francisca haben werde, und man rühmte diese glänzende Zukunft so sehr, dass es geradezu lächerlich ward; man glaubte die so sehr gepriesene Wichtigkeit dieser „Zukunftscolonie für Handel und Industrie" mehr als hinreichendes Motiv für die riesenhaften Opfer, welche der Fortbestand eines verfehlten und verzweifelten Systems verlangten.

Während der ersten sechs Jahre des Bestehens der Colonie war es die Haupttendenz der Administration derselben, ihr möglichst bald einen Namen zu machen und sie mit einem gewissen Glanze zu umgeben. Da aber die Elemente fehlten, um dies auf solider Grundlage zu thun, so wurde dem Scheine um so eifriger gefröhnt und ein unnatürliches Treibhausleben für eine blühende Entwickelung ausposaunt. Die meisten den ersten Colonisten zugetheilten Ländereien sind während jener Epoche

mehrmals in andere Hände übergegangen und jedesmal wurden sie zu einem höhern Preise verkauft. Man hatte für diese Besitze imaginäre Werthe angesetzt und alle Bewohner von D[a] Francisca waren dabei interessirt, diesen ganz illusorischen und künstlichen Werthen Haltung zu verschaffen, um Käufer für ihre fast werthlosen Ländereien zu finden und auf diese Weise die neu angekommenen Colonisten zu täuschen. Es ist klar, dass dieses selbst von seiten der Direction unterstützte und sogar begünstigte System der Täuschungen, verbunden mit der sehr geringen Bonität jener Landlose, die Colonisten, die dessen Opfer waren, nicht nur verhinderten vorwärts zu kommen, sondern selbst irgendeinen nennenswerthen Vortheil aus ihrem undankbaren Boden zu ziehen. Für die Tagelöhner und Handwerker allein fiel bei dem Ruin der grossen und kleinen Grundbesitzer einiger Gewinn ab. Es entstand daher die mit den Bedingungen einer blühenden Colonie in directem Gegensatze stehende Anomalie, dass während dieser Zeit die Colonisten weit mehr als Tagelöhner wie durch Bearbeitung ihres eigenen Grund und Bodens verdienten, und doch waren die Tagelöhne nicht hoch genug, um den Tagelöhnern ein hinreichendes Auskommen zu gewähren.

Dieses System war eine der Hauptursachen, dass von mehr als 8000 Colonisten, die nach D[a] Francisca kamen, nach zehn Jahren (1860) sich kaum mehr als ein Drittel dort sesshaft niedergelassen hat. Unter den Weggezogenen war allerdings eine ziemliche Anzahl von Individuen, zu deren Verschwinden sich jede Colonie Glück wünschen kann, aber auch nicht wenige arbeitsame und tüchtige Familien, deren Entfernung lebhaftes Bedauern einflössen musste.

Seit 1858, seit die Colonie auf fruchtbarere Ländereien vorgerückt ist und gute Strassen die nothwendige Stabilität des Verkehres garantiren, hat dieser anomale Zustand der Colonialverhältnisse aufgehört. D[a] Francisca, welches in den ersten sieben bis acht Jahren nicht einmal die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in hinreichender Menge erzeugen konnte, besitzt gegenwärtig die vorzüglichsten Bedingungen zu einer natürlichen,

stetigen und kräftigen Entwickelung: gute Strassen, gute Ländereien und eine sich jährlich vermehrende fleissige, ackerbautreibende Bevölkerung. Durch diese Bedingungen kann auch die Colonie den Anforderungen entsprechen, die an ihre Zukunft gestellt werden dürfen, nämlich: auf ihren eigenen Ländereien den Grad von landwirthschaftlichem Gedeihen zu erreichen, der ihr unumgänglich nothwendig ist, um sie fähig zu machen, sich durch sich selbst zu ernähren, sich die nothwendigen Mittel zu verschaffen, um den eigenen commerziellen Bedürfnissen zu genügen; die nöthige Anziehungskraft zu ihrer Vermehrung und ihrem Wachsthume zu gewinnen, um auf diese Weise ein wahres und nützliches Coloniecentrum zu werden, und endlich so die vorläufigen Bedingungen zu einer künftigen commerziellen Grösse zu schaffen. Um dahin zu gelangen, sind nach meiner Ansicht vorzüglich folgende Punkte zu berücksichtigen.

Die Colonie soll hinreichende Ländereien besitzen, um ihr eine systematische Entwickelung und Vergrösserung zu gestatten. Bei meiner Anwesenheit waren schon die meisten dem hamburger Vereine angehörigen Ländereien von Colonisten besetzt; die Erweiterung der Colonie konnte also nur längs der Serrastrasse auf den Besitzungen des Prinzen Joinville oder in S. und SW. auf den der kaiserlichen Regierung angehörigen sehr fruchtbaren Ländereien stattfinden. Die Cession eines grössern Ländercomplexes in dieser Richtung an den hamburger Verein war daher im Interesse der Regierung selbst angezeigt, da die naturgemässeste und vortheilhafteste Entwickelung der Colonie nur gegen den Rio Itapucú und von da aus nach der blühenden ohnehin der Regierung gehörigen Colonie Blumenau geschehen kann.

Der Ingenieur der Colonie Dª Francisca, der unermüdliche Waldgänger Wunderwald, ist von Dª Francisca durch das urwaldbedeckte Land nach Blumenau gedrungen. Der erste Schritt zur Eröffnung der Verbindung dieser zwei Colonien ist also geschehen. Wird von beiden Ansiedelungen aus gleichmässig gegen den Rio Itapucú hin colonisirt und werden gute Strassen hergestellt, so erblüht diesem gegenwärtig fast ganz entvölkerten Theile der armen Provinz Santa Catharina eine wichtige

und glückliche Zukunft. Die Regierung könnte zwar selbst die Colonisation ihrer Ländereien im Süden von Dª Francisca in die Hand nehmen; es dürfte aber wol kaum zweckmässig sein, dicht nebeneinander drei verschiedene Coloniedirectionen zu haben, nämlich die der Erbpachtländer des Prinzen, die von Dª Francisca und die der nördlich von Itapucú gelegenen Regierungsländereien.

Als einen ferner zu berücksichtigenden wichtigen Punkt betrachte ich eine starke und gut organisirte Direction, die nicht, wie es stets geschah und vielleicht auch heute noch geschieht, von den Launen und dem guten Willen des ersten besten subalternen Beamten der Präsidentschaft oder der Provinzialkasse abhängig ist und dadurch offenbar an Ansehen und Achtung verlieren muss, eine Direction, die von der Regierung mit redlichem Willen und Gewissenhaftigkeit unterstützt wird, die, wenn sie Geld zu empfangen hat, nicht tage-, vielleicht wochenlang die Thüren der Finanzabtheilung und des Präsidentencabinets belagern muss, um bald schnöde abgewiesen, bald mit leeren Versprechungen vertröstet zu werden, eine Direction, die sich in fehlerfreien schriftlichen Verkehr in der Landessprache mit dem Präsidenten der Provinz und den übrigen Behörden setzen kann, eine Direction endlich, die nach aussen angesehen und nach innen geachtet ist. Die gesetzliche Anerkennung der Gültigkeit der auf der Colonie einregistrirten Hypotheken ist ebenfalls ein wichtiger Punkt zur Sicherstellung der Verhältnisse von Dª Francisca.

Es ist hier nicht der Ort, auf die fernern, für die Zukunft der Colonie wichtigen Punkte einzugehen, da sie das Verhältniss des hamburger Vereines zur kaiserlichen Regierung und die durch die letztere dringend gebotenen Unterstützungen betreffen. Ich habe sie seinerzeit dem Ministerium ausführlich auseinandergesetzt und noch kurz vor meiner Abreise aus Brasilien die Versicherung erhalten, dass sie im Interesse der Colonisten geordnet werden sollen. Ob dies geschah, ist mir unbekannt.

Ein grosser Theil der Colonisten auf Dª Francisca hat die Besitztitel ihrer Grundstücke schon erhalten; denen, die solche verlangen, werden sie immer möglichst bald verabfolgt, was als

um so lobenswerther hervorgehoben werden muss, als auf den meisten Regierungscolonien die Colonisten jahrelang vergeblich diese Titel reclamirten. Die Direction von D^a Francisca findet, dass die Ausfertigung der Besitztitel zuweilen den Nachtheil habe, dass die Colonisten, mit denselben versehen, in São Francisco ihre Grundstücke als Hypothek gebend, Geld aufnehmen, die Anforderungen des Vereines dadurch erst in zweite Reihe zu stehen kommen. Durch die obenerwähnte Anerkennung der Gültigkeit der auf die Colonie eingetragenen Hypotheken würde diesem Uebelstande gleich abgeholfen.

Im Jahre 1860 verliess der Director Hr. Leonce Aubé die Colonie und an seine Stelle trat Hr. L. Niemeyer; seit dieser Zeit sollen sich die Verhältnisse in vielen Beziehungen sehr gebessert haben.

Ich finde das Land auf der Colonie D^a Francisca zu theuer und infolge dessen die Ansiedelungen zu klein. Man rechnet dort nach sogenannten „Coloniemorgen“ zu 500 Quadratbrazas (1 Braza ungefähr 1 Klafter) und verkauft einen solchen Morgen zu 30—40 Milreis, während Land von mindestens gleicher, gewöhnlich aber weit besserer Qualität auf Regierungscolonien einen halben bis einen Real, höchstens 2 Reis die Quadratbraza kostet, also 4—8mal wohlfeiler als auf D^a Francisca ist. Der Colonist, der gewöhnlich sehr arm ankommt und sich anfangs nicht in grosse Schulden stürzen will, kauft daher gewöhnlich eine Parcelle von 50 bis 100 Morgen, für die er mit 150—300 Milreis belastet wird.

Ein Grundbesitz von 50000 Quadratklaftern ist in den ackerbautreibenden Gegenden Europas hinreichend, um eine fleissige und sparsame Familie zu ernähren, bei dem brasilianischen Ackerbausysteme aber, bei dem sinnlos der Boden ausgesaugt wird, ohne ihm irgendwelchen Ersatz zu geben, ist dieses Ausmass, selbst wenn der Boden viel fruchtbarer wäre, als er es in der That auf den zuerst vom hamburger Verein colonisirten Ländereien ist, für die Dauer unzureichend, um so mehr, wenn nach dem Tode der Aeltern dieser Besitz unter die Kinder vertheilt werden soll. Jedenfalls wird, auch wenn keine fernere Parcelli-

rung stattfindet, die Noth die künftigen Generationen zu einer intensivern Bewirthschaftung des Bodens zwingen.

Auf Dª Francisca hat sich ein reges Vereinsleben ausgebildet. Es bestehen dort zwei Hülfsgesellschaften, eine Freimaurerloge, zwei Liedertafeln, ein Leseverein und ein landwirthschaftlicher Verein. Auch besitzt die Colonie eine wöchentlich erscheinende deutsche Zeitung, die den Titel Coloniezeitung führt. Bei meiner Anwesenheit in Dª Francisca drückte mir der Secretär der Administration, Hr. Dr. Dörffel, den lebhaften Wunsch aus, in der Lage zu sein, ein deutsches Blatt in Joinville herausgeben zu können, und meinte, dass es nicht nur für Dª Francisca, sondern auch für die übrigen Colonien der Provinz von grosser Wichtigkeit wäre, wenn die Deutschen durch ein ihre gemeinschaftlichen Interessen vertretendes Organ inniger untereinander verbunden würden, und hob besonders hervor, wie wohlthätig es für die von ihrem Verkehre mit dem fernen Heimatslande fast abgeschnittenen Colonisten wäre, wenn sie in ihren Feierstunden durch ein vernünftig redigirtes Blatt mit den allgemeinen wichtigen politischen Ereignissen und mit den Gesetzen und Verordnungen ihres Adoptivvaterlandes bekannt gemacht und durch zweckentsprechende landwirthschaftliche und belletristische Artikel unterhalten würden. Da ich seine Ansicht vollkommen theilte, versprach ich ihm, mein Möglichstes zur Erfüllung seines Wunsches beizutragen. Nach meiner Rückkunft nach Rio de Janeiro nahm ich mit dem Agriculturminister Rücksprache über diesen Gegenstand. Einerseits würdigte er vollkommen die ihm angeführten Gründe, andererseits aber meinte er, ein solches Blatt würde mit der Zeit Zwiespalt unter den Colonisten stiften, und wies zugleich auch auf die damals in vollster Blüte stehenden Unwürdigkeiten der in Petropolis erscheinenden deutschen Zeitung Brasilia hin. Erst als ich ihm versicherte, dass von der Ruhe, der Klugheit und dem durch und durch rechtlichen Charakter des Hrn. Dörffel weder eine tendenziöse regierungsfeindliche Haltung zu befürchten sei, noch dass die Spalten einer von ihm redigirten Zeitung den persönlichen Zänkereien der Colonisten geöffnet werden, indem er den geringen Raum eines solchen

Blattes im allgemeinen Interesse besser zu verwerthen wisse, entsprach der Minister meinem Wunsche, die nöthige Summe zu Anschaffung einer Presse, der nothwendigen Typen etc. vorschussweise zu bewilligen. So entstand die deutsche Zeitung von Dª Francisca. Ich habe im Sommer 1865 die ersten Nummern davon gesehen, sie stand damals schon im 3. Jahrgange.

An Vergnügen fehlt es in Joinville nicht. Eins der ersten Werke Hrn. Aubé's war, einen Tanzsaal errichten zu lassen, der auch fleissig benutzt wird. In neuerer Zeit soll sich auch ein Liebhabertheater gebildet haben.

Den kirchlichen Bedürfnissen der Colonie ist vorderhand durch einen protestantischen und einen katholischen Geistlichen, beide Deutsche, genügt. Der Schulunterricht war aber bei meiner Anwesenheit weit weniger gut bestellt als in den meisten Regierungscolonien. Der für Joinville ernannte Lehrer, ein für seine Stellung durchaus untauglicher Mann, wie mir versichert wurde, war schon seit mehr als Jahresfrist von der Colonie abwesend, und da er ein besonderer Günstling des damaligen Präsidenten der Provinz war, so wurde auf ihn das Gesetz, welches bestimmt: „dass ein jeder Schullehrer, der ein Jahr lang seine Stelle, aus welchem Grunde es auch sei, nicht versehe, derselben verlustig sei", nicht angewendet. [1]) Seine Stelle konnte daher auch nicht mit einem fähigern Manne besetzt werden. Damals versah der allgemein beliebte katholische Geistliche den Unterricht für die katholischen und protestantischen Schulkinder.

Religiöse Zwistigkeiten hatten auch auf Dª Francisca eine Zeit lang Wurzel gefasst und, vielseitig genährt, die innere Ruhe der Colonie zu beeinträchtigen gedroht. Glücklicherweise und zur Ehre für beide Theile dauerten sie nicht lange.

Die Bevölkerung von Dª Francisca belief sich 1860 auf 2885 Seelen und zeigte eine Zunahme von 410 Individuen gegen das Vorjahr. Von diesen Einwohnern waren 2403 Protestanten

[1]) Lei provincial No. 382 de 7 de Julho de 1854. Artigo 74. O impedimento qualquer, por mais de um anno, ainda que justificada, torna vaga a cadeira e priva o Professor do seu ordenado etc.

und 482 Katholiken; 1518 männliche, 1367 weibliche Individuen. Geboren wurden 133 Kinder, gestorben waren 71 Personen. In der Colonie befanden sich im ganzen 690 Feuerstellen. Der überwiegend grosse Theil der Bevölkerung ist deutschen Stammes. In Joinville sind einige brasilianische Familien ansässig, in den Colonien einige Schweizer, Franzosen und Belgier.

Das Generallandamt schickte vor einigen Jahren 403 Belgier und Holländer, zum grössten Theile liederliches Gesindel, wie es von den Agenten des ehemaligen brasilianischen Centralvereins für Colonisation in den Hafenstädten zusammengerafft wurde, nach D^a Francisca und liess ihnen Geldsubsidien verabreichen. Alle bis auf 10—12 Familien flohen von der Colonie und man war herzlich froh, ihrer nur los zu sein. Sie kosteten dem Staate aber eine Summe, für die mehr als drei Legoas einer guten Fahrstrasse hätten hergestellt werden können.

Einem mir vorliegenden Census vom Jahre 1863 entnehme ich folgende Angaben über den Stand der Colonie D^a Francisca: Einwohnerzahl 4120; nämlich 3374 Protestanten, 746 Katholiken, darunter 701 Naturalisirte. Geboren wurden 182, es starben 81 Individuen. Die in Cultur genommene Arealgrösse betrug 5,593000 Quadratbrazas, von denen 1,883500 Quadratbrazas zu Weide umgelegt waren. In der ganzen Colonie waren 785 meist gezimmerte, zum Theil massive Wohnhäuser mit 881 Nebengebäuden, 28 Zucker- und 67 Farinhamühlen; ausserdem Sägemühlen, Cigarren- und Essigfabriken, Bierbrauereien, Ziegelbrennereien, Töpfereien u. s. f. über 200 Tagewerke und 70 vierräderige Wagen.

Von 1860—63 betrug der Zuwachs an Bevölkerung 1235 Individuen, also durchschnittlich 410 im Jahr, an Feuerstellen 95 oder 32 pro Jahr, ein, wenn auch nicht glänzendes, doch immerhin befriedigendes Resultat. Die Criminalstatistik vom nämlichen Jahre lautet nicht gerade günstig, es wurden nämlich 9 Deutsche von D^a Francisca vor das Schwurgericht gestellt, darunter ein nicht ganz siebzehnjähriger Raubmörder! Unglücksfälle durch Ertrinken kommen auf der Colonie ziemlich häufig vor, bald auf der Fahrt von Joinville nach São Francisco, indem die

mit der Führung von Canots wenig vertrauten Colonisten sich dabei mancherlei Unvorsichtigkeiten zu Schulden kommen lassen, bald aber beim Uebersetzen über den Rio Cubatão, der, trügerisch wie alle Gebirgswässer, oft unerwartet schnell anschwillt und selbst an den bekannten Uebergängen nur mit der grössten Gefahr passirt werden kann.

Viele Colonisten von Dª Francisca begeben sich für längere oder kürzere Zeit nach der Provinz Paraná als Tagelöhner, vorzüglich in der Absicht, aus dem verdienten Gelde sich ein paar Stücke von dem dortigen wohlfeilen Rindvieh zu kaufen und es nach ihrer Ansiedelung zu bringen. Von den Privatleuten werden die Tagelöhner gewöhnlich pünktlich und ordnungsgemäss bezahlt, nicht aber so von der Provinzialregierung. Mehr als 70 Colonisten von Dª Francisca, die bei öffentlichen Arbeiten der Provinz Paraná längere Zeit beschäftigt waren, wurden statt mit baarem Gelde mit Scheinen „in zwei Jahren zahlbar“ abgefertigt. Alle ihre Reclamationen waren vergeblich und es blieb ihnen nichts übrig, als diese Vales an Kaufleute der Provinzialhauptstadt Curitiba mit 30—40 % Verlust zu verkaufen.

Einem Schweizercolonisten von Dª Francisca, I. P., der sich als Tagelöhner auf der Regierungscolonie Assunguy 217 Milreis verdient hatte, wurde, als er bei der Provinzialkasse sein Geld erheben wollte, bedeutet, er könne es erst in sechs Monaten empfangen und müsse dann die nöthigen Documente vorweisen. Zur bestimmten Zeit machte er sich wieder nach Curitiba auf, wo ihm bei der Kasse die Papiere unter dem Vorwande abgenommen wurden, sie müssten nach Rio de Janeiro geschickt werden; nach fünfwöchentlichem vergeblichen Warten kehrte er nach Dª Francisca zurück und war Monate später noch ohne Geld. Die Gebrüder H. hatten contractliche Arbeiten für 1100 Milreis übernommen, nach deren Vollendung ihnen aber nur 800 Milreis, und zwar 300 Milreis sogleich, 500 Milreis zahlbar nach einem Jahr angeboten wurden. Es scheint, dass diesem Verfahren ein schmählicher Misbrauch mit den öffentlichen Geldern zu Grunde lag. Ich reclamirte in Rio de Janeiro beim Ministerium energisch gegen diese unverantwortliche Beeinträch-

tigung der Colonisten. Der Minister des Aeussern informirte sich beim Präsidenten der Provinz über den Sachverhalt und theilte mir kurz vor meiner Abreise mit, dass Befehl ertheilt sei, mit aller Strenge gegen die schuldigen Beamten einzuschreiten.

Ich habe in keiner Colonie, überhaupt in keinem Theile Brasiliens eine solche Menge Baratas (Kakerlaken, Blatten) gefunden wie in D[a] Francisca. Wenn ich abends mit dem Lichte durch das freilich nicht sehr reinliche Esszimmer der Herberge ging, fand ich den Tisch mit Hunderten dieser gefrässigen Insekten bedeckt, die gierig die Speiseüberreste, Brotkrumen u. s. f. verzehrten. In meinem kleinen Gemache, das alles eher als den Namen eines Schlafzimmers verdiente, waren das Bett, die Wände, die Stühle mit Riesenexemplaren von Baratas wie besäet, von ein paar an der Wand hängenden Ananas konnte man keine Schalen erkennen, sie sahen wie ein wimmelndes Baratenconglomerat aus. Es wurde mir versichert (und auch der Beweis geliefert), dass sie oft des Nachts Schlafende anfallen und ihnen an den Händen und im Gesichte stellenweise die Epidermis wegfressen. Eine junge Dame, erst vor kurzem aus Europa angelangt und an diese Plage noch wenig gewöhnt, erzählte mir mit Abscheu, wie ihr nachts die Baratas die Kataplasmen von einem verwundeten Finger weggefressen haben. Fast ebenso gesegnet wie an Baratas scheint die Colonie an Fledermäusen (meistens Blattnasen) zu sein, die sich zu Hunderten unter den Dachgiebeln nicht nur der Colonistenhäuschen, sondern auch der bessern Wohnungen einnisten und nur zu häufig ihre abendlichen Besuche in den Wohnzimmern abstatten.

Bei einer meiner Excursionen durch die Colonie hielt mein Begleiter vor einer Hütte in der Mittelstrasse, um mich mit ihren Bewohnern bekannt zu machen. Es waren zwei Greise, ein Schweizer und ein Sachse, die vor fast einem halben Jahrhundert sich in der Schlacht bei Leipzig feindlich gegenübergestanden hatten und nun hier auf der fernen brasilianischen Colonie in Eintracht ihre Tage beschliessen wollen.

Am Tage meiner Abreise machte ich noch mit Hrn. Director

Niemeyer einen Ritt nach Neuhamburg, einer grössern Besitzung eines hamburger Kaufmanns Hrn. Poschan. Das Etablissement, hauptsächlich der Cultur des Zuckerrohrs gewidmet, scheint bedeutende Summen absorbirt, aber bis damals wenigstens noch keinen befriedigenden Ertrag abgeworfen zu haben.

Ich habe in allen Colonien Brasiliens die Beobachtung gemacht, dass Ansiedler, denen Bildung und selbst bedeutende Geldmittel zur Seite stehen, äusserst selten ihre Hoffnungen erfüllt sehen, noch seltener aber in den von ihnen erzielten Resultaten ein genügendes Aequivalent für die grossen Opfer finden, die sie ihrer neuen Bestimmung gebracht haben, dass aber jene freien Colonisten, die über nichts als ihre rohe Arbeitskraft, mit Fleiss und Genügsamkeit gepaart, gebieten können, selbst wenn sie bei ihrer Ankunft in ihrem neuen Vaterlande blos das Hemd auf dem Leibe ihr Eigenthum nennen können, in behäbige, im Vergleiche zu ihren frühern sogar sehr gute Verhältnisse zu gelangen im Stande sind.

Dª Francisca hat mir vom ersten Tage an einen günstigen Eindruck gemacht und ich habe ihn auch ungeschwächt beibehalten. Nach Bereisung der Parceriecolonien von São Paulo und der Regierungsansiedelungen von Espiritu Santo, wo (mit Ausnahme von Santa Isabel) sich Klage auf Klage häufte, war es mir ungemein wohlthuend, hier eine verhältnissmässig zufriedene Colonistenbevölkerung zu finden. Natürlich fehlte es auch auf Dª Francisca nicht an Klagen, denn die dortigen Verhältnisse und Zustände sind eben auch nicht allseitig befriedigend, aber sie waren vereinzelt und betrafen nie so tief einschneidende Uebelstände wie auf den bisher von mir untersuchten Ansiedelungen. Die Colonie steht jetzt auf einer sichern Basis; ihre Zukunft ist durch die wichtigsten und zum Gedeihen eines solchen Unternehmens unumgänglich nothwendigen Bedingungen gesichert und wenn sie, wenigstens auch in den nächsten Jahrzehnten, keine so glänzende sein wird, wie sie eitle Selbstüberschätzung, unglaubliche Verblendung, wohlberechnete Interessen und andere ähnliche Motive von Anfang an prognosticirten, so wird doch Dª Francisca in einer stetigen Entwickelung die Aufgabe, die diesem

Coloniecentrum durch die ausserordentlich grossen an dasselbe verwendeten Opfer mehr als irgendeiner andern Ansiedelung zutheil geworden ist, erfüllen.

Ich habe auf dieser Colonie vielseitiges, freundliches und herzliches Entgegenkommen gefunden und bewahre es in dankbarer Erinnerung. Am Tage meiner Abreise gab mir ein grösstentheils aus Schweizern bestehender Sängervein das Geleit bis zum Einschiffungsplatze. Während mich das Boot unter monotonen Ruderschlägen langsam aus dem durch Nebel und Regen getrübten Gesichtskreise von Joinville entführte, drangen noch lange die allmählich ersterbenden Klänge des wehmüthigen Abschiedsliedes zu mir herüber.

Nach einer vierstündigen Fahrt unter strömendem Regen langten wir um 9½ Uhr nachts an Bord des Paraense an. Um 3 Uhr früh wurde geheizt und mit Tagesanbruch verliessen wir Dª Francisca; aber kaum hatten wir drei Seemeilen zurückgelegt, so nöthigte uns ein rasender Ostwind, der die Barre so aufwühlte, dass ein Versuch, durch den schmalen Ausgang die hohe See zu gewinnen, eine Tollkühnheit gewesen wäre, wieder vor Anker zu gehen. Sturm und Regen dauerten den ganzen Tag ununterbrochen fort und erlaubten uns auch nicht den Ankerplatz zu verlassen. Nachts beobachtete ich eine elektrische Erscheinung, wie sie mich einige Jahre früher schon einmal überrascht hatte. Ich werde sie im ersten Kapitel des vierten Bandes beschreiben. Da der Wind um Mitternacht sich günstiger gestaltete, so konnten wir um 6 Uhr früh die Barre passiren. Längs der Küste nach Süden steuernd, erreichten wir um 12 Uhr mittags die liebliche Bai von Itapocoroya.

Die Barre des Rio Itajahy, an dessen oberm Verlauf die Colonie Blumenau, deren Besuch ich beabsichtige, liegt, gestattet nur Schiffen von geringem Tonnengehalt das Einlaufen in den Fluss. Ich fand es daher in Uebereinstimmung mit dem Commandanten des Paraense am zweckmässigsten, in diese nur wenige Seemeilen nördlich vom Itajahy gelegene Bai einzulaufen und mich zu Lande dorthin zu begeben. Der Commandant beabsichtigte am folgenden Tage nach Santa Catharina zu

fahren, wir verabredeten daher, dass er mich nach Verlauf von 10 Tagen wieder in dieser Bai mit dem Dampfer abholen solle.

Der mit Weiden und Wald bedeckte Gürtel der kleinen Bai von Itapocoroya bietet einen so überraschend lieblichen Anblick dar, wie man ihn an der ganzen brasilianischen Küste nicht wieder findet. An der unbewaldeten Hügellehne des Landungsplatzes liegen ein paar Häuser und eine kleine Kapelle, dicht am Ufer grosse verlassene Gebäude, nämlich ein Sudhaus und Magazine zum Aufbewahren von Fischereigeräthen. Es sind die Ueberreste eines grossartigen im Jahre 1778 hier gegründeten Etablissements für den Walfischfang.

Auf Anrathen des Commandanten besuchte ich den Fazendeiro João Souza, dessen freundliche Wohnung einige hundert Schritt vom Ufer am Hügel liegt, um von ihm womöglich die nöthigen Transportmittel an den Itajahy zu erlangen. Der schlichte Mann empfing mich auf das zuvorkommendste und versprach mir auch sehr bereitwillig, meinen Wunsch zu erfüllen, bemerkte jedoch, dass er nur ein einziges Pferd zur Verfügung habe, da seine übrigen Thiere stundenweit entfernt auf der Weide seien. Er liess sogleich seinen alten Schimmel holen und einige Neger von der Arbeit rufen, um mein nöthigstes Reisegepäck nach dem Itajahy zu tragen. Die Entfernung vom Itajahy bis dahin beträgt drei starke Legoas und diese Strecke sollten die Sklaven meine Koffer, von denen je zwei ein Maulthierladung ausmachen, auf dem Kopfe tragen. Die Sache kam mir etwas bedenklich vor und ich wollte daher die Koffer umpacken, um nur das Allernothwendigste mitzunehmen; das gab aber der Fazendeiro nicht zu, sondern meinte, seine Neger seien stark genug, um noch weit grössere Lasten zu tragen, und wirklich schwangen die schwarzen Burschen das Gepäck mit solcher Leichtigkeit auf den Kopf und trabten so munter davon, als hätten sie nur leichte Lasten ein paar Schritt weit zu tragen. Hr. João Souza wollte unter keiner Bedingung eine Entschädigung für den mir geleisteten Dienst annehmen.

Nach halbstündigem Ritte holte ich die in kurzem Hundetrabe voraneilenden Neger ein, theilte ihnen einige Cigarren aus

und ermunterte sie durch das Versprechen eines reichlichen Trinkgeldes. Anderthalb Legoas von Itapocoroya hörte der Weg an einem breiten brückenlosen Flusse plötzlich auf. Ich versuchte ihn an einigen Stellen zu durchreiten, versank aber immer nach wenigen Schritten bis an die Brust ins Wasser. Nun war guter Rath theuer. Nach kurzer Ueberlegung legte ich dem alten Schimmel die Zügel auf den Hals und liess ihn gewähren; rasch machte er eine halbe Wendung, trabte ein paar Schritte flussabwärts und suchte sich da eine Fuhrt, die zwar immerhin noch tief genug, aber doch passirbar war. Bald darauf



Villa de Itajahy.

erreichte ich das Meeresufer und ritt immer längs des Strandes noch anderthalb Legoas weiter bis an die Mündung des Itajahy. Nach den mir von Hrn. João Souza gegebenen Instructionen folgte ich dem linken Ufer stromaufwärts, bis ich einige Wohnungen traf. Der Regen musste in den vergangenen Tagen mit seltener Heftigkeit angedauert haben, denn die kleinsten Gewässer waren hoch angeschwollen, hatten ihre Ufer untergraben und sich tiefere Betten ausgewühlt; mehrere dieser sonst nicht zu beachtenden Bächlein waren jetzt nur mit Gefahr zu durch-

reiten, und wäre der Schimmel nicht ein so alter ausgezeichneter Praktiker gewesen, so hätte ich es nicht wagen dürfen, den Versuch zu machen. Bei den ersten Wohnungen angelangt, übergab ich dem Besitzer einer derselben das Pferd mit der Weisung, es den Negern bei ihrer Rückkehr zu übergeben, und liess mich in einem Canot nach der gegenüberliegenden Villa setzen. Sie führt den langen Namen „Villa do Santissimo Sacramento da Barra do Itajahy grande" und war früher sehr bedeutungslos, hat aber durch die Colonien im Hinterlande einen raschen Aufschwung genommen und gewinnt von Jahr zu Jahr mehr an Wichtigkeit.

In einer grossen deutschen Venda erwartete ich die Ankunft der Neger, die ein paar Stunden später erfolgte. Die Burschen waren sehr müde, aber bald darauf voll Freude über den empfangenen Lohn und das Essen, das ich ihnen hatte bereiten lassen. Sie erzählten mir, dass sie den Schimmel weit weg auf dem Heimwege getroffen haben. Er hatte eine Nachlässigkeit der Leute, denen ich ihn übergeben hatte, benutzt, um an den häuslichen Herd zurückzukehren.

Ein wundervoller Abend bewog mich, ein Canot zu miethen und mich stromaufwärts bis zur Vereinigung des kleinen Itajahy (Itajahy mirim) mit dem grossen (Itajahy assu) rudern zu lassen. Dort haben sich mehrere Deutsche niedergelassen. Einer von ihnen, Hr. Sallentien, besitzt an der Barre des kleinen Flusses ein sehr bedeutendes Etablissement, Sägemühle u. s. f. und betreibt einen ausgedehnten einträglichen Holzhandel. Er befand sich mit seiner Familie in Europa. Bei einem deutschen Tischler „Hahn" fand ich ein genügendes Unterkommen. Mein Wirth erzählte mir, dass er in Neu-Strelitz immer mit mehrern Gesellen gearbeitet, sich aber jeden Abend mit Sorgen niedergelegt habe. Hier hingegen arbeite er allein, verdiene sich ein gut Stück Geld und lebe mit seiner Familie zufrieden, glücklich und sorgenfrei und würde um keinen Preis seine jetzigen mit den frühern Verhältnissen vertauschen.

Es war meine Absicht, am nächsten Morgen früh meine Reise nach Blumenau fortzusetzen. Vergeblicher Wunsch. Es war

Sonntag; alles bummelte, Deutsche und Brasilianer, und keiner wollte seine behäbige sonntägliche Ruhe durch Canotarbeit stören.

Die Entfernung von der Villa bis zur Colonie Blumenau beträgt in gerader Linie nur $6\frac{1}{3}$ Legoas und könnte daher zu Pferd in 6—7 Stunden zurückgelegt werden, wenn die beiden Punkte durch eine ordentliche Landstrasse miteinander verbunden wären. Da aber nicht einmal ein zu jeder Zeit gangbarer Weg vorhanden ist und bei anhaltendem Regen eine Landverbindung wegen Mangels an Brücken, wegen der Hochwässer, Sümpfe u. s. f. geradezu unmöglich ist, so wird die natürliche Verbindungslinie, nämlich die Wasserstrasse, benutzt, um Blumenau mit der Mündung des Stromes in Verkehr zu setzen. Bei den vielen grossen und kleinen Bogen, die der Itajahy beschreibt, braucht man, um von der Villa nach der Colonie zu gelangen, je nach Wind, Wasserstand und Ruderkräften 16—30 Stunden.

Den Bemühungen Hrn. Gärtner's, der an der Barre des kleinen Flusses als Kaufmann etablirt ist, gelang es endlich, mir im Laufe des Tags ein Fahrzeug mit der nöthigen Bemannung zu verschaffen, sodass ich nachmittags um 4 Uhr die Flussreise antreten konnte. Das Canot war etwas länger und breiter als die gewöhnlichen Flusscanots, da es auch ausserhalb der Barre auf offener See benutzt wurde. Drei Brasilianer dienten als Ruderer und ein sehr flusskundiger, intelligenter ehemaliger preussischer Cavalerist als Steuermann. Den ganzen Tag hatte ein heftiger Terral (Land- resp. Westwind) geweht, gegen Abend sich aber etwas gelegt, sonst wäre unsere Abreise, trotz Ueberwindung der übrigen Hindernisse, noch verzögert worden. Nach dreistündiger Fahrt wurde es stockfinster, denn der Himmel war mit schweren schwarzen Gewitterwolken bedeckt. Einzelne schwere Regentropfen mahnten uns, einen Zufluchtsort zu suchen; wir legten daher in Volta grande bei der Besitzung eines gewissen Mariano Furtado bei. Kaum hatten wir das Gepäck in einer leer stehenden Hütte untergebracht, so brach ein gewaltiges Ungewitter mit aller Wuth los. Unweit der Hütte lag das Wohnhaus des Furtado; wir arbeiteten uns durch Koth und Regen

dahin, um wenigstens vom Besitzer uns die Erlaubniss zur Benutzung unsers Asyls zu erbitten. Er ertheilte sie uns nicht nur auf das bereitwilligste, sondern liess es sich nicht nehmen, uns zum Nachtessen bei sich zu behalten. Mariano Furtado steht im Rufe, den besten und feinsten Zucker am ganzen Itajahy zu bereiten. Seine Wohnung ist ein allumfassender Schuppen, denn er enthält, ohne durch Abtheilungen getrennt zu sein, die durch Ochsen getriebene Zuckermühle, den Sudkessel, Küche, Wohn- und Schlafzimmer.

Zwischen der Barre des kleinen Itajahy und Volta grande sind die Ufer des grossen Flusses meistens von Brasilianern bewohnt; am linken liegen die grossen Besitzungen eines gewissen Mafra, am rechten herrschen kleine Grundbesitzer vor.

Das Gewitter dauerte bis 11 Uhr nachts, aber der Himmel klärte sich nur sehr langsam, wir konnten daher erst um $^1/_2$2 Uhr morgens das Canot ausschöpfen und unser Gepäck wieder einschiffen. Um 2 Uhr fuhren wir ab. Eine Stunde vor Tagesanbruch passirten wir die Mündung des von Norden in den Itajahy sich ergiessenden Luiz Alvez und legten um 8 Uhr am rechten Flussufer in der sogenannten „belgischen Colonie“ bei, um in der Venda eines gewissen Leander das Frühstück einzunehmen. Wir erhielten sehr schlechten Kaffee, geschmacklosen Käse und sehr unreine Butter. In der Venda war eine grosse Anzahl belgischer Gäste versammelt, die, wie es schien, blauen Montag machten. Der Wirth soll ein ordentlicher, sparsamer Mensch sein und sich eine schöne Summe Geldes verdient haben.

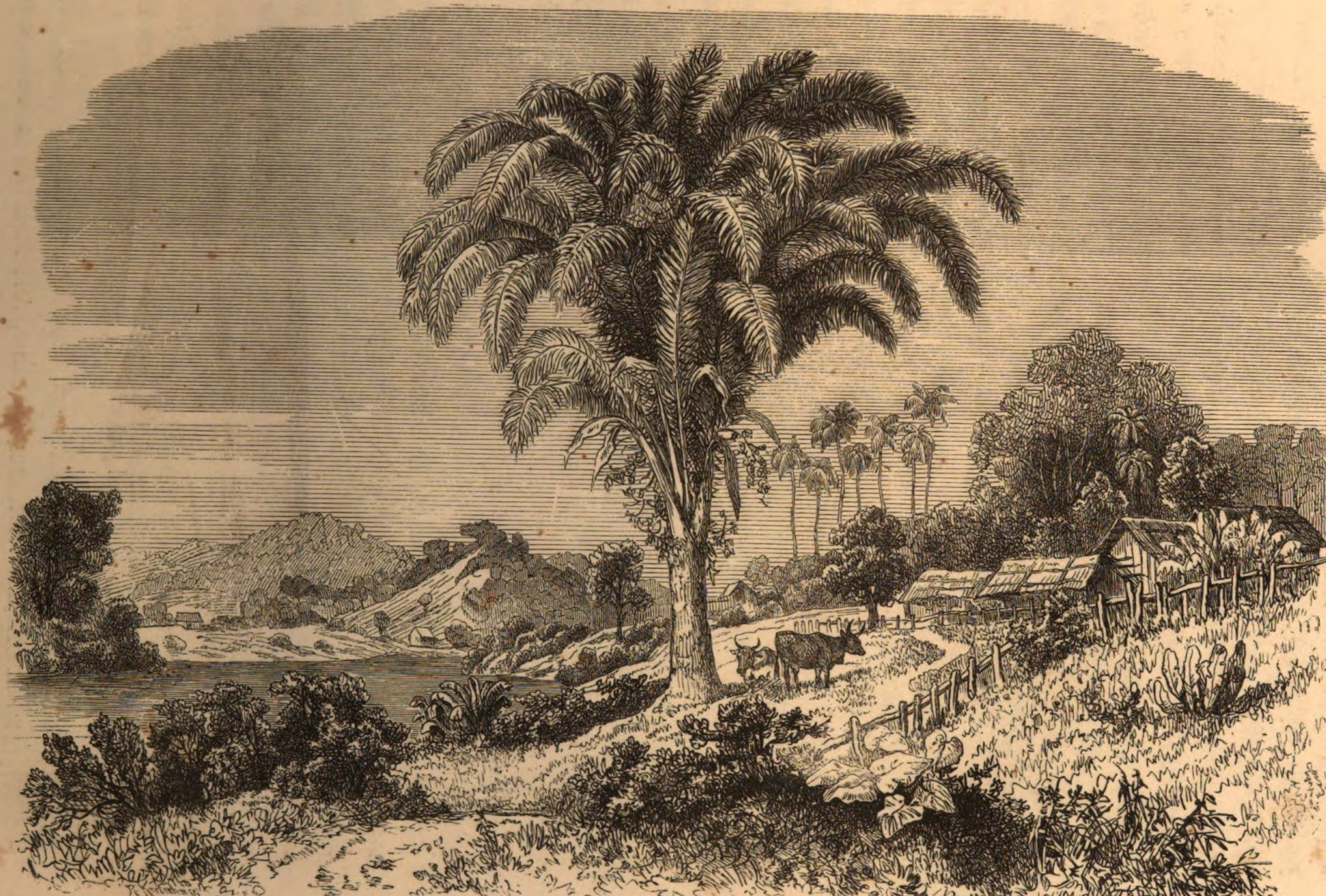
Diese „belgische Colonie“ wurde gegen das Ende des Jahres 1844 von dem in brasilianischen Diensten stehenden belgischen Major van Lede mit 122 seiner Landsleute gegründet. Sie war Privatunternehmen und hatte mit so grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, dass sie mehrmals der Auflösung nahe war. Eine Anzahl Familien kehrten entmuthigt und unzufrieden in den Jahren 1845 und 1846 in ihr Vaterland zurück. Dieser Abgang wurde aber durch circa 50—60 andere Personen, darunter mehrere Deutsche, wieder ersetzt. Da die pecuniären Mittel des Majors es nicht erlaubten, die Colonisten hinreichend zu unter-

stützen, so überliess er sie schliesslich sich selbst und erst von dieser Zeit an besserte sich die Lage der anfangs enttäuschten und entmuthigten Ansiedeler. Heute ist der grössere Theil von ihnen wohlhabend. Die Colonie bestand 1860 aus 38 Familien mit ungefähr 200 Individuen. Major van Lede publicirte in Brüssel eine grosse Specialkarte der Provinz Santa Catharina nach fremden und eigenen Vermessungen. Sie ist aber so voll Unrichtigkeiten, dass sie geradezu unbrauchbar genannt werden muss.

Nach einstündigem Aufenthalte setzten wir unsere Reise fort und fuhren zuerst an den an die belgische Colonie grenzenden Ländereien des Kapitän Flores, der hier auf ausserordentlich fruchtbarem Boden eine Fazenda von circa 50 Sklaven besitzt, vorüber. Sie wird durch ein kleines Flüsschen Ribeirão do Pouzo grande bewässert. Weiter stromaufwärts ergiesst sich vom linken Ufer der Ribeirão do Arraial in den Itajahy und etwas westlicher vom rechten Ufer her die beiden Flüsschen Ribeirão do Gaspar pequeno und Ribeirão do Gaspar grande, deren Mündungen etwa 150 Klaftern voneinander entfernt sind. Zwischen beiden ist ein Ortschaftsplatz ausgesteckt und es soll daselbst auch eine katholische Kirche erbaut werden.

Hier beginnt die „alte deutsche Colonie", die im Jahre 1827 von mehrern Familien der auf Befehl des Kaisers Dom Pedro II. durch Major v. Scheffer nach Brasilien importirten Deutschen gegründet wurde. Die Leute genossen keine Regierungsunterstützungen und mussten sich längere Jahre sehr kümmerlich durchhelfen. Ihr Fleiss und ihre Ausdauer lohnten sich später reichlich. Viele von ihnen sind heute wohlhabende Leute. Sie bildeten 1861 64 Familien mit circa 320 Individuen und sind mit wenigen Ausnahmen Katholiken. Sie haben auf ihre eigenen Kosten eine kleine Kirche gebaut. Seit 1861 ist auch ihr sehnlicher Wunsch und ein jahrelang schmerzlich entbehrtes Bedürfniss durch Anstellung eines deutschen Geistlichen befriedigt worden.

Nachmittags machten wir noch einen kurzen Halt. Ich hatte nämlich erfahren, dass sich eine Familie, die sich bei meiner ersten



Zu III, 378.

Charakterlandschaft am Itajahy (Indaiapalme).

Reise nach Brasilien 1857 unter den Zwischendeckpassagieren der Teutonia befand, hier angesiedelt habe. Ich war begierig zu sehen, wie es ihr ging, denn die Frau, trotz der Anwesenheit ihres Mannes das Haupt der Familie, hatte schon während der Seereise durch ihr entschiedenes Auftreten und ihre weitgehenden Pläne die Aufmerksamkeit der Passagiere auf sich gezogen. Wie es scheint, hatte sie sich aber praktisch nur durch eine grenzenlose, unüberlegte, böse Zungenfertigkeit bewährt und so unklug gehandelt, dass ihre Lage keine beneidenswerthe war. Nach kurzem Aufenthalte fuhren wir weiter.

Der Itajahy ist ein sehr schöner Fluss, mit mässiger Strömung. Seine Gelände sind durchschnittlich unbedeutend höher als das Flussbett, bilden zuweilen etwas steile Barrancas, sind aber meist leicht zugänglich. Die Ufer sind ihrer ganzen Ausdehnung nach mehr oder minder dicht bewohnt, nur an einzelnen Punkten schmücken sie noch grosse zusammenhängende Wälder, nirgends sind sie imposant, sondern durchaus lieblich und malerisch. Ich kann diesen Strom mit keinem andern vergleichen. An manchen Stellen sind an den Uferlehnen Yams (Taya) bis dicht an den Wasserspiegel gebaut und bilden mit ihren riesenhaften graugrünen Blättern wunderbare Wände; die so sehr nützlichen Knollen sollen, auf diese Weise gepflanzt, eine ungeheuere Grösse erreichen. [1])

Je mehr die Cultur am Itajahy fortschreitet, desto seichter wird das Flussbett, desto gefährlicher die Barre an der Mündung, denn die Ufer sind selten felsig, sondern bestehen grösstentheils aus einem leicht zu unterwaschenden Thone und bieten vorzüglich durch die Wurzeln der Waldbäume dem ewig nagenden Wasser einigen Widerstand. Werden die Wälder abgestockt, modern die Wurzeln und wird der Boden in Cultur gezogen,

[1]) Im Juli 1865 wurde auf dem Grundstücke des Kaufmanns Hrn. C. Lange in Pedreira (Colonie D^{a} Francisca) eine Tayapflanze ausgenommen, deren Knollen einen ungeheuern Umfang erreicht hatten und zusammen 127 Pfund wogen. Diese Pflanze war circa 3 Jahre alt, stand in der Nähe eines Wassergrabens, war zuweilen überschwemmt worden und hatte nach und nach viel Pferdedünger erhalten.

so frisst das Hochwasser immer tiefer in das Land hinein, reisst Erde und Geröll mit sich fort und lagert es theils im untern Verlaufe, theils an der Barre ab. Es ist erstaunlich, welche Zerstörungen ein hoher Wasserstand, der auch mit einer stärkern Strömung Hand in Hand geht, schon angerichtet hat. Viele Erscheinungen an den oft sonderbar gestalteten Ufern werden dem Beobachter erst dann erklärlich, wenn er weiss, dass, glücklicherweise nur in langen Zwischenräumen, der Fluss schon über 30 Fuss über sein mittleres Niveau gestiegen ist.

Eine der freundlichsten Ansiedelungen längs des ziemlich dicht bewohnten Ufers ist die einige Stunden oberhalb der belgischen Colonie gelegene eines gewissen Valentin Theiss. Das Häuschen blickt so einladend und wohnlich von seiner Anhöhe herunter, dass man still halten möchte, um nähere Bekanntschaft mit diesem reizend gelegenen Wohnsitze zu machen.

Vom Ribeirão do Belchior an, der sich von Norden in den Itajahy ergiesst, werden die Ufer hügeliger; etwas stromaufwärts von dessen Einmündung wird der Fluss durch eine lange, schmale Insel in zwei Arme getheilt, von denen der nördliche der Schiffahrt einen günstigern Wasserstand bietet. Ein paar Stunden, nachdem wir diese Insel passirt hatten, erreichten wir abends um 5 Uhr die Landungstreppe am Stadtplatze von Blumenau und bald darauf war ich im Gasthause des Hrn. Friedenreich, wo auch der Director der Colonie sich provisorisch eingerichtet hat, einquartiert.

Vorerst nun einige Worte über die Gründung der Colonie Blumenau:

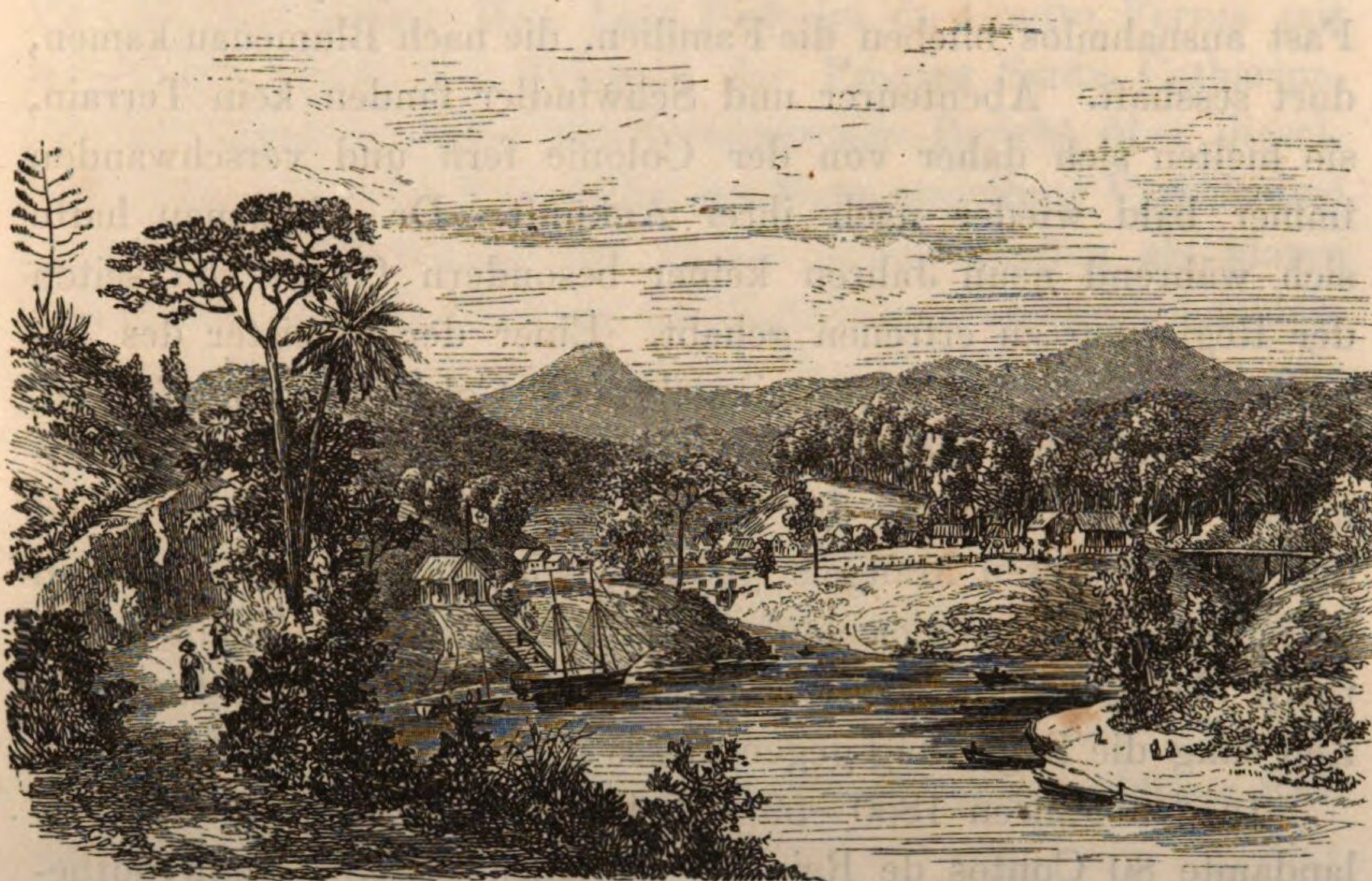
Phil. Dr. Hermann Blumenau aus Braunschweig, der mit der Absicht, sich einen grössern Landcomplex behufs der Colonisirung zu erwerben, die Provinz Santa Catharina bereiste, fand bei seinem Besuche des Itajahy, dass die äusserst fruchtbaren Ländereien des obern Verlaufes dieses Stromes, verbunden mit der wichtigen Wasserstrasse, grosse Vortheile für eine deutsche Ansiedelung bieten würden, und wurde auch in dieser Ansicht durch den damals schon ziemlich befriedigenden Zustand der obenerwähnten alten deutschen und der belgischen Colonie be-



Zu III, 380.

Charakterlandschaft am Itajahy (Girivápalme und Araucaria).

stärkt. Er trat daher mit der brasilianischen Regierung in Unterhandlungen und erhielt von derselben theils durch Kauf, theils als Schenkung 20 Quadratlegoas Land. Da wo von Süden das kleine Flüsschen Garcia in den Itajahy einmündet, gründete er im Jahre 1850 die Colonie Blumenau.



Landungs- und Stadtplatz von Blumenau.

Ihre Anfänge waren sehr bescheiden: 17 Personen, die sich im September 1850 dort niederliessen, und 8, die ihnen im nächsten Jahre folgten. Ihre allmähliche Entwickelung in den nächstfolgenden Jahren fand ebenfalls in sehr geringem Massstabe statt, denn Dr. Blumenau konnte nur über Geldmittel disponiren, die im Verhältnisse zu einem so grossen Unternehmen als unzureichend zu bezeichnen sind. Nichtsdestoweniger setzte er mit eiserner Ausdauer und einer wahrhaft bewunderungswürdigen Aufopferung sein einmal begonnenes Werk, trotz vielfacher Misgeschicke und harter Verluste von aussen und fast unüberwindlicher Hindernisse von innen, fort.

Kleine in Deutschland publicirte Schriften über seine Colonie, in denen er den Auswanderungslustigen ebenso treu als einfach

die Verhältnisse von Blumenau schilderte, kein Wort übertrieb, sondern nur die reinste Wahrheit sagte, wahrlich eine seltene Erscheinung bei Colonieunternehmern, denen es daran gelegen ist, Auswanderer zu gewinnen, bewogen im Verlaufe der Jahre eine ziemliche Anzahl tüchtiger, arbeitsamer Ackerbauerfamilien Deutschland zu verlassen, um sich am Itajahy anzusiedeln. Fast ausnahmlos blieben die Familien, die nach Blumenau kamen, dort sesshaft. Abenteurer und Schwindler fanden kein Terrain, sie hielten sich daher von der Colonie fern und verschwanden immer bald wieder nach ihrer Ankunft. Dr. Blumenau hatte sich während neun Jahren keiner besondern Gunst von seiten der Regierung zu erfreuen gehabt. Einer der Minister des Innern untersagte ihm sogar einmal neue Colonisten einzuführen, da er sie ohnehin nicht ernähren könne! Und doch hat auf Blumenau nie eine Familie die Qualen des bittersten Hungers und des entsetzlichsten Mangels gefühlt, wie sie Hunderte auf den kaiserlichen Regierungscolonien empfinden mussten. Theils irrige, theils absichtlich böswillig abgegebene Informationen hatten eine Zeit lang die Regierung gegen dieses Unternehmen eingenommen.

In den Jahren 1850—59 hat Dr. Blumenau vom Generallandamte 80 Contos de Reis als Darlehen gegen Landhypotheken und 8 Contos nicht rückzahlbarer Zuschüsse erhalten. Gerade da, wo mit kräftiger Hand und mit reichlichen Mitteln eine blühend sich entwickelnde Colonie hätte unterstützt und nach und nach gehoben werden sollen, wurde die Hülfe nur tropfenweise gespendet, während auf Colonien, die von ihrer Gründung an den Keim des Verderbens in sich trugen, fabelhafte Summen verschwendet wurden. Es ist für manche Regierung, insbesonders aber für die brasilianische charakteristisch, dass sie da, wo sie tropfenweise spenden sollten, glasweise ausschütten, und wo sie den vollen Becher reichen sollten, selbst mit dem Tropfen geizen. Die Colonisten befanden sich zum grössten Theile in einer günstigen Lage, manche Familie war verhältnissmässig wohlhabend geworden, der Unternehmer aber arm. Er hatte sein ganzes Privatvermögen von 16000 Thlr. preuss. Crt. der Colonie geopfert.

Unter diesen Verhältnissen war, wenn auch nicht der Fortbestand, so doch die fernere Entwickelung der Ansiedelung in Frage gestellt und es musste nothwendigerweise ein entscheidender Schritt für sie gethan werden. Da zur nämlichen Zeit auch die Colonie D[a] Francisca in einer ähnlichen Lage war, so betraute der damalige Minister des Innern, Hr. Sergio Texeiro de Macedo, den Appellationsrath Hrn. Luis Pedreira do Coutto Ferraz mit der Untersuchung der Colonien der Provinz Santa Catharina, um der Regierung einen wahrheitsgetreuen Bericht über dieselben abzustatten und Vorschläge zur Besserung ihrer Verhältnisse zu unterbreiten. Infolge der ebenso gewissenhaften als klaren und ausführlichen Darstellung des Regierungscommissars beschloss das Ministerium, dem Unternehmer der Colonie Blumenau sein auf dieselbe verwendetes Privatvermögen mit achtjährigen Zinsen im Gesammtbetrage von 35 Contos de Reis zurückzuerstatten, sich für die demselben vorgestreckten Summen durch Uebernahme des grössten Theiles des ihm cedirten Landes schadlos zu halten und die Colonie auf eigene Rechnung fortzuführen. Sie fasste dabei den sehr weisen Beschluss, auch fernerhin den Dr. Blumenau als Director der Ansiedelung beizubehalten. Dieser Entscheid erfolgte im Jahre 1859.

Bei Uebergabe der Colonie an die kaiserliche Regierung konnte Dr. Blumenau mit ruhigem Selbstbewusstsein strengerfüllter Pflicht auf seine Schöpfung blicken; jederzeit kann er mit freier Stirn den schmuzigen und perfiden Angriffen entgegentreten, die bald gegen seine Person, bald gegen sein Unternehmen gerichtet werden. Er mag in manchen administrativen Fehler verfallen sein, manchen unabsichtlichen Misgriff begangen haben, stets aber war sein Wille und sein Streben ebenso redlich als uneigennützig. Es mag ihm die Ueberzeugung, dass die von ihm gegründete und geleitete Colonie die bestorganisirte Ackerbaucolonie Brasiliens ist, diejenige, die sich heute in dem blühendsten Zustande befindet, Befriedigung und Beruhigung gewähren.

Während der ganzen Zeit, als Dr. Blumenau Eigenthümer der Colonie war, sind zwischen ihm und den von ihm eingeführten 834 Colonisten keine ernsten Mishelligkeiten, keine Berufungen

an Schiedsrichter oder die Landesbehörden weder in Civil- noch in Polizeiangelegenheiten vorgekommen; auch unter den Colonisten haben keine nennenswerthen Streitigkeiten stattgefunden, und wenn Klagen vorkamen, so betrafen sie meistens Viehschaden oder unbefugtes Schneiden von Blättern zur Dachbedeckung und wurden bis auf zwei oder drei Fälle gütlich beigelegt. Nie hat Dr. Blumenau einen seiner Colonisten weder gerichtlich noch aussergerichtlich gepfändet, obgleich viele von ihnen ihre Schulden an ihn zahlen konnten, aber nicht wollten. In allen Verhältnissen war es sein unabweislicher Grundsatz, gegen seine Colonisten schonend und versöhnend vorzugehen.

Wie schwierig es Dr. Blumenau wurde, mit seinem erschöpften Privatvermögen nach mehrjährigem Bestande der Colonie die stets wachsenden Ausgaben derselben zu bestreiten, mag aus folgenden Zahlenangaben hervorgehen: Bis 1856 zahlte er seinem Agenten in Hamburg pr. Kopf der von ihm beförderten Colonisten ausser Porto und Druckspesen 2 Thlr. Commissionsgebühr, von 1856—57 für Erwachsene 10 Thlr., für Kinder 6⅔ Thlr. Der Preis der Kost per Tag und Mann, wobei dreimal täglich Fleisch (1 Pfd. pr. Kopf und Tag) und Kaffee mit Zucker verabreicht wurde, betrug 1850 auf der Colonie 180 bis 200 Reis; 1856 schon 5—600 Reis. Ein guter Tagelöhner forderte und erhielt 1854: 820 Reis, 1858 aber 1500 bis 1780 Reis Tagelohn. Ein Handwerker arbeitete 1854 für 1200 Reis, im Jahre 1858 nicht unter 1780 bis 2000 Reis den Tag.

Das Klima der Colonie Blumenau ist gesund und deutschen Ansiedlern durchaus zuträglich. Der Boden ist grösstentheils von ausgezeichneter Güte und im Durchschnitt weit fruchtbarer als in den besten Lagen von D^a^. Francisca. Alle schon bei jener Colonie erwähnten Culturpflanzen gedeihen auf Blumenau vortrefflich, mit Ausnahme der Kürbisarten, für die der Boden zu gebunden ist. Der Frost macht auf dieser Colonie weniger Schaden als auf D^a^ Francisca, obgleich er auch hier schon die Pflanzungen sehr fühlbar getroffen hat. So z. B. vom 14—17. Juli 1863, in der kältesten dieser Nächte sank das Thermometer auf 3° unter Null. Hingegen bringen die Hochwasser zuweilen

sehr bedeutenden Schaden, den an den Flussufern gelegenen Ansiedelungen. Im Jahre 1855 riss ein solches Hochwasser dem Dr. Blumenau sein früheres Haus weg und zerstörte seine schönen anliegenden Pflanzungen. Grosse Verheerungen richtete es auch in den Jahren 1852 und 1863 an. Besonders günstig gedeiht das Zuckerrohr auf den Ländereien der Colonie, die Ansiedler haben sich deshalb zu ihrem grossen Vortheile auf dessen Cultur verlegt. Dr. Blumenau verschaffte sich von den von der kaiserlichen Regierung vor mehrern Jahren von Bourbon eingeführten Zuckerrohrarten, die bedeutende Vortheile über die früher gewöhnlich in Brasilien gebauten haben, und vertheilte 1861 schon 5000 Stecklinge (Mudas) unter seine Colonisten; ebenso verpflanzte er mehrere Kaffeearten nach der Colonie, die bei meiner dortigen Anwesenheit schon die Erstlingsfrüchte trugen. Auch die herrlichen Abacaxis (Ananas) von Pernambuco wurden durch ihn auf Blumenau eingebürgert und sein Ananasberg ist eine ebenso lohnende als freundliche Anlage.

Zuckerrohr und Kaffeebaum bleiben immerhin etwas unsichere Agriculturzweige für die Colonisten der Provinz Santa Catharina, aber dennoch glaube ich, es wäre thöricht, sie wegen hin und wieder eintretender Fröste aufzugeben, besonders da eine schon so fest consolidirte Cultur wie die des Zuckerrohrs mit der Ausgabe von beträchtlichen Kapitalien für Pressen, Apparate, Siedgeschirre u. s. f. verknüpft ist. Ich wiederhole, was ich in dieser Hinsicht schon bei der Colonie D[a] Francisca gesagt habe, die Ernten der deutschen Landwirthe sind durch Verwintern, Fröste und Hagel weit härtern Verlusten ausgesetzt als die der Bewohner der Colonien. Mit dem Tabacksbau, den Dr. Blumenau in grösserm Massstabe einzuführen beabsichtigte, geht es langsam vorwärts und er hat immer mit grossen Schwierigkeiten wegen der Zubereitung und eines gesicherten Absatzes zu kämpfen. Die Badenser der Colonie wollen Versuche mit dem Weinbaue machen und es wurden ihnen von Seite der Direction Reben verschafft. Vielleicht gelingt es praktischen Weinbauern, günstige Resultate zu erlangen, nur dürfen sie sich durch die ersten mis-

lungenen Versuche nicht abschrecken lassen. Der Weinstock will in der Provinz Santa Catharina ganz anders behandelt werden als in der Markgrafschaft. Auch taugen für das brasilianische Klima nur wenige Rebensorten; am besten gedeihen die nordamerikanischen.

Für die Baumwollcultur sind wegen des Mangels einer absolut trockenen Jahreszeit für ihre Reife die Aussichten in der Colonie wie überhaupt auf dem Niederlande des Innern dieser Provinz keine günstigen. Auf der Höhe der Serra wird die Baumwolle vielleicht günstige Resultate geben.

Bis zum Jahre 1861 hatte Blumenau den grossen Nachtheil, ungemein schlechte Wege (von Strassen war gar keine Rede) zu besitzen. Der Grund davon ist aus der obenerwähnten Entwickelung der Colonie leicht zu erklären. Die Regierung bewilligte nie ausgiebige Subsidien zum Strassenbau und der Unternehmer hatte kein Geld dazu. In den jüngstverflossenen drei Jahren ist dagegen in dieser Richtung dank der Energie des Directors sehr viel geschehen. Bei Abschluss des Jahres 1864 waren trotz verhältnissmässig geringer Geldmittel schon 16945 Brazas (3000 Brazas = 1 Legoa) vollkommen gute Fahrstrassen mit Seitengräben gebaut (sie haben ungeachtet des ungünstigen Terrains selten 5%, nie über 7% Steigung); ferner 54628 Brazas 8—10′ breiter Reitwege, die zum grössten Theile auch mit einspännigen Karren befahren werden können; 32 schwere Brücken, zum Theil mit steinernen Mauern oder schwer gezimmert, mit dreizölligen Bohlen vom besten Holze überlegt; sieben zum Theil mit Backsteinen und Cement überwölbte Kanäle, über denen solide Dämme für die Fahrbahn, 100 Durchlässe aus schwerem Holz oder trockenen Mauern, fünf grosse Kanäle, aus Holz oder Steinen für Bäche, Schluchten und Wasserrisse, 187 kleinere Durchlässe aus trockenen Steinen, aus achtzölligen Thonröhren oder schweren Stämmen, und 132 provisorische Brücken.

So gross auch die Fortschritte in dieser Richtung waren, so gering blieben sie in Rücksicht auf die übrigen Bauten der Colonie. Blumenau besitzt noch keine Kirche, nicht einmal eine Directorwohnung. Von der Regierung ist allerdings der Bau einer prote-



Zu III, 387.

Blumenau.

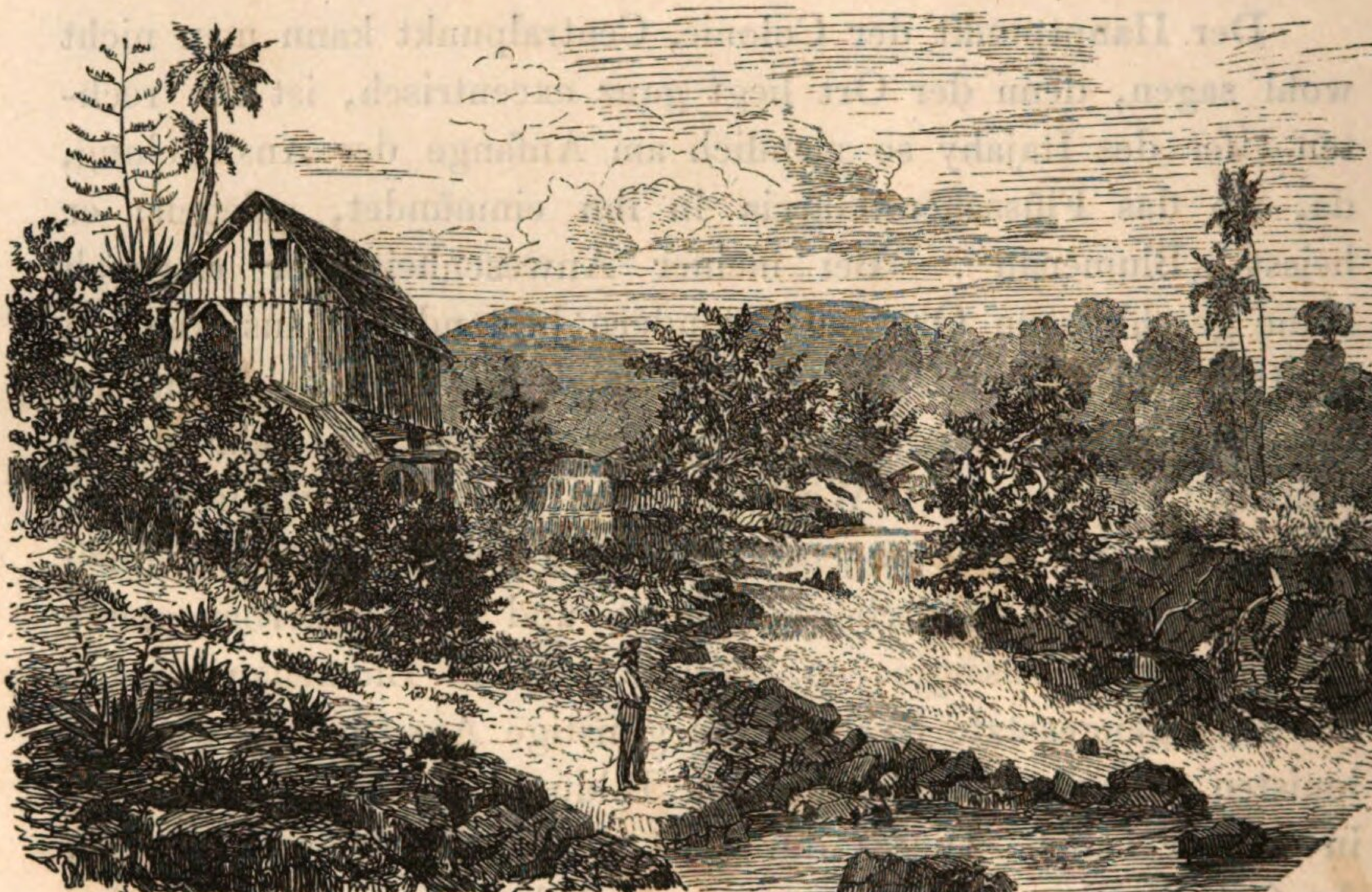
stantischen und einer katholischen Kirche, eines Hospitals, einer Wohnung für den Director und einer Mädchenschule projectirt, aber es wird vielleicht noch Jahre dauern, bis diese Pläne zur Ausführung kommen. Drei bis vier Schulhäuser in den entferntern Bezirken sind ebenfalls unumgänglich nothwendige Erfordernisse. Wenn die Regierung für Kirchen und Schulen nur $^2/_3$ der Kostenüberschläge bezahlt, so ist deren Ausführung gesichert, denn die Colonisten werden bereitwillig das letzte Drittel beisteuern.

Der Hauptpunkt der Colonie, Centralpunkt kann man nicht wohl sagen, denn der Ort liegt ganz excentrisch, ist am rechten Ufer des Itajahy so ziemlich am Anfange der Ansiedelung, da, wo das Flüsschen Garcia in ihn einmündet, gelegen; er heisst „Blumenau". Bei meiner Anwesenheit war es noch keine geschlossene Ortschaft, sondern bestand nur aus wenigen zerstreut liegenden Häusern, und auch diese, mit Ausnahme eines noch im Baue begriffenen, im ganzen von sehr wenig solider Construction. Während man in D^a. Francisca von Anfang an das Hauptaugenmerk auf ein schnelles Emporblühen des sogenannten Städtchens richtete und die Ackerbaucolonie darüber vernachlässigte, so befolgte man in Blumenau gerade das entgegengesetzte System, die günstige Ansiedelung der Colonisten war die Hauptsache, die Bildung einer Ortschaft kam in zweiter Linie. Dieses durchaus richtige Verfahren hat auch der Colonie Blumenau einen so wesentlichen Vorsprung hinsichtlich des Wohlstandes ihrer Bevölkerung vor dem von D^a. Francisca gegeben.

In neuerer Zeit soll sich der Ort Blumenau auch bedeutend gehoben haben. Sind einmal erst die projectirten Gebäude vollendet, so wird es sich mit seiner wirklich schönen Umgebung recht stattlich ausnehmen. Eine starke Legoa in gerader Linie NNW. von Blumenau bildet der Itajahy einen Wasserfall, „Salto", der bei hohem Wasserstande einen hübschen Anblick gewähren soll. Ich fand ihn unbedeutend. Von weit grösserm Interesse waren mir die in hoher Cultur stehenden Ansiedelungen des weiten schönen Flussthals. Unweit vom Salto steht eine ziemlich

grossartig eingerichtete Bretersäge, die aber hier als eine unglückliche Speculation betrachtet werden muss, da bei den theuern Tagelöhnen und den niedrigen Holzpreisen das Unternehmen viel Geld verschlungen, aber noch keinen Nutzen gewährt hat.

Eine starke halbe Stunde westlich vom Salto ist am rechten Ufer des Itajahy, etwas unterhalb der Mündung seines Zuflusses Rio do Testo, eine neue Ortschaft angelegt. Sie wird den Namen „Badenfurt" führen, zu Ehren einer Anzahl badenser Co-



Salto grande do Itajahy mit der Sägemühle.

lonisten, die den Muth hatten, freiwillig die dortige Wildniss für ihre Ansiedelungen zu wählen, während die übrigen Colonisten sich noch möglichst flussabwärts gegen Blumenau drängten, dafür aber auch dort durch herrliches fruchtbares Land belohnt wurden. Vom Salto aus ist die Colonie jetzt schon drei Legoas weiter stromaufwärts bis zum Rio do Benedetto vorgedrungen. Eine Stunde oberhalb des Salto erlaubt eine vorzügliche Furt, „Stillfurt" (Passo manso) genannt, eine leichte Communication zwischen beiden Ufern des Itajahy. Anderthalb Legoas weiter stromaufwärts am Encano soll später eine dritte Ortschaft gegründet werden

Die Colonie dehnt sich ungemein rasch nach allen Richtungen aus und fast überall finden die Ansiedler vortrefflichen Boden. Ein Hauptaugenmerk Dr. Blumenau's ist gegenwärtig, die Colonie nordostwärts gegen D[a]. Francisca vorzuschieben, um möglichst bald eine im Interesse beider Ansiedelungen so wichtige Verbindung herzustellen. Während Blumenau zu diesem Zwecke Riesenschritte macht, so trippelt D[a]. Francisca nur mit Kinderschritten in dieser Richtung vorwärts, da der Agent des Prinzen Joinville der grösste Feind dieser Verbindung ist, denn je mehr sich die Colonisation von D[a]. Francisca nach Süden entwickelt, müssen die prinzlichen Erbpachtländer im Norden an Werth verlieren. Sein Einfluss auf das Directorium der Colonie D[a]. Francisca ist leider immer noch grösser, als es im Interesse des hamburger Vereins und der Colonie wünschenswerth ist, und seine Projecte feindseliger Tendenz finden bei einzelnen Regierungsorganen zuweilen noch williges Gehör, um, wenn auch nur temporär, lähmend auf den naturgemässen unaufhaltsamen Entwickelungsgang der Colonie einzuwirken.

In der Colonie Blumenau ist gewöhnlich eine kleine Militärabtheilung von 12—18 Mann stationirt, um die Ansiedelung gegen etwaige Angriffe der wilden Indianer (Bugres) zu schützen. Es haben nämlich, besonders in frühern Jahren, wiederholte Indianeranfälle, bei denen mehrere Colonisten theils verwundet, theils getödtet wurden, stattgefunden. Sie haben freilich nie so grosse Dimensionen angenommen wie z. B. am Mucury und beschränken sich meistens auf kleinere Raubstreifereien, bei denen wehrlose Colonisten niedergeschossen werden. Es ist aber immerhin möglich, dass die Indianer, sobald sie durch die stets weiter vordringende Colonisation mehr und mehr in ihrem Jagdterritorium eingeengt werden, häufiger Anfälle und dann auch in grösserm Massstabe ausführen werden. Vorsicht ist in dieser Beziehung unumgänglich nothwendig.

Die feindlichen Invasionen der Bugres fallen gewöhnlich in die Monate vom November bis April und scheinen vorzüglich ihren Grund im Mangel an Lebensmitteln zu haben. Während der kalten Jahreszeit halten sie sich in den Nadelholzwäldern

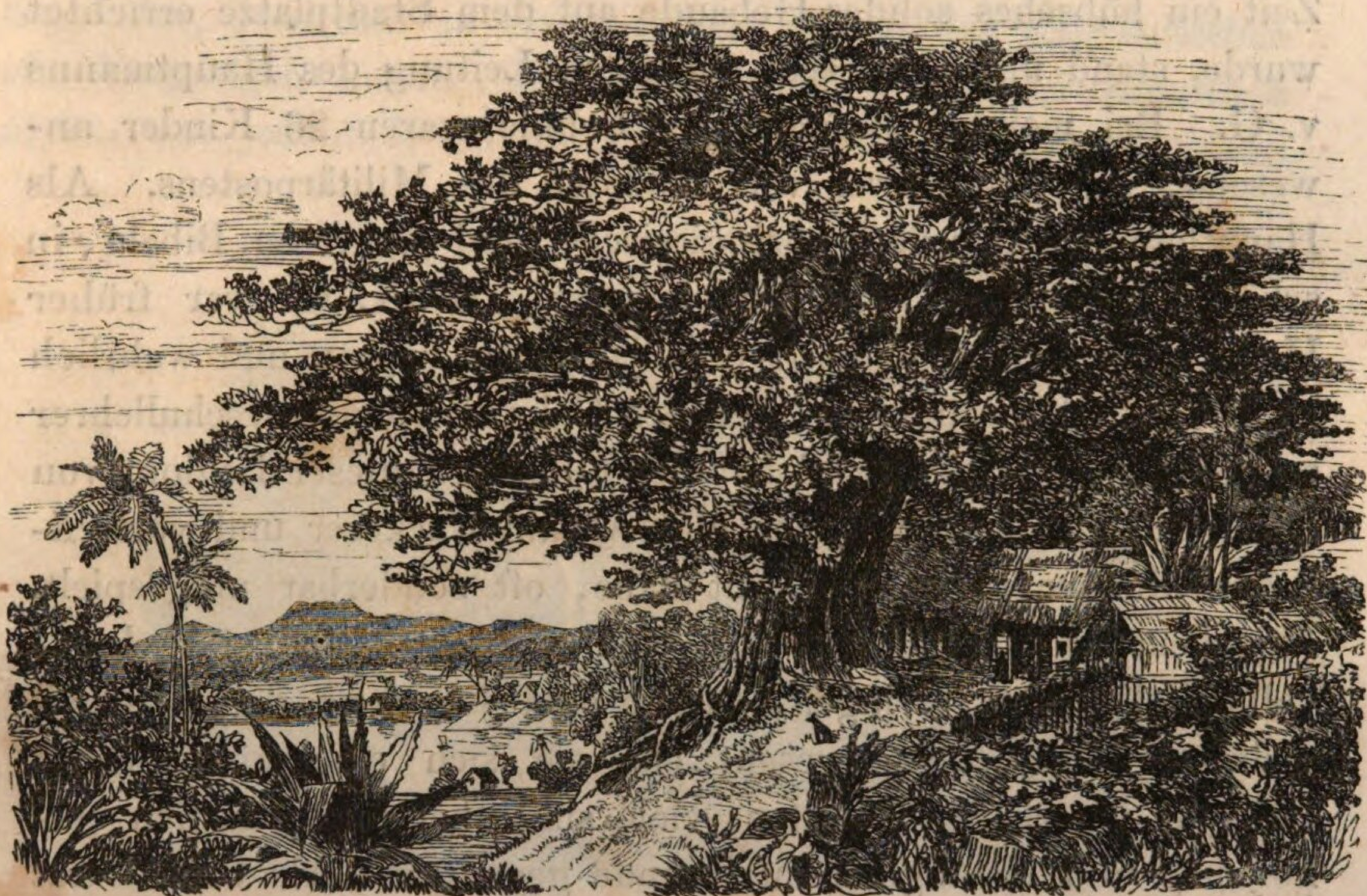
der Serra auf und mästen sich dort mit den reifen, grossen, öligen, wohlschmeckenden Samen der brasilianischen Araucaria. Der letzte, wenn auch erfolglose Ueberfall in die Colonie Blumenau fand, wenn ich nicht irre, 1862 statt. Die Anwohner des kleinen Itajahy sind häufiger von ihnen bedroht; vor zwei Jahren erschlugen sie dort drei Männer. Mehrere Legoas oberhalb der Colonie des kleinen Itajahy entdeckte man einen ziemlich breiten, selbst zum Reiten tauglichen Waldweg in der Richtung nach der Serra, der wahrscheinlich zu ihren Schlupfwinkeln im Innern führt. Diese Picada wurde eine halbe Tagereise weit verfolgt; ihre genaue Untersuchung bleibt einer fernern Zeit vorbehalten.

Für die Schätzung der Zahl der Bugres in der Provinz Santa Catharina fehlt jeder Anhaltspunkt, da man in neuerer Zeit keine Art freundschaftlicher Beziehungen mit ihnen pflog, und auch nie Gefangene machte, von denen Erkundigungen hätten eingezogen werden können. Ich glaube aber, man überschätzt im allgemeinen ihre Zahl, wenn man sie, wie es gewöhnlich geschicht, auf viele Tausende von Köpfen veranschlagt, und bin der Ansicht, dass sie nur aus wenigen Horden, jede von höchstens ein paar hundert Bogen, bestehen. Würden sie sich überhaupt stärker fühlen, so hätten sie sicherlich nach Indianerart Invasionen im grossen gemacht; denn trotz ihrer Sorglosigkeit und Stupidität können sie sich bei den auffallenden Fortschritten der Colonisation in ihr Gebiet hinein über ihre Zukunft nicht täuschen. Sie machen aber als echte Strauchdiebe nur heimtückische Ueberfälle, wo sie vereinzelte Familien wissen, und fliehen in der Regel bei jedem ernsten Widerstande allsobald.[1]) Ein Colonist erzählte mir, wie er bei einem Ueberfalle sich genöthigt sah, auf den Dachboden zu flüchten, und zugesehen habe, wie einer der Indianer mit wahrer Riesenkraft die Zuckerpfanne ausgehoben habe, um sie wegzutragen. Ein gut angebrachter Schuss enthob ihn jeder fernern Mühe. Ein anderer Co-

[1]) In frühern Zeiten waren sie weit kühner und unternehmender, wahrscheinlich weil sie sich einer schwächern Bevölkerung gegenüber sahen.

lonist, Namens Paul Keller, ein prächtiges Original für einen Dickens, wurde am kleinen Itajahy von den Indianern bei seiner Arbeit überfallen, ging aber blos mit einem Spaten bewaffnet auf sie los und zog sich erst zurück, nachdem er einen Pfeilschuss in den Rücken und einen in den Arm erhalten hatte.

Eine wohlorganisirte militärische Expedition gegen die Bugres, um sie in ihren eigentlichen Schlupfwinkeln aufzusuchen und



Figueiro am Itajahy.

ihre annäherungsweise Stärke kennen zu lernen, wäre im Interesse der Colonien der Provinz wünschenswerth, wird aber wol noch lange auf sich warten lassen. Da diese Bugres mit den Indianern am Uruguay und Iguazu, obgleich sie höchst wahrscheinlich ebenfalls zum Stamm der Tupis gehören, in keiner Verbindung zu stehen scheinen, so ist ihre gänzliche Unterwerfung oder Vernichtung eine Frage der nicht gar fernen Zukunft.

Die Colonie Blumenau besitzt seit mehrern Jahren an Hrn. Pastor Hesse einen tüchtigen Geistlichen und vortrefflichen Kanzelredner. Der Gottesdienst wurde bei meiner Anwesenheit, sowie

die Schule provisorisch in einem Saale des Aufnahmehauses abgehalten. Die Sonntagspredigt war zahlreich besucht. Im Schlussgebete wird des Gründers der Colonie ehrend erwähnt und die Anwesenden können wahrlich aus ganzem Herzen in dieses Gebet mit einstimmen. Hr. Pastor Hesse hatte eine Privatschule errichtet, in der er Geographie, Geschichte, Mathematik, Latein und Französisch unterrichtet.

Die öffentliche Schule in Blumenau, für die in neuester Zeit ein hübsches solides Gebäude auf dem Stadtplatze errichtet wurde, stand unter der sehr tüchtigen Leitung des Hauptmanns v. G. Bei meinem Besuche der Schule waren 26 Kinder anwesend, von denen zwei von Soldaten des Militärpostens. Als Hauptlesebuch wurden portugiesische und deutsche Bibeln in schönen neuyorker Ausgaben benutzt. Hr. v. G. war früher Hauptmann in der deutsch-brasilianischen Legion und wahrlich zu Besserm bestimmt, als auf der Colonie Elementarschullehrer zu werden. Das Schicksal hat den Offizieren dieser Legion, von denen ich auf meinen Reisen eine Anzahl wackerer und vortrefflicher Männer kennen gelernt habe, oft sonderbar mitgespielt. Manchem ist es gelungen, sich eine achtungswerthe und ehrenvolle Stellung zu erringen, andere sind jahrelang der Spielball widriger Geschicke gewesen, ehe sie sich eine kümmerliche Existenz verschaffen konnten, viele sind aber auch gänzlich verkommen und elendiglich zu Grunde gegangen. Als Coloniearzt fungirte Dr. Knoblauch. Mein Hauswirth, ein geschickter Thierarzt, hatte, während die Colonie noch eines eigenen Arztes entbehrte, den Ansiedlern theils als Homöopath, theils als Geburtshelfer sehr erspriessliche Dienste geleistet. Er ist ein eifriger Entomologe und überhaupt ein gebildeter, kenntnissreicher Mann, der aber in seinem eigensten Interesse etwas mehr Gewicht auf die Praxis als auf die Theorie legen sollte.

In Blumenau ist durch verschiedene Kaufläden, unter denen sich der der Firma Meyer und Spierling durch ein wohlassortirtes Lager von Schnitt-, Kurz- und Eisenwaaren, Luxusartikeln und Weinen auszeichnet, für nothwendige und auch überflüssige Bedürfnisse hinlänglich gesorgt. Auch hier hat sich das Vereins-

leben schon bedeutend ausgebildet; es besteht eine mitgliederreiche Schützengesellschaft, ein Gesangverein, ein von Hrn. Friedenreich gegründeter Culturverein, zwei Lesezirkel und ein Verein für die „reifere Jugend“ zu harmlosen Unterhaltungen für die „überreifen Jungen“. Ein Liebhabertheater trägt zu den geselligen Sonntagsvergnügungen wesentlich bei. Kegelbahnen fehlen auch hier, wie überall, wo es Deutsche gibt, nicht. Die Brasilianer schauen oft verwundert diesem Spiele zu und können es nicht begreifen, dass man in einem heissen Klima das Kegelschieben ein Vergnügen nennt. Ein Hülfsverein existirt in Blumenau nicht, was jedenfalls als ein günstiges Zeichen für den Zustand



Haus von Meyer und Spierling in Blumenau.

der Colonie ausgelegt werden kann. Auch mit der Freimaurerei will es dort nicht recht vorwärts gehen, die Leute meinen, sie können Zeit und Geld besser anwenden.

Während meiner Anwesenheit auf Blumenau herrschte dort, besonders in der „wohlerzogenen“ Gesellschaft, eine grosse Enrüstung gegen einen deutschen Reisenden, dessen Werk über Südbrasilien kurz vorher erschienen war und der über die Colonie mit der frivolsten Indiscretion abgeurtheilt, deren Director in perfider Weise beschmuzt und die genossene Gastfreundschaft sowol am obern als untern Itajahy auf das unwürdigste vergolten hatte. Ein witziger Blumenauer meinte, bei einem

zweiten Besuche würden ihm die „Feenhände" des brasilianischen Soldaten Chico Marquez wol etwas anders als eine Festhalle schmücken.[1])

Der Census von 1864 weist für die Colonie Blumenau folgende statistische Daten aus: Gesammtbevölkerung 2471 Individuen, 1296 männliche, 1175 weibliche, verheirathete 854, unverheirathete 1617, Katholiken 412, Protestanten 2059, naturalisirte Brasilianer 111. Es wurden geboren 105 und starben 27 Individuen; es heiratheten 26 Paare, Feuerstellen waren 596. Die Handwerker waren durch Maurer 16, Zimmerleute 18, Stellmacher 5, Gerber 6, Mühlenbauer 2, Drechsler 3, Canotzimmerer 1, Steinmetzen 13, Schneider 6, Schuster 12, Sattler 5, Schmiede 8, Büchsenschmiede 1, Mechaniker 3 u. s. f. vertreten.[2]) Es waren 3,594000 Quadratbrazas Land in Cultur gezogen. Erzeugt wurden: Zucker 4904 Arrobas, Branntwein 13940 Medidas, Mandiocamehl 4460 Alqueires, Bohnen 2912 Alqueires, Taback 469 Arrobas, Kaffee 180 Arrobas, Arrow root 200 Arrobas, Butter 560 Arrobas, Käse 800 Arrobas u. s. f. Die Colonisten besassen: Pferde 169, Rindvieh 1029, Schafe 111, Ziegen 23, Schweine 3135, Hausgeflügel 22700 Stück. Zuckermühlen waren 55, Destillirapparate 59, Farinhamühlen 46 vorhanden; ausserdem Ziegeleien und Töpfereien 7, Bierbrauereien 3, Essigfabriken 3, Cigarrenfabriken 9, Bäckereien 3, Sägemühlen 5, Mahlmühlen 6.

Ich machte täglich theils zu Wasser, theils zu Lande Excursionen nach verschiedenen Theilen der Colonie und überzeugte

[1]) In dem Werke heisst es nämlich, dass der Festsaal von Feenhänden geschmückt war, während einer der Soldaten des Militärpostens das Zimmer mit Zweigen decorirt hatte. Die „Feenhände" sind auf der Colonie sprichwörtlich geworden.

[2]) Als im Jahre 1865 beim Ausbruche des Kriegs mit Paraguay die kaiserliche Regierung die Nation aufforderte, Freiwillige zu stellen, folgten die Blumenauer unverzüglich dem Rufe und ehe noch von den übrigen deutschen Colonien, geschweige denn den Brasilianern der Provinz Santa Catharina, sich ein Zuzug in Bewegung setzte, marschirten schon 57 Freiwillige aus Blumenau unter Hauptmann von Gilsa in Desterro ein, wo ihnen vom Präsidenten ein sehr ehrenvoller, von der Bevölkerung ein enthusiastischer Empfang zutheil wurde.

mich jedesmal mehr von den glücklichen Fortschritten dieser Ansiedelung. „Wer nur tüchtig arbeiten will und dabei gesund bleibt, dem kann es nirgends besser gehen als hier", sagte mir ein Colonist aus Sachsen-Meiningen, der in seiner Heimat Breter geflösst hatte. Die Eisenbahn nahm ihm seinen Verdienst und er wurde mit Weib und sechs Kindern zum Bettler. Was sollte er blutarm zu Hause mit seiner grossen Familie anfangen? Auf Blumenau befand er sich, obgleich er mit mancherlei Unglück und Krankheit zu kämpfen gehabt hatte, zufrieden und glücklich. Er hatte kein Geld, keinen Ueberfluss, musste auch auf seiner neuen Colonie, da er seine alte, kleine am Stadtplatze verkauft hatte, die Arbeit von neuem wieder beginnen, aber er war vergnügt und voll Vertrauen. Der Colonist Bet aus Holstein, früher Milchmeier in der Nähe von Hamburg, von dem der obenerwähnte Reisende in seinem Werke bemerkte, was thuen diese Leute im Urwalde? sagte mir: „Der Hr. Doctor L. sollte nur wieder herkommen und meine Felder ansehen, dann würde er wol wissen, was ich mit den Meinigen im Urwalde thue." Der Mann hatte sich seit drei Jahren tüchtig emporgearbeitet; sein Haus, obgleich nur aus Palmitos, war ungemein reinlich und nett und mit wahrem Vergnügen betritt man den als Empfangszimmer reservirten Raum.

Flussaufwärts ist die Ansiedelung des J. A. Prestien, früher Pachter mehrerer Güter in Holstein, durch den Fleiss und das Verständniss, mit dem sie bearbeitet wird, bemerkenswerth. Der Besitzer versicherte mir, dass er im Jahre 1861 von einem Stück Land von 340 Quadratbrazas (nicht ganz ein preussischer Morgen), das schon sieben Ernten getragen hatte, nachdem er es gedüngt, gepflügt und mit Zuckerrohr bebaut habe, 13 Fass Zucker zu 5 Arrobas (also 2080 Pfund) und 243 Medidas Branntwein erhalten habe. Im Durchschnitte rechnet man in Blumenau auf einen preussischen Morgen 10 Fass Zucker, 1 Pipe Branntwein. Von Prestien sind flussaufwärts, vorzüglich bis nach Schönau, eine Anzahl sehr schöner Ansiedelungen. Flussabwärts von Blumenau am rechten Ufer aber ist die Herbst'sche Colonie ein herrliche Anlage und verbindet wie keine andere das Nützliche mit dem

Schönen. Die meisten von Hrn. Herbst's Culturversuchen sind geglückt, da sie mit Umsicht und Kenntniss gemacht wurden. Er führte mich unter anderm zu einer sehr üppig stehenden Indigopflanzung, um mir zu zeigen, dass auch der Anbau dieses Handelsgewächses für die Zukunft der Colonie von Bedeutung werden könnte. Hrn. Herbst's Sohn ist Kunst- und Handelsgärtner in Rio de Janeiro und wurde vor mehrern Jahren von der kaiserlichen Regierung mit der Commission betraut, neue Zuckerrohr- und Kaffeearten nach Brasilien zu importiren.

Bei einer meiner Excursionen diente mir ein Soldat des Militärpostens als Canotführer. Er erzählte mir, dass er schon voriges Jahr ausgedient, aber seine Entlassung noch nicht erhalten habe; sobald er in deren Besitz sei, wolle er sich auf der Colonie ankaufen; denn, sagte er mir, ich habe mich schon an die Deutschen gewöhnt, ich wohne lieber bei ihnen, sie sind besser als meine Landsleute. Ich beabsichtigte bei dieser Gelegenheit, einige Schildkröten zu fangen, die sich zahlreich im Flusse aufhalten und sich besonders gern auf sehr schief stehenden Baumstämmen im Wasser sonnen. Sie sind sehr scheu und lassen sich bei der Annäherung sogleich ins Wasser fallen. Der Geschicklichkeit meines Soldaten gelang es aber doch einigemal, das Canot mit rascher Wendung so zu drehen, dass die Schildkröten in das Boot fielen. Es waren aber alles nur kleine Individuen. Abends brachte mir ein Colonist ein riesenhaftes Exemplar, das er im Laufe des Tags in einem Sumpfe gefangen hatte. Ich nahm es mit nach Europa, wo es noch zwei Jahre lang lebte.

Wie die Pferde nach der Farbe, so werden in Blumenau die Canots nach dem Holze, aus denen sie gezimmert sind, angesprochen; da gibt es eine Canela preta, Figueiro, Cedro (gut und leicht), Ariraba (die dauerhaftesten), Carajuba (schwer und sollen leicht untersinken). Nur einmal sah ich ein zierliches Boot mit deutschem Namen, es glitt so träumerisch auf der vom blassen Monde versilberten Wasserfläche, als beherberge es ein liebend Pärchen.

Im Jahre 1864 kamen fünf Ungarn, ehemalige Kossuthianer,

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

nach Blumenau, um sich dort anzusiedeln, unter diesen gewann ein gewisser Dr. Michael Klempa durch seine Bildung, seinen edeln Anstand und seine Offenheit bald das Vertrauen und die Achtung aller, die mit ihm in Berührung kamen. Einige Wochen später begab er sich nach einem Besuche bei seiner in Blumenau zurückgebliebenen Gattin nach seinem etwa sechs Stunden flussaufwärts gelegenen einsamen Rancho, den er seit kurzem aus Mitleid mit einem seiner Landsleute, Namens Stephan Göcze de Szendrö, ehemaligem Lieutenant der ungarischen Insurgenten, getheilt hatte. Den 19. Mai kam Göcze mit der Nachricht nach Blumenau, Hauptmann Klempa sei Tags vorher verschwunden. Alle Nachforschungen blieben erfolglos. Am 25. Mai bemerkte ein Feldmessergehülfe unweit von Klempa's Rancho einen weissen Gegenstand auf einem Felsen mitten im Flusse; er fährt hin und findet eine abgehauene menschliche Hand. Entsetzt suchen die Feldmesser weiter nach und entdecken noch andere zerhackte Körpertheile eines Leichnams. Die Polizei liess nun das Ufer mit Canots sorgfältig untersuchen und fand endlich auch den Kopf des schändlich ermordeten Klempa. Dicht unter dem rechten Auge war eine Schusswunde und rings um dieselbe in der Haut noch Pulverkörner eingespritzt, ein Beweis, dass der Schuss aus nächster Nähe abgefeuert worden war. Schwerer Verdacht lastete auf Lieutenant Stephan Göcze als Urheber dieses schaudervollen Mordes; er wurde daher sogleich verhaftet und ins Gefängniss nach Blumenau abgeführt. [1])

Der Zukunft der Colonie Blumenau lässt sich mit Fug und Recht ein sehr günstiges Prognostikon stellen. Wohlstand und Zahl der Bevölkerung werden von Jahr zu Jahr zunehmen, die Vereinigung von Blumenau nach NO. mit der Colonie D^{a} Francisca und nach SO. mit der Colonie am kleinen Itajahy wird in nicht allzu ferner Zeit eine vollendete Thatsache sein. Durch diese vereinten Ansiedelungen auf einem Territorium, das an Aus-

[1]) Wie ich nachträglich erfahre, wurde v. Göcze von der ersten Jury mit 9 von 12 Stimmen verurtheilt, von der zweiten wegen Mangel an Beweis freigesprochen.

dehnung manchem europäischen Königreiche gleichkommt, wird das germanische Element in der Provinz Santa Catharina den Kern einer kräftigen und arbeitsamen Bevölkerung bilden, welche die jetzt noch so arme und unbedeutende Provinz auf eine hohe Stufe von agricoler und commerzieller Wichtigkeit heben wird, und durch sie erst wird das ausserordentlich dünn bevölkerte Hochland westlich von der Serra zu einer Bedeutung für das Reich gelangen.

Zwei wichtige Bedingungen sind noch zu erfüllen, um einen leichtern Verkehr mit der Colonie Blumenau herzustellen: erstens nämlich der Bau einer guten Strasse von Blumenau nach der Barre des Itajahy, und zweitens eine regelmässige Verbindung der Villa an der Barre mit der Reichs- und Provinzialhauptstadt. Letzteres könnte leicht durch die regelmässig zwischen Rio de Janeiro und Santa Catharina verkehrenden Küstendampfer geschehen. Ich habe bei meiner Rückkehr nach Rio de Janeiro beim Agriculturminister das Anlaufen dieses Dampfers an der Barre des Itajahy auf das lebhafteste befürwortet und das Ministerium leitete auch in dieser Richtung Unterhandlungen mit der betreffenden Dampfschiffahrtsgesellschaft ein. Die Gesellschaft liess probeweise einen Dampfer bei der Villa anlaufen, verlangte aber für das mit sehr geringem Zeit- und Kostenaufwande verbundene regelmässige Anlaufen in diesen Hafen eine so exorbitante Subvention, dass sich die Regierung vorderhand veranlasst sah, das Project fallen zu lassen. Dass sie es über kurz oder lang wieder aufnehmen wird, unterliegt kaum einem Zweifel.

Am Abend vor meiner Abreise besuchte ich noch einmal die hübschen Punkte in der Umgebung des Stadtplatzes und mit grosser Vorliebe den schönen, auch in botanischer Hinsicht interessanten Garten des Dr. Blumenau, den er mit besonderer Sorgfalt pflegt. Er gewährt dem vielgeplagten Manne fast die einzige Erholung und hier ruht er zuweilen, sich seiner Sorgen entschlagend, ein Stündchen im Schatten des herrlichen Pandanus, den er vor Jahren als kleinen Ableger in die Erde senkte.

Nach achttägigem Aufenthalte trat ich den 25. Febr. meine Rückreise an. Um 9 Uhr vormittags verliess ich, von Dr. Blu-

menau begleitet, die Colonie. Die Thalfahrt ging ziemlich rasch von statten. Wir hielten kurze Zeit in der alten deutschen Ansiedelung bei dem allgemein geachteten und angesehenen deutschen Colonisten Schramm an, der in einer weit günstigern Lage sein könnte, wenn ihn nicht seine unbegrenzte und oft misbrauchte Gastfreundschaft einigermassen zurückgebracht hätte. Auch bei Leander wurde während der heissesten Stunden Rast gehalten und dann ununterbrochen bis nach der Villa fortgefahren, wo wir abends um 8 Uhr anlangten.

Wie schon früher erwähnt, liegt am kleinen Itajahy ebenfalls eine deutsche Colonie. Sie wurde im Jahre 1860 auf Befehl der kaiserlichen Regierung von dem damaligen Präsidenten der Provinz Santa Catharina, Hrn. Francisco Carlos d'Araujo Brusque, begründet und führt den Namen Colonia d'Itajahy mirim, wird aber gewöhnlich auch Colonie Brusque genannt. Die Entfernung vom Zusammenflusse des kleinen mit dem grossen Itajahy bis zur Ansiedelung soll nur $6^2/_3$ Legoas betragen, es führt aber kein Landweg dahin und da der Fluss unzählige Windungen macht, so benöthigen die Canots zwei Tage, um die Colonie zu erreichen. Die Territorialverhältnisse sind weniger günstig als in Blumenau, denn die Gegend ist viel gebirgiger, die Thäler sind schmäler. Der Boden soll jedoch fruchtbar sein und den Colonisten ein reichliches Auskommen gewähren.

Ich konnte diese junge Colonie nicht besuchen, weil ich zur bestimmten Zeit in Santa Catharina eintreffen musste, um den Dampfer nach Rio grande nicht zu verfehlen. Ich sprach aber mit einer Anzahl der dortigen Colonisten und mit gebildeten, mit den Verhältnissen der Ansiedelung genau vertrauten Männern. Es wurden mir viele und schwere Klagen, besonders auch über den alten, decrepiden Director, und Scenen von Roheit, ja Barbarei und der schreiendsten Ungerechtigkeiten mitgetheilt, die es wohl verdienten, öffentlich gebrandmarkt zu werden. Glücklicherweise für das junge Unternehmen hatte die Regierung eine Anzahl ehemalige Parceriecolonisten (meistens Holsteiner), die schon seit neun Jahren in Brasilien lebten, dort angesiedelt. Sie haben der Colonie einen tüchtigen innern Halt verliehen.

Mehrere, die ich sprach, äusserten sich über die dortigen Ackerbauverhältnisse weit günstiger als über die Administration; die aus Deutschland angekommenen klagten über alles; ihre Angaben waren daher nur mit Vorsicht aufzunehmen.

Ein als Mörder angeklagter Holsteiner befand sich in der Villa; er war aber auf freiem Fusse. Nach seinen uns gemachten Mittheilungen hat er wirklich einen Mord, aber unter sehr mildernden Umständen begangen. Er hatte nämlich in der Villa Esswaaren, Kochgeschirr und andere Bedürfnisse eingekauft und kehrte damit nach seiner Ansiedelung zurück. Bei einbrechender Nacht, nur wenige Legoas von der Villa entfernt, band er sein Boot ans Ufer fest und legte sich am Lande schlafen, plötzlich hört er im Canot ein Klingen, wie wenn jemand seine Geschirre aneinanderstossen würde, er ruft und alles bleibt still, nach einiger Zeit wiederholt sich das Geräusch und er glaubt einen dunkeln Gegenstand im Canot sich bewegen zu sehen, er ergreift seine Flinte und schiesst hin, dann geht er und sieht nach und findet nichts als Blut; aber am nächsten Tage stellte es sich heraus, dass er einen freigelassenen Neger tödlich getroffen hatte. Es war ein übelberüchtigtes Individuum und wollte wahrscheinlich die Finsterniss benutzen, um das Boot des Colonisten zu bestehlen.

Die Colonie Brusque hatte den 1. Jan. 1861 406 Bewohner, im ganzen 90 Familien; 1864 zählte sie schon 938 Personen, sämmtlich Deutsche, und zwar 659 Katholiken und 279 Protestanten; darunter gegen 40 Handwerker. Es waren 219 Feuerstellen in der Niederlassung, nämlich 146 Palmitenhäuschen und 73 gezimmerte Wohnungen. Eine Kirche war noch nicht gebaut, aber 4 katholische und 1 protestantische Kapelle aus Palmitos mit Dachblatt gedeckt. Die öffentliche Schule soll das beste Haus der Colonie sein. An verschiedenen Punkten der Niederlassung befinden sich fünf Sonntagsschulen. Die Colonisten bauen vorzüglich Reis, Taback, Zuckerrohr, Mais, Mandioca, Bohnen und verschiedene Knollengewächse und konnten bis zum Jahre 1864 nur 312 Arrobas Taback und 48000 Stück Cigarren exportiren. Das ganze Coloniegebiet umfasst 43 Millionen Quadratbrazas, von

denen bis Ende December 1863 erst 966000 in Cultur gezogen und 216000 ausgesteckt waren. Die kaiserliche Regierung hatte bis zu diesem Zeitpunkte 56307 Milreis Unterstützungsgelder den Colonisten bezahlt. Die Ansiedelung ist den Ueberschwemmungen sehr ausgesetzt, sie haben, gerade während ich in der Provinz war (Februar 1861) und dann wieder im August 1862 grosse Verheerungen angerichtet.

Die Flussschiffahrt auf dem kleinen Itajahy ist beschwerlich und oft auch gefährlich. Der Transport der ersten hundert Colonisten von der Villa bis zur Ansiedelung kostete der Regierung 3000 Milreis, und auch in neuester Zeit kostet ihr auf dieser Wasserstrasse der Transport eines jeden Colonisten 17 Milreis. Eine Regulirung des Itajahy mirim und der Bau einer Fahrstrasse von der Colonie an den Itajahy assu sind die Haupterfordernisse, um das Aufblühen zu sichern. Hätte die Regierung statt 900 Colonisten einzuführen, sich mit 450 begnügt, und statt 53000 Milreis Unterstützungsgelder zu zahlen, für diese 450 Colonisten nur 26500 Milreis verausgabt, die übrigen 26500 Milreis aber zum Baue einer guten Strasse und Wegräumung der den Verkehr so sehr erschwerenden Hindernisse im Flusse verwendet, so hätte sie rationell gehandelt. Statt dessen aber wurde, wie in so vielen andern Punkten, das hirnlose Verfahren befolgt, eine bedeutende Anzahl von Colonisten auf schlecht vermessenen Ländereien mitten im Urwalde anzuhäufen, um nur grosse Zahlen angeben und von sogenannten blühenden Colonien sprechen zu können. Dabei verheimlicht man aber doch, dass es immer an Geld mangelt und die Colonisten oft bittere Noth leiden würden, wenn nicht Privatleute der Regierungskasse zu Hülfe kämen, wie dies z. B. bei der Colonie Brusque wiederholt durch den wohlhabenden Delegado der Villa do Itajahy, Hrn. Joaquim Perreira Liberato, geschah.

Am Itajahy mirim liegen von seiner Mündung an bis da, wo die Colonieländereien beginnen, 14 Sägemühlen, die treffliche Holzarten schneiden und exportiren.

Trotz der freundlichen Intervention des Delegado kostete es uns sehr viele Mühe, am folgenden Tag Pferde zu erhalten

aber für mein Gepäck war weder ein Maulthier noch ein Ochsenwagen, nicht einmal ein Seecanot aufzutreiben. Der Delegado proponirte mir daher am folgenden Morgen, sobald der Paraense in Sicht komme, den Lootsen mit meinen Effecten zur Barre hinauszuschicken. Um 12 Uhr verliessen wir die Villa und langten nach 3 Uhr in der Bucht von Itapocoroya an. Die Kriegscorvette war 2 Stunden früher eingelaufen und hatte mir zu meiner grossen Freude die europäische Post mitgebracht. Hr. João Souza erzählte mir, dass sein Schimmel noch vor Mitternacht vor der Hausthür gewiehert habe, um seines Sattels entledigt zu werden. Ich drückte mein Bedauern über die Nachlässigkeit der Leute aus, denen ich das Thier anvertraut habe; er meinte aber lachend, der Schimmel mache es gewöhnlich so, das Futter in Itapocoroya schmecke ihm eben besser als das am Itajahy.

Um 5 Uhr früh lichteten wir die Anker und befanden uns um 7 Uhr an der Barre des Itajahy. Der Lootse liess nicht lange auf sich warten, das Gepäck wurde schnell an Bord genommen und bei mässiger Dampfkraft erreichten wir nachmittags um 3 Uhr die Festung Santa Cruz. Sie liegt am nördlichen Eingange der Bai von Santa Catharina auf der kleinen Insel Anhato mirim und ist eins der ältesten Festungsbauwerke; sie zeichnet sich dadurch aus, dass ihr Thor in gothischem Stile, der bei brasilianischen Bauten fast nie vorkommt, ausgeführt ist. Bald darauf ankerten wir bei den kleinen Inseln Ratones, neun Seemeilen von Desterro, der Hauptstadt der Provinz Santa Catharina. Da der Paraense wegen eingetretener Ebbe seinen gewöhnlichen Ankerplatz nicht erreichen konnte, so rief der Commandant durch Signale ein seichter gehendes Kanonenboot.

Der nördliche Eingang des langen zum Theil sehr schmalen Kanals, der die Insel Santa Catharina vom Festlande trennt, wird durch mehrere kleine Festungen vertheidigt. Sie haben sich aber weder im 18. Jahrhundert, als die Spanier trotz aller dieser Bollwerke die Insel einnahmen und 16 Monate in ihrem Besitze behielten (7. März 1777 bis 30. Juli 1778), noch in neuerer Zeit praktisch bewährt. Eine Panzerfregatte könnte sämmtliche bequem in einigen Stunden rasiren; aber auch gegen Holz-

schiffe mit weittragenden Kanonen sind sie fast widerstandslos. Ein wirksames Fortificationssystem würde sich nur mit ausserordentlichen Unkosten herstellen lassen.

Das Kanonenboot kam bald an und führte mich in $1^1/_2$ Stunden nach Desterro. Ich stieg im Hotel do Universo, einem grossen von einem Franzosen gehaltenen Gasthofe, ab. Die Zimmer sind, für Brasilien wenigstens, ziemlich gut, das Essen vortrefflich.

Am folgenden Tage machte ich dem Präsidenten einen Besuch, den er mir ein paar Stunden später erwiderte. Auf meinen Wunsch, sobald als möglich die Colonien Santa Isabel und Theresopolis zu besuchen, verschaffte mir Hr. Hackardt, einer der ersten Kaufleute von Desterro und schweizerischer Consul, die nöthigen Thiere und Begleitung. Es befand sich nämlich gerade ein gewisser Philipp Scheitz, der angesehenste Colonist von Santa Isabel, in der Hauptstadt und beabsichtigte ebenfalls, den nächsten Tag nach der Colonie zurückzukehren. Mit grösster Bereitwilligkeit bot er sich mir zum Begleiter an und versprach mir, für ein gutes Thier zu sorgen. Am folgenden Morgen um 7 Uhr holte er mich ab. Wir ritten bis zur Fortaleza, einem unbedeutenden Festungswerke in der Nähe der Stadt, auf dem westlichsten Punkte der Insel. Längs ihres Fusses erstreckt sich der Friedhof. Ringsherum liegen haufenweise alte Kanonenkugeln und einige unbrauchbare schwere Geschütze. Der Kanal ist hier nur 175 Klaftern breit; es wird daher diese Stelle am häufigsten benutzt, um auf das gegenüberliegende Festland überzusetzen. Die Thiere wurden auf einem Flosse hinübergeführt, wir folgten in einem Canot. Vom Landungsplatze führt ein guter Weg nach der eine Legoa entfernten „Cidade de São José", wo wir bei einem Deutschen in der Praia comprida abstiegen, um zu frühstücken und unsere Thiere zu füttern. Die Praia comprida ist das Handels- und Stapelquartier der sonst ziemlich unbedeutenden Ortschaft, und hauptsächlich von deutschen ehemaligen Colonisten bewohnt.

Um 11 Uhr setzten wir unsere Reise fort. Die Strasse ist anfangs sandig, dann aber ziemlich gut bis zum Kirchspiel Santo

Amaro, 3³/₄ Legoas von São José und der noch ³/₄ Legoas entfernten grossen Fazenda des Hrn. João Perreira d'Andrada. Der Besitzer pflanzt auf seinen ausgedehnten Ländereien Kaffee, Zuckerrohr und Mandioca. Von hier an wird der Weg immer schlechter, durch endlose Kothtreppen führt er zuerst über einen ziemlich hohen Berg (Morro de Nª Senhora) nach Vargem grande an den Rio Cubatão hinunter, dann immer bergauf, bergab, bald näher, bald ferner vom Flusse, streckenweise ungangbar. Und das war die *neue* Strasse! Die Provinzialregierung hat in neuerer Zeit viel Geld dafür ausgegeben und die möglichst schlechten Resultate erzielt. Sie überlässt nämlich den Strassenbau contractlich sectionsweise dem Mindestverlangenden, mag er nun Sachverständiger sein oder nicht, gut oder schlecht bauen. Ich habe auf dieser Strasse Strecken gesehen, die gegen alle Principien der Strassenbaukunst und selbst gegen die gesunde Vernunft hergestellt waren, und ich kann unmöglich glauben, dass vor Ausbezahlung der accordirten Summen ein Ingenieur-Fiscal die Strasse, wie es das Gesetz verlangt, untersuchte. Und doch soll dies der Fall gewesen sein. Es gibt eben sehr nachsichtige Fiscale!

Da wo der Rio dos Bugres von Norden sich mit dem Rio Cubatão vereint, verliessen wir das Hauptthal des Cubatão und folgten nun dem Rio dos Bugres, den wir 13mal durchritten, und erreichten nachts um 9 Uhr in einer wahrhaft ägyptischen Finsterniss und bei einem schon seit Stunden andauernden heftigen Regen die Wohnung meines Begleiters Scheitz, wo uns ein einfaches, aber kräftiges Nachtessen bald die Unannehmlichkeiten des Weges vergessen liess.

Die Colonie Santa Isabel wurde im Jahre 1847 mit circa 150 Deutschen gegründet und ihnen am Rio dos Bugres entweder dicht an der projectirten Lagesstrasse oder doch nur in kurzer Entfernung davon Landlose in einer Längenausdehnung von 3900 Brazas angewiesen. Nachdem sie ihre Parcellen erhalten hatten, wurden sie sich selbst überlassen und kamen, allein in der unbewohnten waldigen Gegend, bald in die grösste Noth. Glücklicherweise fanden sie bei den einige Le-

goas weiter ostwärts in Vargem grande am Rio Cubatão schon seit einer Reihe von Jahren angesiedelten Colonisten einige Hülfe, bis die kaiserliche Regierung sich entschloss, ihnen mehrere Monate lang eine Unterstützung von 160 Reis pr. Kopf und Tag zu gewähren, selbst bei den damaligen sehr niedrigen Lebensmittelpreisen kaum ausreichend, sie kärglich zu ernähren und vor dem grössten Hunger zu schützen. Einen Director hatte die Ansiedelung nie. Die Colonisten kämpften die ersten Jahre mit unsaglichen Schwierigkeiten und manche wurden gänzlich entmuthigt; da sie aber grösstentheils fleissige und arbeitsgewohnte Leute und für ihr Fortkommen auf sich selbst angewiesen waren, so rafften sie sich zusammen und gelangten nach wenigen Jahren schon so weit, dass sie einiges von ihren Ackererzeugnissen nach Desterro auf den Markt bringen konnten. Bei den Arbeiten an der Strasse, die von Jão José nach der ziemlich bedeutenden Binnenstadt Lages führt, fanden sie einen zeitweisen beträchtlichen Nebenverdienst. Von São José liegt die Colonie 9 Legoas, von Lages 23 Legoas entfernt.

Nachdem die Leute einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden hatten, war es ihnen ein Leichtes, ihre Lage mehr und mehr zu verbessern, und gegenwärtig kann dieselbe eine durchaus günstige genannt werden. Sie sind zufrieden und glücklich. Blutarm angekommen, haben sie heute eigen Haus und Hof, Vieh, schöne Pflanzungen und sichere Absatzwege für ihre Producte. Manche von ihnen sind zu einem nennenswerthen Wohlstande gelangt und würden ihr Heimwesen für 15—20000 Milreis nicht hergeben. Mein Hauswirth, Joh. Philipp Scheitz aus Münsterappel bei Kreuznach in Baiern, unternehmender als die übrigen, besass bei meiner Anwesenheit 45 Maulthiere und mehrere Pferde, mit denen er im verflossenen Jahre an 4000 Milreis Fracht verdient hatte.

Ein grosser Uebelstand dieser Colonie ist jedoch der, dass die Ansiedler bis 1861 ihre Besitztitel von Seite der Regierung noch nicht erhalten hatten, dass sogar ihre Grundstücke noch nicht einmal genau vermessen waren. Manche hatten 100 Brazas Front bei 1200 Brazas Tiefe, andere 120—200 Brazas Front

bei unbestimmter Tiefe. Einer der Colonisten z. B., der im Glauben lebte, seine Besitzung habe die ihm versprochene Tiefe von 1000 Brazas, sah sich bitter getäuscht, denn bei einer neuen Vermessung stellte es sich heraus, dass sie nur 396 Brazas betrug. Natürlich muss eine solche Unsicherheit des Besitzes mit der Zeit den Gegenstand der unangenehmsten Verwickelungen und Streitigkeiten abgeben. Die Besitzverhältnisse aller Ansiedelungen vollkommen zu regeln, ist für die Regierung eine ebenso wichtige Aufgabe, als neue Colonien anzulegen.

Im Jahre 1861 zählte diese Colonie 284 Bewohner, die 57 Familien bildeten; bis auf eine brasilianische und eine mit einem Deutschen verheirathete Brasilianerinn alles Deutsche und meistens Protestanten. Im Jahre 1860 vergrösserte die kaiserliche Regierung die Colonie, indem sie etwa eine Legoa nördlich davon entfernt an 33 Familien (127 Personen im ganzen), bis auf eine frühere Parceriecolonisten der Provinz Rio de Janeiro, Landlose vertheilte, aber auch diese nicht ordentlich vermessen liess. Ich besuchte den folgenden Tag diese Niederlassung. Der Weg dahin über einen sehr steilen Berg war unbeschreiblich schlecht; es wurde aber schon an einem neuen, ebenern und kürzern gearbeitet. Den Colonisten waren bis zur ersten Ernte theils Geldsubsidien, theils Verdienst an den Strassenarbeiten zugesichert. Ich fand diese Leute durchaus zufrieden. Wären sie Neuankömmlinge aus Enropa gewesen, so hätte ich wol der Klagen unzählige gehört. Diese Colonisten waren durch ihr früheres Parcerieverhältniss schon seit Jahren an die Feldarbeiten Brasiliens gewöhnt und sahen nun an dem Beispiele ihrer wohlhabenden Nachbarn, dass Fleiss und Ausdauer sich mit der Zeit reichlich lohnen werde. Diese Ueberzeugung wird sie auch glücklich über die ersten Jahre von Entbehrungen und Schwierigkeiten hinüberführen. Sie waren sehr zufrieden, vorerst ihr langersehntes Ziel, freie Grundbesitzer zu werden, erreicht zu haben.

Der Boden in beiden Colonien ist, obgleich gebirgig, doch sehr fruchtbar. Kaffee und Zuckerrohr wollen hier nicht mehr gedeihen, Reis, Mais, Mandioca, Kartoffeln, Bohnen u. s. f. liefern

hingegen ausgezeichnete Ernten. Die Terrainverhältnisse der neuen Colonie sollen, je weiter sie vordringt, günstiger werden, da sich das Thal mehr verflacht und erweitert. Das Klima ist vortrefflich und den Deutschen sehr zuträglich.

Als Director der neuen Colonie stellte sich mir Hr. Joaquim José de Souza Corcoroca vor. Ich hatte ihn schon drei Jahre früher als Steuermann (piloto) an Bord eines brasilianischen Dampfers kennen gelernt. Durch besondere Protection des Präsidenten der Provinz erhielt er diese Stelle, um die er von seinen frühern Kameraden sehr beneidet wurde. Einige Tage später, auf der Weiterreise von Santa Catharina nach Rio grande, bat mich auch einer von ihnen dringendst um meine Verwendung beim Präsidenten zur Erlangung einer ähnlichen Stelle. Der Umstand, dass der Director Corcoroca nicht deutsch verstand, trat dem Verkehr zwischen ihm und den Colonisten nicht wesentlich hindernd entgegen, denn letztere sprachen alle mehr oder weniger portugiesisch. Sie hatten über ihren Vorgesetzten durchaus keine Klagen.

Der Rückweg von der neuen Colonie zu Scheitz' Wohnung war ein fast halsbrecherisches Unternehmen. Ein mit aller Gewalt losgebrochenes Gewitter hatte in wenigen Minuten den Weg beinahe ungangbar gemacht und den zähen Lehmboden durch und durch aufgeweicht. Beim Hinunterreiten des sehr steilen Berges konnten daher die Thiere keinen festen Halt für die Hufe gewinnen und rutschten, fast sitzend, mit schwindelnder Schnelligkeit die Lehne hinunter. Bei solchen Rutschpartien ist immer zu befürchten, dass das Thier in einer Wurzel hängen bleibt, zusammenstürzt und Ross und Reiter den Hals brechen.

Sowol die alten wie die neuen Colonisten beklagten sich bitter, dass die Regierung bisher noch nicht das Geringste für Kirche und Schulen gethan habe. Die Katholiken hatten im Hauptthale schon vor längerer Zeit eine Kapelle gebaut, in der der Pfarrer von Santo Amaro hin und wieder einmal eine Messe las. Die Protestanten hingegen entbehrten bis 1860 eines jeden Gottesdienstes. In diesem Jahre beschloss Scheitz, ein Bethaus zu errichten, und baute in der That ein den Bedürfnissen des

Orts vor der Hand genügendes Kirchlein, das circa 200 Personen fassen kann. Nachdem es vollendet war, eröffneten die Colonisten eine Subscription, um Scheitz seine Auslagen zu decken und das Gebäude, das, alles berechnet, circa 1500 Milreis kostete, für die Gemeinde zu erwerben. Pastor Hesse von Blumenau hielt dort ein paarmal Gottesdienst. Sonntags versammelte sich die Gemeinde zu Gesang und Gebet, worauf einer der Colonisten, ein Tischler, eine Predigt vorlas. Als ich auf der Colonie war, traf ein herumreisender Quäker ein, der um die Erlaubniss nachsuchte, nachmittags Gottesdienst abhalten zu dürfen. Es wurde ihm gestattet; das Bethaus war voll andächtiger Zuhörer, aber kein einziger verstand eine Silbe, denn der gute Mann, ein Holländer, sprach nur ein sehr gebrochenes Deutsch.

Alle Colonisten baten mich flehentlich, mein Möglichstes zu thun, damit ihnen die Regierung einen Geistlichen und einen Schullehrer bewillige. Hinsichtlich des letztern nahm ich mit dem Präsidenten Rücksprache, der mir auch zusagte, sobald er eine passende Persönlichkeit finde, dieselbe unverzüglich in dieser Eigenschaft anzustellen und so lange auf allgemeine Regierungskosten besolden zu wollen, bis die Provinzialregierung dessen Stellung definitiv regle. Wegen eines Geistlichen konnte ich erst in Rio de Janeiro die nöthigen Schritte thun. Der Agriculturminister zeigte sich sogleich bereit, diesem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen und bat mich auch, für diese Colonie einen Seelsorger kommen zu lassen. Ehe ein Jahr verfloss, besass die Gemeinde Santa Isabel einen wackern, von der baseler Missionsgesellschaft dorthin gesandten Geistlichen.

Die Anwesenheit eines protestantischen Seelsorgers war in dieser Colonie um so nothwendiger, als ein in jüngster Zeit stattgehabter Vorfall sie bedeutend aufgeregt hatte. Ein gewisser Jost Heinz wollte sich nämlich mit der Tochter eines Ph. Bauer (beides Protestanten) verheirathen und ging, in Ermangelung eines protestantischen Geistlichen, zum Pfarrer nach Santo Amaro, der jedoch die Trauung nur unter gewissen Bedingungen vornehmen wollte, auf die weder die Brautleute noch deren Aeltern eingehen konnten. Nun versuchten sie es, sich in São José zu

verheirathen. Der dortige Pfarrer nahm auch die Trauung vor, soll aber, nach Angabe der Zeugen, nach derselben das Brautpaar ohne dessen Wissen und Willen katholisch getauft haben. Die Zeugen gaben mir an, dass derselbe nach vollendeter Trauungscermonie den Neuverwählten befohlen habe, die Köpfe zu neigen, eine Formel über sie gesprochen und sie mit Weihwasser besprengt habe. Keiner hatte die lateinisch gesprochenen Worte verstanden, aber alle waren der festen Ueberzeugung, dass der Pfarrer das Brautpaar katholisch getauft habe, und sie scheinen auch in dieser Ansicht durch einige anwesende Brasilianer bestärkt worden zu sein. Bei der auf meine Veranlassung von seiten der kaiserlichen Regierung gepflogenen Untersuchung erklärte der Pfarrer von São José, dass ihm nicht von fern eingefallen sei, die Leute zu taufen.

Nördlich von der neuen Colonie Santa Isabel gründete der Präsident Brusque auf Regierungsländereien eine Niederlassung von Brasilianern; über ihre Entwickelung ist mir nichts Näheres bekannt. Vier Legoas von der alten Colonie, an der Lagesstrasse, liegt die sogenannte Colonia militar de Santa Maria, die aber nur aus zwei brasilianischen Soldatenfamilien besteht. Auf der Strasse nach Lages herrscht ein ziemlich reger Verkehr, da die Bewohner des Hochlands ihre Producte, vorzüglich Käse, Erva Maté und Schlachtvieh, nach der Küste bringen. Sie soll aber in ihrer grössern Ausdehnung über alle massen schlecht, nach mehrtägigen Regen gar nicht gangbar sein.

Nachdem ich Montags den 4. März in den frühen Morgenstunden noch die sehr verlotterte katholische Kapelle und die im Bau begriffene Directorwohnung besucht hatte, verliess ich, von Corcoroca begleitet, Santa Isabel, um die nahe gelegene neue Colonie Theresopolis zu besuchen. Wir ritten das Thal des Rio dos Bugres hinab bis zu dessen Vereinigung mit dem Rio Cubatão und folgten diesem flussaufwärts bis da, wo sich der Rio do Cedro in ihn ergiesst. Hier, ungefähr 500 Klaftern vom Eingange der Colonie am rechten Ufer des Cubatão, ist der künftige Stadtplatz ausgesteckt. Damals befanden sich dort ausser der Directorialwohnung und dem Aufnahmeschuppen nur ein

paar unansehnliche Palmitenhäuschen.[1]) Nach kurzer Begrüssung des Directors ritt ich zu den Colonisten des Cubatãothals. Die Sohle diesse Thales ist selten breiter als das Flussbett, die Ufer sehr coupirt, zuweilen so steil, das ein Cultiviren derselben nicht möglich ist. Einzelne Colonisten haben Landlose erhalten, auf denen sie kaum einen ebenen Fleck finden, um ihre Hütte hinzubauen. Es ist nicht daran zu denken, dass die Ansiedelungen in diesem Thale, mit Ausnahme einiger wenigen günstiger gelegenen Punkte, je mit dem Pfluge bearbeitet werden können, und es wird sich mit der Zeit auch hier wie in andern Gebirgscolonien Brasiliens die Erscheinung wiederholen, dass die gewaltigen Platzregen die spärliche Ackerkrume von dem geöffneten und gelockerten Boden wegschwemmen. Zur Zeit, als ich die Colonie besuchte, mussten die letzten im Cubatãothale angesiedelten Colonisten den Fluss vierundzwanzigmal durchwaten, was eine für die Ansiedler in mannichfacher Beziehung gefährliche Aufgabe war. Ich sah, wie einige von ihnen, mit schweren Bürden am Kopfe, schweisstriefend am Ufer ankamen, den Fluss bis an die Brust im Wasser durchwateten und ihren Weg fortsetzten, um bald darauf das nämliche Manöver zu wiederholen. Da das Flussbett durchaus steinig und die Strömung ziemlich stark ist, so konnte ein Fehltritt den Colonisten leicht das Leben kosten, besonders wenn der Fluss von mehrtägigen Regen stark angeschwollen war. Seitdem ist durch den Bau einer Strasse längs des rechten Ufers diesem Uebelstande grossentheils abgeholfen. Die Anwohner des linken Ufers brauchen den Fluss jetzt nur noch einmal zu passiren.

Beim sechsten Uebergange kehrte ich zurück, um noch nach den Ansiedelungen am Riberão do Cedro zu reiten. Dieses

[1]) Das Dorf Theresopolis zählte im Jahre 1866 30 gezimmerte, meist hübsche Häuser, darunter das Haus des Directors, ein evangelisches Bethaus und ein katholisches Pfarrhaus; den 24. Sept. 1865 wurde daselbst auch eine neuerbaute provisorische Kirche eingeweiht, die, nach Vollendung der von der Regierung bewilligten Kirche, als Schule benutzt werden soll. Im Orte selbst waren grösstentheils Handwerker als Schuster, Schneider, Zimmerleute, Maurer, Tischler, auch ein Schmied und ein Klempner niedergelassen.

zweite Thal ist dem des Cubatão weit vorzuziehen, denn es ist mehr erweitert und sehr fruchtbar. Ich besuchte hier die etwa seit ¾ Jahren angesiedelten Colonisten, die im ganzen genommen zufrieden waren. Bis da, wo der Fluss eine Schnelle (Salto) bildet, sollen die Ländereien von ziemlich gleicher Güte sein, oberhalb derselben ist der Boden sehr gebirgig und den 12 dort angesiedelten Familien sind schlechtere Landlose zutheil geworden.

Von Norden ergiesst sich der Ribeirão de S. Miguel in den Rio do Cedro; auch sein Thal ist mit Colonisten besetzt, deren Besitzungen fast an die der alten Colonisten von Santo Isabel stossen. Die meisten von ihnen gehören zu den schon mehrmals erwähnten Parceristen der Provinz Rio de Janeiro. Sie sind mit der Fruchtbarkeit ihrer Ländereien sehr zufrieden, nicht aber mit dem Ausmasse, das sie als sehr ungenügend ansehen.

Die Regierungsländereien am Ribeirão do Cedro und de S. Miguel sind alle vertheilt und eine Vergrösserung der Colonie könnte nur noch in der Richtung des Cubatão statthaben.

Der Präsident der Provinz Santa Catharina, Hr. F. C. Araujo Brusque, der im Jahre 1860 diese Colonie gründete, hat durch die Wahl dieser Localität keinen glänzenden Beweis seines Colonisationstalents abgelegt. Es ist geradezu unbegreiflich, dass in einer Provinz, die Hunderte von Quadratmeilen der trefflichsten und geeignetsten Ländereien für Colonien besitzt, ein so entfernter Winkel in schmalen Flussthälern, deren topographische Beschaffenheit sich so wenig zu diesem Zwecke eignet, für Ansiedelungen ausgewählt wurde. Wenn auch die Mehrzahl der Colonisten hier genügendes Auskommen findet, so werden doch die wenigsten von ihnen es zu einem wirklichen Wohlstande bringen.

Südlich von der die Wasserscheide zwischen dem Rio Cubatão und dem Rio Massambú bildenden Serra da Cambarella sollen längs des letztern Flusses, der sich beinahe der Südspitze der Insel Santa Catharina gegenüber in das Meer ergiesst, ausgezeichnete Regierungsländereien liegen, deren Benutzung für Colonisationszwecke, wie mir versichert wurde, jedenfalls weit angezeigter gewesen wäre als die des obern Cubatão.

Die ersten Colonisten langten im Juli 1860 auf Theresopolis an, die zweite Partie traf im December ein. Ich traf noch einen grossen Theil von ihnen im Aufnahmeschuppen an, da noch nicht hinreichende Ländereien für sie vermessen waren. Einige weigerten sich auch, die ihnen zugewiesenen Parcellen wegen des steilen, felsigen Bodens anzunehmen. Unter diesen Leuten war viel Gesindel, faule, arbeitsscheue Individuen, die schon in ihrer Heimat wenig getaugt hatten. Ein braver, ordentlicher Colonist, mit dem ich mich über die Verhältnisse der Colonie unterhielt, sagte mir: „Sehen Sie, Herr Minister, wir haben hier Leute, die den Sipo nicht werth sind, den man von einem Baume nimmt, um sie damit am nächsten aufzuhängen.“ Er fügte noch bei, ich möchte die Klagen doch nur mit Vorsicht aufnehmen, es sei auf der Colonie nicht so arg, wie viele es darstellen. Ich hatte auch in der That schon zahllose Klagen vernommen. An einer Stelle im Cedrothale waren einige und zwanzig Colonisten mit Strassenarbeiten beschäftigt, die mich sogleich umringten und eine halbe Stunde lang mit betäubenden Klagen bestürmten. Sie waren hauptsächlich gegen den Director und gegen ungenügende Subsidien gerichtet. Ich wurde ganz irre, denn die ältern Colonisten des nämlichen Thals hatten sich, wenn auch nicht gerade in überschwenglichem Lobe ergehend, doch günstig sowol über ihre Verhältnisse als auch über die Direction geäussert. Diese grellen Widersprüche wurden mir später klar. Unweit des Stadtplatzes nämlich, am rechten Ufer des Ribeirão do Cedro, besass ein Brasilianer, Oberst Caspar Neves, eine Besitzung, um die herum sich die Colonie entwickelt hatte. Dieser Neves nun wäre sehr gern Coloniedirector gewesen, da in seinen Händen die Stelle sich sicherlich zu einer lucrativen gestaltet hätte. Um vielleicht doch seinen Wunsch zu erreichen, bearbeitete er theils selbst, theils durch Agenten die Colonisten und hetzte sie systematisch gegen den Director auf. Er sagte ihnen, wenn die Colonie unter seiner Administration stände, würde er es durchsetzen, von der Regierung grössere Subsidien für sie zu erhalten. Die Krämer (Vendeiros) halfen ihm dabei redlich, denn ihr Profit ist um so grösser, je mehr Geld die Ansiedler haben.

Dies verfing am meisten bei den neuen Colonisten, von denen ein Grosstheil, vor der schweren Arbeit der Rodung zurückschreckend, mit der Beschaffenheit ihrer Parcellen sehr unzufrieden, weit lieber von den Geldunterstützungen der Regierung als von ihrer Händearbeit leben wollten. Auch in Desterro setzte Neves alle Hebel in Bewegung, um sein Ziel zu erreichen, und es gelang auch in der That seinen Bemühungen, einerseits die Colonisten für eine Zeit lang zu demoralisiren, andererseits ihren Director zu verdächtigen. Wäre dieser ein weniger gewissenhafter, strengrechtlicher und befähigter Mann gewesen, oder hätten die von seinen Gegnern vorgebrachten Anschuldigungen auch nur den geringsten reellen Anhaltspunkt gewährt, so hätte Neves triumphirt. Nichtsdestoweniger blieb seine Stellung so lange gefährdet, bis vom Ministerium aus die strengste Weisung nach Santa Catharina ging, den Director in seinem Amte zu belassen.

Abends kehrte ich nach dem Stadtplatze zurück und stieg in der Privatwohnung des Directors Hrn. Th. Todeschini ab. Ich hatte in der Frühe seine Begleitung dankend abgelehnt, um den Colonisten Gelegenheit zu geben, sich freier gegen mich zu äussern und ihre Beschwerden mir offen vorbringen zu können.

Hr. Todeschini war früher Hauptmann im k. k. österreichischen Generalstabe und quitirtte auf ehrenvolle Weise seine Charge, um sich nach Brasilien zu begeben, wo er bald nach seiner Ankunft mit der Stelle eines Directors der neu gegründeten Colonie Theresopolis betraut wurde. Wie sehr er dafür passte, hat die günstige Entwickelung der Ansiedelung bis heute, trotz der tausendfachen Hindernisse, die ihm von aussen und von innen in den Weg gelegt wurden, bewiesen. Er hat von Anfang an seine Hauptkraft auf den Strassenbau verwendet und alle andern Arbeiten bis zur Vollendung der wichtigsten Coloniestrasse beiseitegesetzt. Auffallenderweise übergab der Präsident der Provinz den Bau der auf 14000 Milreis veranschlagten Wegstrecke von Rio dos Bugres längs des Cubatão bis zur Colonie einem Privatunternehmer, statt dieselbe unter Aufsicht des fachkundigen erfahrenen Directors durch die Colonisten ausführen zu lassen und ihnen durch diese Arbeit eine indirecte Unterstützung zu-

kommen zu lassen; hingegen zahlte sie den Colonisten directe Subsidien, da eine Misernte eine Unterstüzung der Ansiedler in den ersten Jahren durchaus nothwendig machte; wahrlich ein merkwürdiger Staatshaushalt. Kirche, Pfarrhaus, Schule, Directorwohnung und Hospital dürften in nicht ferner Zeit ebenfalls in Angriff genommen werden und wahrscheinlich wird dann der protestantische Geistliche von Santa Isabel nach Theresopolis übersiedeln. Die beiden Colonien können leicht durch Einen Seelsorger versehen werden.

Ende 1861 zählte Theresopolis 200 Colonistenfamilien, nämlich 167 protestantische, 33 katholische, davon waren 137 Preussen, 40 Holsteiner, 13 Holländer und 10 Hessen. Sie haben 159 Feuerstellen, fast ohne Ausnahme Palmitoshäuschen, und im ganzen 462000 Quadratbrazas Land, mit den nöthigen Lebensmitteln bepflanzt, besassen ziemlich viel Schweine, Hausgeflügel in bedeutender Menge und 22 Pferde und Maulthiere.[1])

Am folgenden Tage kehrte ich in Gesellschaft der Directoren von Theresopolis und Santa Isabel nach Desterro zurück. Wir verliessen um 8½ die Colonie und schlugen über den Morro de Nª Senhora den alten Weg ein; er war zwar sehr schlecht, aber dennoch besser als die neue Strasse, die ich auf dem Herwege benutzt hatte. Um 12 Uhr machten wir in der Fazenda des Hrn. João P. d'Andrada einen kurzen Halt, wo uns ein vortrefflicher Kaffee geboten wurde. Unweit Santo Amaro erblickt man einen herrlichen Wasserfall rechts an der Serra. Infolge anhaltenden Regens war er heute weit imposanter als tags vorher. Um 6 Uhr abends langten wir auf sehr müden Thieren am Estreito an. Ein heftiger Wind brachte unser Canot pfeilschnell nach der Fortaleza, von wo wir uns zu Fuss nach dem Gasthofe begaben.

Ich muss hier noch der ehemaligen Colonie São Pedro d'Alcantará erwähnen. Sie wurde im Jahre 1829 auf Befehl des Kaisers Dom Pedro I. am linken Ufer des Rio Macuhy 4½ Le-

[1]) Im Jahre 1865 hatte die Colonie 1500 Bewohner, nämlich 900 Katholiken und 600 Protestanten.

goas westlich von der Cidade São José durch den ehemaligen Präsidenten der Provinz, den Brigadier Francisco de Albuquerque Mello, gegründet. Die Colonisten langten 1828 auf der Insel Santa Catharina an und blieben dort, bis der zum Inspector der neuen Colonie ernannte Major Silvestre José dos Passos die Vermessungen und andere nöthige Vorarbeiten auf dem Colonieterrain vorgenommen hatte. Sie bestanden aus 146 Familien, zusammen 523 Personen, denen später noch 93 Individuen von einem in Rio de Janeiro und vom 19. und 27. in Santa Catharina aufgelösten Fremden-Bataillon beigefügt wurden.

Während ihres Aufenthaltes in Santa Catharina vernahmen die Colonisten, dass die ihnen zugedachten Ländereien am Macuhy häufigen Angriffen der wilden Indianer ausgesetzt seien, und weigerten sich deshalb diese zu übernehmen. Da ihnen jedoch der Präsident für die erste Zeit ihres dortigen Aufenthaltes 160 Reis pr. Kopf und Tag Unterstützung zusagte, so liessen sie die Furcht beiseite und nahmen von ihren Parcellen Besitz, die je nach der Grösse der Familien 50 bis 100 Brazas Front bei 750 Tiefe massen. Vierzehn Familien blieben theils in Desterro, theils in São José und dessen Umgebung.

Die Landlose des grössern Theiles der Colonisten hatten ihre Front gegen die damalige Hauptstrasse, die São José mit Lages verband, eine Anzahl aber nördlich davon, wo sie kein Wassergefäll für Farinhamühlen hatten; viele von ihnen verliessen daher ihre Besitzungen und siedelten sich an den Ufern des Rio Macuhy an oder zogen nach São José.

Major Passos versah nur so lange das Amt eines Inspectors, bis alle Colonisten im Besitze ihrer Ländereien waren. Dann wählten diese sich selbst ihren Mitgenossen Nikolaus Henkenn als Obmann und nach dessen Ableben seinen Sohn Peter Henkenn und bauten sich eine einfache Kirche, in der zeitweise der Pfarrer von São José Gottesdienst hält.

Diese Ländereien sind nur zum Theil fruchtbar, im ganzen genommen von mittlerer Güte, streckenweise aber auch unfruchtbar. Dieser letztere Umstand bewog im Jahre 1836 elf Familien ihre Besitzungen aufzugeben und sich mit Bewilligung

des Präsidenten auf Regierungsländereien in Vargem grande am rechten Ufer des Rio de Cubatão anzusiedeln. Sie bauten dort eine Kapelle, nach der ihre Niederlassung den Namen „Arrayal da Capella dos Dores da Vargem“ führt. Sie wurde den 13. Mai 1846 eingeweiht, also kurz bevor, nur wenige Legaos weiter nach Westen, die Colonie Santa Isabel gegründet wurde.

Die in São Pedro d'Alcantará zurückgebliebenen Ansiedler arbeiteten unverdrossen fort und ihre Thätigkeit wurde von dem besten Erfolge gekrönt. Die meisten von ihnen kamen bald in eine behäbige Lage, zudem gewannen sie durch ihren Rechtlichkeitssinn, ihr offenes Handeln ohne Falsch und Hehl auch die allgemeine Achtung der brasilianischen Bevölkerung. Sie haben trotz ihres bald 40jährigen Aufenthalts in Brasilien noch ihre heimischen Sitten und Gebräuche bewahrt, z. B. beherbergen sie einander nie unentgeltlich, während sie andere Deutsche und Brasilianer mit der grössten Gastfreundschaft empfangen. Nachdem die Colonisten ihre Ländereien erhalten hatten, stellte es sich heraus, dass auf einem Theile derselben noch alte Besitztitel lasteten. Es entstanden vielfache Streitigkeiten und Processe, die schliesslich durch den Ankauf der betreffenden Ländereien durch die Deutschen geschlichtet wurden.

Im Jahre 1844 wurde die Colonie zum Kirchspiele erhoben und zählt gegenwärtig an alten Colonisten, deren Abkömmlingen und an dort niedergelassenen eingeborenen Brasilianern an 2000 Seelen. Die meisten Deutschen haben sich naturalisiren lassen. Es wurde mir von Personen, die mit den Verhältnissen dieser ehemaligen Colonie genau vertraut sind, versichert, dass die Deutschen von São Pedro d'Alcantará gegenwärtig über 100000 Milreis ausserhalb des Kirchspiels an Zinsen angelegt haben.

Ungünstige Winde verzögerten die Ankunft des Dampfers von Rio de Janeiro, ich hatte daher während eines viertägigen Aufenthaltes in Desterro Musse genug, mich mit den Verhältnissen der Insel Santa Catharina einigermassen bekannt zu machen.

In einer Ausdehnung von ungefähr 19 Legoas NS. und da, wo sie am breitesten ist, von wenig über 2 Legoas OW., erstreckt sich die Insel Santa Catharina längs der Festlandküste der gleich-

namigen Provinz, von derselben durch einen nur wenige Seemeilen breiten Kanal getrennt. [1]) Da wo die Hauptstadt Desterro liegt, nähert sich ein Vorgebirge der Insel einem entsprechenden Vorgebirge des Festlandes bei der Stadt São José so sehr, dass sich hier, am sogenannten Estreito, der Kanal bis auf 175 Brazas verengt. Da er auch am nördlichen Ende und an der Südspitze schmal ist, so hat er so ziemlich die Form eines in der Mitte abgeschnürten Sackes. Gegen die beiderseitigen Ufer ist das Fahrwasser seicht mit schlammigem Grunde, aber längs der Mitte zieht sich eine für die grössten Schiffe fahrbare Wasserstrasse hin. Von Norden ist die Einfahrt leicht, von Süden her aber kann sie für Segelschiffe nur unter sehr günstigen maritimen Bedingungen bewerkstelligt werden. Der Kanal bietet den Schiffen sehr sichere Ankerplätze, besonders gegen die in jenen Meeren am meisten gefürchteten Süd- und Südweststürme (Pamperos), etwas mehr ausgesetzt ist er den Nordostwinden. Am östlichen Ufer der Insel brandet das Meer durchschnittlich sehr heftig und es hat nur zwei Ankerplätze, den einen in der Barra da Lagoa, den andern in einer von der Ponta grossa do Sul gebildeten Bucht.

Erst im Jahre 1861 wurde auf der südlichsten Spitze der Insel ein Leuchtthurm errichtet, im Norden ist noch keiner, obgleich ein solcher, etwa auf der Insel Arvoredo, besonders für die überseeischen Schiffe ungleich wichtiger wäre. Eine grosse Anzahl kleiner Inselchen umgürten die grosse Insel. Mehrere von ihnen wurden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts befestigt. Im Jahre 1861 waren sämmtliche Befestigungen der Insel in einem höchst traurigen Zustande. Nur Santa Cruz auf der Insel Anhato mirim und die Festung an der Barre des südlichen Eingangs waren durch einige Reparaturen in der Lage, wenigstens einem unschuldigen Kauffahrtheifahrer einigermassen zu imponiren. Die Befestigungen auf den Ratteninseln waren entwaffnet und die wenigen dort befindlichen Soldaten

[1]) Der nördlichste Punkt der Insel Ponta Rapa liegt unter 27° 22′ 31″ südlicher Breite, 48° 32′ 7″ westlicher Länge, der südlichste unter 27° 51′ 30″ südlicher Breite und 48° 41′ 0″ westlicher Länge.

mit dem Signalisiren der einlaufenden Schiffe beauftragt; die auf Ponta grossa, ebenfalls entwaffnet, hatten einige Mann, um das dortige Material zu beaufsichtigen. Die Festung Sant Anna diente als Kaserne der Marinezöglinge, Santa Barbara, mehr Ruine als Fort, war zum Militärspital bestimmt, und São José, in einem noch elendern Zustande, hatte nur zwei Häuschen, von denen das eine als Pulvermagazin benutzt wurde, das andere als Wohnung eines Militärpostens diente.

Die Insel ist grösstentheils gebirgig, am meisten in der Nähe der Hauptstadt, von der östlich die Serra da boa vista und die Serra de Rita Maria hinstreichen, und dann im Nord- und Südende. Der höchste Punkt soll der Cerro Cambarella sein; er dient den Küstenfahrern, weil man ihn aus sehr grosser Entfernung erblickt, als sicherer Orientirungspunkt. Drei grössere Flüsschen, der Rio do Tavares, Rio dos Ratones, beide mehrere Meilen weit für Canots schiffbar, und der Rio Vermelho, der sich auf der Westseite in das Meer ergiesst, durchfurchen neben mehrern unbedeutenden Gebirgswässern, von denen sich ein Theil in Seen mündet, die Insel. Die „Lagoa da Conceição", der grösste dieser Seen, liegt mehr im nördlichen Theile der Insel, nur eine Legoa von der Hauptstadt entfernt, sie ist circa 2 Legoas lang, $1/2$ Legoa breit und in der Mitte stark verengt. Die „Lagoinha" ist etwas nördlich von der Bucht von Ponta grossa do Sul, die dritte „Legoa do Pantano" ist eigentlich mehr Sumpf als See.

Das Klima von Santa Catharina ist herrlich und in ganz Brasilien sprichwörtlich. Es dürfte in der That keinen zweiten Punkt geben, der Brustleidenden einen geeignetern Aufenthalt darböte, als diese Insel des „ewigen Frühlings". Nur einzelne Küstenpunkte und unter diesen gerade auch die Hauptstadt sind wegen mehr oder weniger sumpfiger Lage zeitweise von Wechselfiebern heimgesucht.

Der Boden der Insel war einst wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt und es wurden Kaffee, Zucker, Mandiocamehl, Mais, Reis, Weizen, Taback, Flachs und viele Gemüse ausgeführt. Heute ernährt er nicht mehr seine Bewohner, so sehr ist er durch das irrationelle brasilianische Culturverfahren erschöpft. Seit zwei

Jahrhunderten werden ihm immer und immer Ernten entzogen und nie der geringste Ersatz dafür gegeben. Ueber 36 Quadratlegoas Land reichen nicht mehr von fern hin, 19000 Menschen zu ernähren. Mit Ausnahme von etwas Farinha und Zucker kommen gar keine Ackerbauproducte mehr von der Insel nach der Hauptstadt, die nun von den Colonien des Festlandes mit Lebensmitteln versehen werden muss.

Es herrscht auf der ganzen Insel grosse Armuth, und würde nicht der Fischfang, theils in den Lagunen, theils an der Meeresküste, den Bewohnern Nahrung und durch Einsalzen und Versenden einigen Verdienst gewähren, so wären sie dem grössten Elende preisgegeben. In nicht gar ferner Zeit wird auch wol ein Theil der ärmern Einwohner durch die Noth gezwungen werden, am Festlande sich fruchtbarere Wohnsitze auszusuchen.

Auf der Insel besteht noch allgemein das früher schon erwähnte Sistema da terça, d. h. ein grosser Grundbesitzer gibt armen Leuten eine Parcelle zur Bearbeitung und empfängt von ihnen den dritten Theil der Ernte. Viele solcher Familien haben blos 100 Quadratbrazas Land (2 Brazas Front, 50 Brazas Tiefe) und es ist leicht einzusehen, dass sie auf dem ausgesaugten Lande mit $^2/_3$ der Ernte sich kaum vor dem allergrössten Hunger schützen können. Der Präsident Brusque erzählte mir, dass er sich viele Mühe gegeben habe, solche blutarme Inselbewohner zu bewegen, sich auf Colonien von Eingeborenen in der Provinz niederzulassen, und ihnen alle Vortheile, deren die europäischen Colonisten theilhaftig sind, versprochen, aber es sei ihm nicht gelungen, auch nur eine einzige Familie zu bewegen, die heimatliche Scholle zu verlassen. Der Hunger wird mit der Zeit wol mehr ausrichten als Ueberredung.

Die Insel Santa Catharina ist in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine Lieblingsstation der wissenschaftlichen Weltumsegelungen gewesen und daher auch ihre Fauna und Flora ziemlich bekannt. Einem tüchtigen Naturforscher bleibt aber immer noch ein weites und dankbares Feld für seine Thätigkeit, besonders in der Classe der Wirbelthiere offen.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Insel stammt zum gröss-

ten Theile von Bewohnern der Azoren und von Madeira ab, die auf Befehl Königs Johann V. hierher versetzt wurden. Bei der Entdeckung von Brasilien war sie im Besitze der Carijos-Indianer und hiess bei ihnen Juiré mirim. Die Portugiesen nannten sie wegen der vielen dort lebenden Enten Ilha dos Patos (Enteninsel). Zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts war sie meistens im Besitze von Schmugglern, Piraten, Justizflüchtlingen und eingeborenen Indianern. Letztere aber, die von den Indianerjägern auch nicht verschont wurden, verliessen ums Jahr 1630 ihre Heimat und zogen sich in die Wälder des Festlandes zurück. Beinahe zwei Jahrzehnte scheint sie entweder ganz unbewohnt gewesen zu sein, oder war doch nur vorübergehender Aufenthaltsort der schon erwähnten Klasse von Leuten. Im Jahre 1650 siedelte sich ein Paulista, Namens Francisco Dias Velho Monteiro, mit seiner Familie, seinen Dienstleuten und der ihm befreundeten Familie eines gewissen José Tinco dort an und er soll vier Jahre später vom König Johann IV. einen Theil der Insel zum Geschenke erhalten haben. Ungefähr zehn Jahre später landete ein aus Peru zurückkehrendes holländisches Schiff an der Küste dieser, wie es den Schiffern schien, unbewohnten Insel, um einige Reparaturen am Fahrzeug vorzunehmen. Die Ladung, meistens aus Gold- und Silberbarren bestehend, wurde ans Land unter Zelte gebracht und von ein paar Mann bewacht. Monteiro mit seinen Leuten fiel eines Tages verrätherischerweise über die arglosen Holländer her, die nach tapferer Gegenwehr einen Theil ihrer Ladung an Bord bringen und unter Segel gehen konnten. Ein Jahr später kehrte das Schiff wieder nach Peru zurück, lief auf seiner Hinfahrt in den Kanal von Santa Catharina, stürmte Monteiro's Niederlassung und zwang ihn, das gestohlene Geld wieder herauszugeben; die Widerstand leisteten wurden nieder gemacht, die Töchter Monteiro's geschändet. Nach diesem tragischen Vorfalle verliessen die übriggebliebenen Glieder der Familie die Insel und siedelten sich am Festlande an. Im Jahre 1762 wurde Santa Catharina für kurze Zeit von den Spaniern besetzt; nach ihrem Abzuge liess die portugiesische Regierung zu deren Vertheidigung vier Forts aufführen,

die indessen nicht verhindern konnten, dass die Insel, wie schon erwähnt, 1777 zum zweiten male von den Spaniern genommen und über ein Jahr besetzt gehalten wurde. In neuerer Zeit war die Insel Santa Catharina auch Zeugin einer unbedeutenden Seeschlacht.

Ums Jahr 1763 wurde am östlichen Ufer der Insel in der Nähe des kleinen Sees die grossartigste Thransiederei an der brasilianischen Küste errichtet. Das für den Thran bestimmte Bassin war so geräumig, dass sich ein Boot frei darin herumbewegen konnte; eine zweite Armação wurde ungefähr 1772 unweit der grossen Lagune erbaut. Der Walfischfang war damals und bis vor 30—40 Jahren in jenen Meeren ausserordentlich ergiebig; noch zu Anfange dieses Jahrhunderts wurden in diesen Gewässern oft in einem Jahre über 500 Wale getödtet und in den Armaçães von Santa Catharina ausgesotten. Seit einigen Decennien hat, wie an dem grössten Theile der Küste des Kaiserreiches, so auch hier der Walfischfang gänzlich aufgehört. Der fast gänzliche Stillstand dieses Industriezweiges an den südamerikanischen Küsten des Atlantischen Oceans hat einen doppelten Grund: erstens haben sich alle Walarten in jenen Meeren infolge der ununterbrochenen Nachstellungen, insbesondere durch nordamerikanische Walfischfänger, ausserordentlich vermindert; zweitens ist die einheimische brasilianische Bevölkerung dieser harten, wenn auch bei einigem Glücke sehr lucrativen Beschäftigung durchaus abhold. Die Abnahme des Walfanges begann mit der Unabhängigkeit Brasiliens vom Mutterlande und den bald nachher erlassenen restringirenden Navigationsgesetzen. Von diesem Moment ist sie mit erstaunlich schneller Progression bis zum vollständigen Stillstande gesunken und wird sich voraussichtlich schwerlich jemals wieder nennenswerth heben.

Die Bevölkerung der Insel Santa Catharina belief sich im Jahre 1860 auf 19900 Individuen, worunter 3597 Sklaven, die Zahl der Feuerstellen auf 3714 [1]). Sie war in 7 Kirchspiele

[1]) Die Provinz Santa Catharina zählte

1824	45000	Einwohner
1841	70400	„
1847	81500	„
1866	114600	„

eingetheilt, nämlich: 1) Santissima Trinidad, 2) São Francisco de Paula de Canaviera am Nordende der Insel, 3) etwas südlicher Nª Sª das Necessidades de São Antonio, 4) Nª Sª da Conceição da Lagoa, eine unbedeutende Villa an der Ostküste, dicht am grossen See, 5) ebenfalls an der Ostküste São João Baptista do Rio Vermelho, 6) im Süden Nª Sª da Lapa do Ribeirão, seit 1840 eine Villa, die sich ebenfalls nie zu einer Bedeutung emporschwingen konnte, und endlich 7) Nª Sª do Desterro, das Kirchspiel der Hauptstadt der Insel und der Provinz.

Desterro liegt so ziemlich in der Mitte der westlichen Küste auf der am meisten gegen das Festland vorspringenden Landzunge unter 27° 35′ 30″ südl. Br. und 48° 39′ 53″ westl. L. Gr. und gewährt von der Seeseite einen reizenden Anblick. Weit weniger befriedigt ein Besuch der Stadt selbst. Ihre Strassen sind unregelmässig, zum Theil enge und schmuzig und schlecht gepflastert. Die Häuser, unter denen viele zweistöckig, sind weder besonders bequem, noch im Durchschnitt hübsch. Kein einziges öffentliches Gebäude ist durch seine Architektur bemerkenswerth. Die Wohnung des Präsidenten, das Stadthaus, das Arsenal sind von bescheidenster Einfachheit, die Wohlthätigkeitsanstalten noch weit unter derselben, das neue Theater schien mir ebenfalls keine Zierde der Stadt zu werden. Der immense Dachstuhl wurde damals an der Praia zusammengesetzt und soll nach dem Urtheile Sachkundiger viel zu schwer für das schwache Gemäuer ausgefallen sein. Die Hauptkirche, Nª Sª do Desterro geweiht, deren Eingang jederseits mit einer Casuarine und einer Palme auf eingefasstem Rasenplatze geschmückt ist, macht einen freundlichen Eindruck, ist aber ebenfalls ohne architektonische Bedeutung, ganz so wie die übrigen Kirchen oder Kapellen. Die öffentlichen Plätze sind unbedeutend und ziemlich verwildert. Ein Hauptnachtheil der Stadt ist der Mangel an gutem Trinkwasser, die Reservoirs der drei Hauptbrunnen, auf dem Campo do Manejo, Carioca und Palhoca enthalten kaum geniessbares Wasser. Diesem Uebelstande ist abzuhelfen, aber mit Ausgaben, die die Finanzen der armen Provinz bisjetzt kaum gestatten.



Zu III, 422



Zu III, 422.

Hauptkirche in Desterro.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Für den höhern, d. h. den Secundärunterricht besteht in Desterro ein Provinziallyceum, dessen Errichtung aus neuerer Zeit datirt. Früher waren die höhern Lehranstalten Privatunternehmen. Im Jahre 1857 hatte zwar die Provinzialversammlung die Errichtung eines Lehrstuhls für Philosophie, Rhetorik und Geographie und eines zweiten für Mathematik beschlossen, sie traten aber nie ins Leben, da sich für den einen kein passender Lehrer, für den andern aber keine Schüler fanden. Sechs Jahre später eröffnete P. Joaquim Gomes d'Oliveira e Paiva, ein talentvoller, aber charakter- und sittenloser Geistlicher, eine Privatschule, in der Latein, Französisch und Philosophie gelehrt wurde, nach zweijährigem Bestehen aber wieder einging. Eine ebenso ephemere Dauer hatte sein mit vielem Pompe angekündigtes Collegio das bellas lettras. Dagegen entfaltete sich weit hoffnungsreicher ein Collegium, das den 1. Sept. 1845 von drei spanischen Jesuiten gegründet wurde. Sie waren zwei Jahre früher als Missionare von Buenos Aires nach Santa Catharina gekommen. Bis 1849 erhielten sie von der Provinzialregierung eine jährliche Unterstützung von 600 Milreis als Hausmiethe für ihre Schule. Die Stimmen der Provinzialpräsidenten sowol als die der ehemaligen Schüler waren einstimmig im Lobe der Anstalt. Sie fiel im Mai 1853 als Opfer des Gelben Fiebers, das in jenem Jahre die Stadt heimsuchte und vier von den P. P. Missionaren hinwegraffte. Ein paar Jahre lang mit dem Superior der Jesuiten fortgesetzte Unterhandlungen wegen Wiederherstellung des Collegiums führten zu keinem Resultate.

So war der Secundärunterricht auf Null reducirt und in den folgenden Jahren nur äusserst mangelhaft wieder aufgenommen. Den 6. Mai 1856 beschloss die Provinzialversammlung von neuem die Einrichtung eines Lyceums mit 7 Lehrstühlen. Vier derselben wurden noch im Laufe des Jahres besetzt und zwar der französische durch einen jungen Arzt Hermogenes de Souza Miranda Souto, der englische durch einen wenig gebildeten Nordamerikaner Willington, der lateinische durch einen Deutschen R. Becker, der mathematische ebenfalls durch einen Deutschen Dr. F. Müller. Später wurden auch die übrigen Lehrstühle noch

besetzt und auch bei diesen zwei Deutsche angestellt, von denen aber der eine die Anstalt bald wieder verliess.

Der mehrjährige Präsident von Santa Catharina, Dr. João José Coutinho, überwachte mit regem Eifer die Entwickelung des Collegiums und besuchte, im Anfange mistrauisch gegen die deutschen Professoren, sehr häufig ihre Lehrstunden, versöhnte sich mehr und mehr mit ihrer Methode, schenkte ihnen nach Verlauf der ersten beiden Jahre sein unbedingtes Vertrauen und beschützte sie gegen die nativistische Partei, denen Ausländer und insbesondere Protestanten in dieser Stellung ein Greuel waren. Coutinho gab 1859 der Anstalt ein neues Reglement und präcisirte einen sechsjährigen Curs, in welchen er auf Berathen der deutschen Professoren und mit Bewilligung der Provinzialversammlung auch Naturwissenschaften (Zoologie, Botanik und Chemie) und Zeichnen aufnahm.

Alle Lehrer arbeiteten nun mit grosser Liebe und ihr Eifer ging auch auf die lernende Jugend über. Das Ziel, das den deutschen Professoren vorschwebte, die Anstalt auf den Standpunkt einer guten deutschen Realschule zu führen, wäre im Laufe einiger Jahre wahrscheinlich erreicht worden, hätte nicht plötzlich die täppische Hand eines neuen Präsidenten störend eingegriffen.

Als Coutinho im September 1859 seines Amtes enthoben und zum Generalpostmeister in Rio de Janeiro ernannt wurde, erhoben sich von neuem jene Stimmen, die von jeher gegen seine Lieblingsschöpfung laut geworden waren, und eiferten vorzüglich gegen die ausländischen Professoren. Coutinho's Nachfolger, Dr. Francisco Carlos d'Araujo Brusque, verschloss ihnen auch das Ohr nicht, entliess einige dieser Lehrer, desorganisirte in seinem blinden, eiteln Eifer, überall organisiren zu wollen, das sich vortheilhaft entwickelnde Lyceum und publicirte den 15. Febr. 1861 ein neues an Lächerlichkeiten reiches Reglement. Die wesentlichsten Veränderungen waren: Erhöhung aller Lehrergehalte auf 1200 Milreis, Verlängerung der Ferien auf 3 Monate und Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit der Lehrer von 3 auf 2 Stunden, eine Anwendung von Hrn. Brusque's auch an-

derwärtig erprobter Methode, sich die Beamten zu gewinnen, die in ihrem Berufe nur einträgliche Ruhestellen erblicken.

Wie ich vor kurzem erfuhr, soll der Präsident der Provinz im Jahre 1864 das Lyceo provincial den Jesuiten auf ewige Zeiten übergeben und auch das Gebäude käuflich abgetreten haben. Die damalige Anstalt, an der die deutschen Professoren wirkten, musste eine andere Wohnung miethen. Durch diesen Schritt wird wol ihr Schicksal entschieden sein. Hinfort aber wird die bildungsfähige Jugend von Desterro wieder in jesuitischen Grundsätzen unterrichtet und grossgezogen. Im Jahre 1856 hatten schon französische Lazaristen eine Aula für Latein, Geographie und Französisch errichtet, hatten aber, mit Ausnahme des ersten Jahres, nie so viele Schüler wie das Provinziallyceum. Dr. Fritz Müller, Lehrer der Mathematik am Lyceum, ist auch in Europa in wissenschaftlichen Kreisen als Zoologe gekannt und geschätzt.

Der Handel von Desterro, wie überhaupt der ganzen Provinz Santa Catharina, hat sozusagen nur eine locale Bedeutung, denn nach dem Auslande gehen, mit Ausnahme von Montevideo und Buenos Aires, keine Producte der Provinz. Die Hauptexportartikel bestehen in Mandiocamehl, Stärke, Mais, Reis, Bohnen, Zwiebeln, Knoblauch, gesalzenen Fischen, etwas Branntwein und Rohzucker, Häuten, Hörnern, geringen Quantitäten von Erva Maté, Ingwer, Sohlenleder, Cigarren (1860 22300 Stück). Die Hauptexportartikel der Provinz sind Breter und andere Bauhölzer. Der Gesammtwerth der Ausfuhr der Provinz betrug im Finanzjahr $18^{59}/_{60}$ die Summe von 1,945497 Milreis, von denen 110735 Milreis Ausgangszoll behoben wurden. Die Importation belief sich auf 1,640481 Milreis. Der durchschnittliche Werth der Importation per Jahr betrug im Quinquennium $18^{54}/_{59}$ 1,266000 Milreis, der Ausfuhr 1,222000 Milreis. [1])

[1]) Nach dem Finanzausweise von 1863/64 belief sich der Gesammtexport der Provinz in jenem Finanzjahre auf 1,247706 Milreis, wovon das Provinzialzahlamt 83466 Milreis Steuern erhob. Die Hauptexportproducte bezifferten sich folgendermassen: Mais 66819 Alq., enthülster Reis 13150 Alq., unenthül-

Die Industrie ist in der ganzen Provinz noch sehr in der Kindheit und nicht einmal genügend, die einheimischen Bedürfnisse zu befriedigen. Nur in Desterro hat sich unter den dortigen Frauen ein erwähnenswerther Industriezweig herangebildet. Sie verfertigen nämlich mit mehr Kunst und Fleiss als Geschmack künstliche Blumen, Thiere, Landschaften, Kästchen, Hals- und Armbänder aus Fischschuppen und Muscheln, echte müssige Klosterarbeiten. Bei Ankunft der Dampfer von Süden oder Norden sind die Gänge und Treppen der Gasthöfe mit Verkäuferinnen besetzt, die diese Spielereien den Reisenden zum Kaufe anbieten. Ich habe solche Arbeiten gesehen, die zu ihrer Anfertigung Jahre in Anspruch genommen haben und für mehrere hundert Milreis ausgeboten wurden. Obgleich ich dem Uebermass der daran verwendeten Geduld meine Bewunderung nicht versagen konnte, so hätte ich sie doch nicht geschenkt haben mögen, so ausserordentlich geschmacklos waren sie. Einzelne einfachere Arbeiten, z. B. Fischschuppenbracelets, sind zuweilen recht hübsch verfertigt und machen, besonders abends bei guter Beleuchtung, grossen Effect.

In Desterro halten sich ziemlich viele Deutsche auf, und zwar als Kaufleute, Gastwirthe, Krämer, Handwerker, Dienstboten, auch an Bummlern und Schmarotzern fehlt es nicht, die sogar bis in die Gemächer der Präsidentenwohnung ihren Weg gefunden und dort, wenigstens vorübergehend, einen nicht unbedeutenden Einfluss ausgeübt haben.

Da noch zur Zeit meiner Anwesenheit kein einziger deutscher Staat durch einen Consul vertreten war, so wären arme, der Sprache und der Gesetze unkundige Deutsche in manchen

ster 3450 Alq., Mandiocamehl 587133½ Alq., Bohnen 31948 Alq., Pferdebohnen 23433 Alq., Erdnüsse 11857, Stärke 4510½ Alq., Zucker 4516½ Arrobas, Kaffee 389½ Arrobas, Bananentrauben 6014, Orangen 10000, Knoblauch 98220 Zöpfe, Zwiebeln 580 Zöpfe, Sirup 279995 Medidas, Essig 23808 Medidas, Eier 3580 Dutzend, Butter 108½ Arrobas, rohe Häute 24227, Hörner 6526, halbe Sohlenlederhäute 6870, gesalzene Fische 49212, Breter 11357¼ Dutzend, Palmitenlatten 208161, Balken (paos de pruma) 2137½ Dutzend, Brennholz 658717 Stück, Cigarren 138900 Stück, Töpfergeschirr 1457 Stück u. s. w.

Fällen ganz schutzlos gewesen, wenn nicht ein angesehener dortiger deutscher Kaufmann, Hr. T. Hackradt, sich ihrer stets wohlwollend und mit Eifer angenommen hätte. Er zeigte mir z. B. einen sehr läsiven Contract, den ein deutsches, der portugiesischen Sprache nicht mächtiges Mädchen mit einem gewissen A. S. auf 10 Jahre abgeschlossen hatte und der dasselbe nicht viel besser als eine Sklavin gestellt hätte, wenn er nicht durch Hrn. Hackradt's Verwendung wieder annullirt worden wäre. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eines andern Contracts zu erwähnen, der mir abschriftlich in Rio de Janeiro mitgetheilt wurde und den ich in der Anmerkung wörtlich wiedergebe. Ich würde diesen Gegenstand nicht berühren, wenn der Contract nicht von einem Manne wäre ausgestellt worden, der in Deutschland studirt hat, der sich während seines dortigen Aufenthalts darin gefiel, sich als künftiger Beschützer der deutschen Auswanderer in Brasilien zu erklären und der die bekannte Broschüre: „Brasilien und Deutschland, ein offener Brief an die Redactionen der deutschen Tagespresse", schrieb.

Dieser Mann also, Dr. Ernesto Ferreira França, schloss im April 1858 den untenstehenden Contract [1]) mit zwei deutschen

[1]) Zwischen nachgenannten Personen ist untengesetzten Tags nachstehender Contract abgeschlossen worden:

§. 1. Es versprechen nämlich Agnes Michael aus Dresden und Bertha Enes aus Dresden auf drei Jahre von heute an bei Hrn. Gomez de Souza in Rio de Janeiro, die erstere als Köchin, die zweite als Kammermädchen, in Dienst zu treten und allen ihnen obliegenden Arbeiten und Pflichten treu und fleissig und nach besten Kenntnissen nachzukommen und sich gegen die Befehle ihrer Dienstherrschaft willig und gehorsam zu bezeigen.

§. 2. Dagegen verspricht Hr. Gomez de Souza einer jeden der beiden einen Dienstlohn von monatlich drei Thalern, ferner freie Wohnung und Kost zu gewähren und ihnen die Wäsche unentgeltlich waschen zu lassen.

§. 3. Hr. Gomez de Souza verspricht ferner für die beiden vermietheten Personen die Reisekosten von hier nach Rio de Janeiro zu bezahlen, dagegen soll er nicht verbunden sein, nach Beendigung des Contracts die Kosten der Rückreise zu bezahlen.

§. 4. Sollte der Contract nach Ablauf der drei Jahre verlängert werden, so verpflichtet sich Hr. Gomez de Souza einer jeden der obgenannten beiden Personen, statt wie bisher 3 Thlr., dann monatlich 4 Thlr. 15 Sgr. Lohn zu bezahlen.

Mädchen ab, indem er ihre gänzliche Unkenntniss der brasilianischen Dienstverhältnisse, wie aus folgenden Erläuterungen hervorgeht, schmählich misbrauchte.

Die Ueberfahrt von Hamburg oder Bremen nach Rio de Janeiro kostet für einen Zwischendeckspassagier durchschnittlich 100 Thlr. (gewöhnlich weniger). Die Reise von Dresden nach Hamburg, mit Verköstigung bis zur Abfahrt, setzen wir auf 20 Thlr. an, die Reise würde also 120 Thlr. oder 164 Milreis (1 Milreis zu 22 Sgr. angenommen) gekostet haben; setzen wir dazu 3 Thlr. monatlichen Gehalt (gleich 50 Milreis per Jahr), so hatte Hr. Dr. Gomez de Souza im ersten Jahre für jedes der Mädchen eine Ausgabe von 214 Milreis. In Rio de Janeiro verdient ein ordentlicher weiblicher Dienstbote leicht 25 Milreis monatlich, man muss diesen Preis und selbst bis zu 30 Milreis zahlen, wenn man eine kaum mittelmässige Köchin (Sklavin) miethet. In jedem der beiden folgenden Jahre sollten die Mädchen also 50 Milreis erhalten, statt drei Hundert, die sie sich dort verdienen konnten. Jede wurde also in den 3 Jahren nach dem Contracte um 586 Milreis geschädigt. Setzen wir den Monatslohn nur auf 20 Milreis, so betrug doch der Schaden eines jeden der Mädchen in den 3 Jahren über 400 Milreis. Das ist also die praktische Anwendung der deutsch-freundlichen Gesinnungen des Hrn. Dr. Ernesto Ferreira França. Wenn ich recht unter-

§. 5. Sollte irgendeine der Dienenden vor Ablauf des ersten Jahres die Herrschaft verlassen, so verpflichtet sich dieselbe, das ganze Reisegeld zurückzuzahlen; vor Ablauf des zweiten Jahres $2/3$ des Reisebetrags, vor Ablauf des dritten Jahres $1/3$ des Reisebetrags. Nach dreijähriger Dienstzeit ist das Reisegeld für bezahlt zu erachten.

§. 6. Allerseits Contrahenten sind hiermit einverstanden und entsagen allen dem gegenwärtigen Contracte entgegenzusetzenden Einreden, als denen des Betrugs, Irrthums, Scheinhandels und wie sie sonst heissen mögen, haben auch zu dessen Urkunde diesen Miethvertrag eigenhändig, respective durch Bevollmächtigten unterschrieben.

Dresden, den 10. April 1858.

Im Auftrage des Hrn. Dr. Gomez de Souza
gez. Dr. E. F. França.
Agnes Michaelis.
Bertha Ennes.

richtet bin, so hat sich das königlich sächsische Consulat in Rio de Janeiro der Interessen der beiden Mädchen auf das wärmste angenommen.

Von einem Bekannten aufmerksam gemacht, besuchte ich in Desterro einen Schullehrer, der zwei riesenhafte Landschildkröten besitzt. Die eine stammt aus der Provinz Pará, die andere aus Guayaquil. Jene befand sich 1861 schon seit 67, diese seit 56 Jahren im Besitze der Familie des Lehrers und waren von Vater auf Sohn vererbt worden. Es sind die grössten Exemplare von Landschildkröten, die ich noch je gesehen habe. Wenn sie sich im entferntesten Winkel der Chacara aufhalten und sie hören den Ruf irgendeines Gliedes der Familie, so eilen sie mit viel grösserer Schnelligkeit, als man diesen sprichwörtlich langsamen Kolossen zutrauen sollte, herbei, um Bananen, Kürbise, Wassermelonen oder irgendein anderes Lieblingsfutter in Empfang zu nehmen. Der Besitzer konnte mir keine Angaben über das Gewicht der Thiere mittheilen, auch war keine Gelegenheit, sie zu wiegen.

Den 9. März nachts um 11 Uhr lief endlich der von Rio de Janeiro erwartete Dampfer Apa in den Hafen ein. Am folgenden Nachmittag um 2 Uhr brachte mich der Commandant des Paraense mit seinem Boote an Bord und bald darauf wurden die Anker zur Weiterreise nach Süden gelichtet.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Ende des dritten Bandes.

Xylographie und Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Typographie und Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tschudi, Johann Jakob <<von>>,

Reisen durch Südamerika

Bd.: Dritter Band

Leipzig 1867

It.sing. 1081 rb-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468394-7